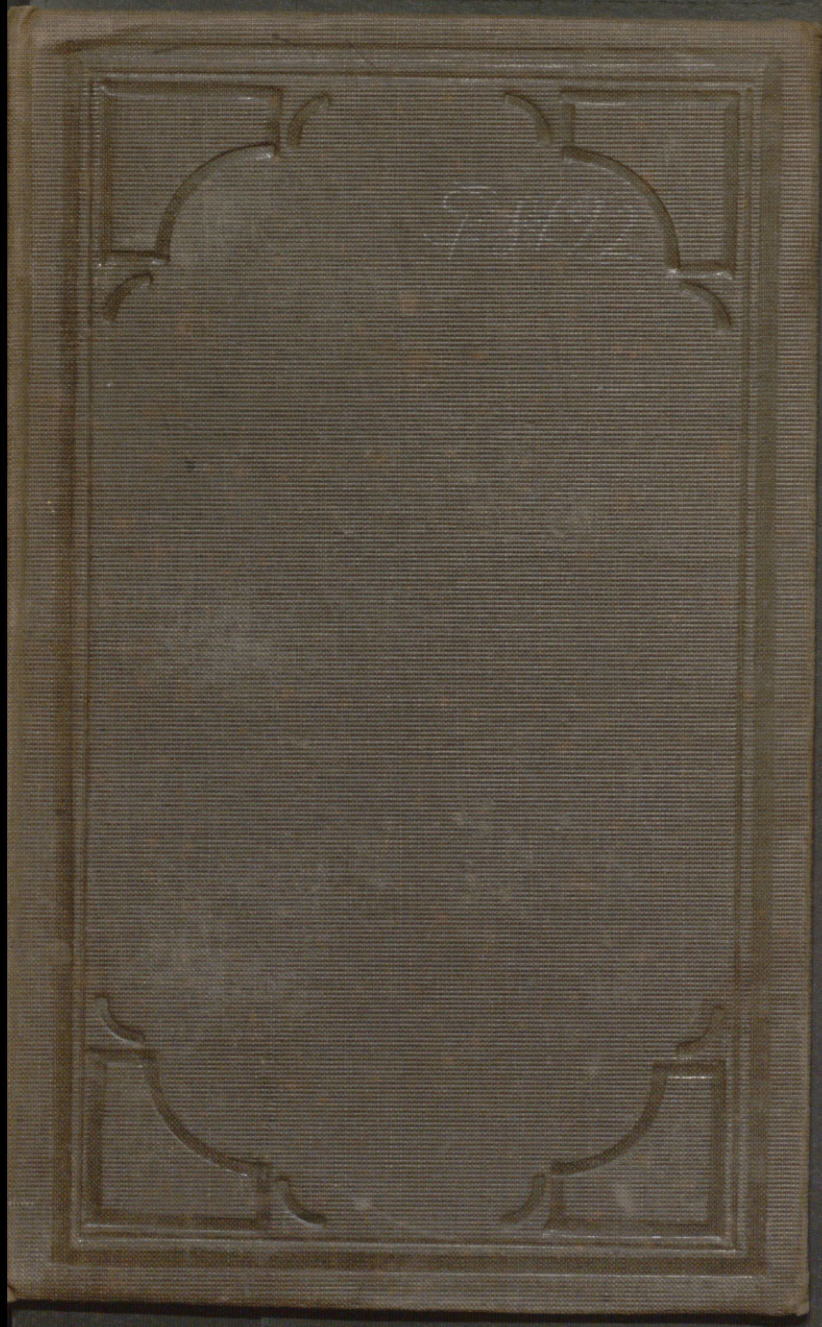


Grey Scale #13

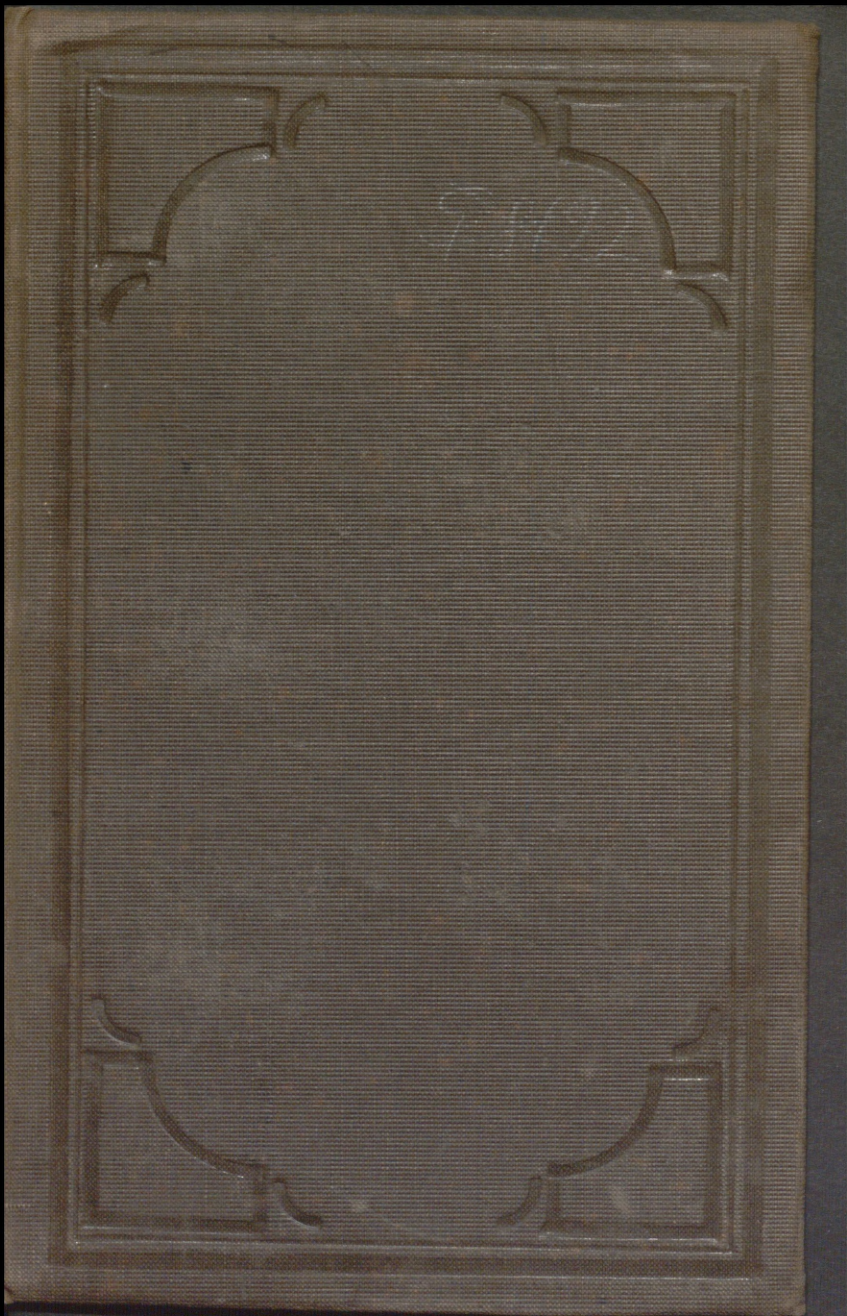


A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



Colour Chart #13





Der
Russische Hof

von

Peter I. bis auf Nikolaus I.

Mit einer Einleitung:

Rußland vor Peter dem Ersten.

Von

Magnus Jakob von Crusekolpe.

Fortgesetzt von

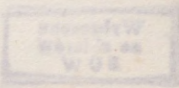

C. Volckhausen.

Neunter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1860.



Nikolaus I.

Von der

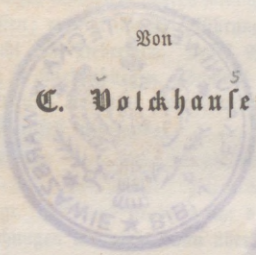
Intervention in Ungarn

bis

zum Tode des Zaren.

Von

C. Volckhausen.



Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1860.



9(47)w



3/VII 57

1944.400

Interpretation in Hungary

52310



11074/1

Sollmann und Comp.

1860
X-415-1128
17. VII. 47

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Rückblick. Einfall der Russen in Siebenbürgen. Dieselben flüchten vor Bem. Die Intervention wird zwischen Rußland und Oesterreich verabredet. Paskewitsch dringt in Ungarn ein. Görgey und die ungarische Landesregierung. Gefecht bei Waizen. Rückzug Görgey's. Verhandlungen desselben mit den Russen; manierliche Kriegführung der letzteren. Schlacht bei Debreczin. Josef Bem, dessen Operationen in Siebenbürgen. Schlacht bei Temesvar. Görgey und Kossuth. Die Diktatur Görgey's. Vilagos. Manifest Nikolaus I.	1
Zweites Kapitel. Tod des Großfürsten Michael. Die Flüchtlinge in der Türkei. Deren Auslieferung wird verlangt. Nikolaus droht, bricht die diplomatischen Beziehungen ab, giebt dann aber nach. Warum der Kaiser nachgiebt. Nikolaus als Protektor von Deutschland. Sein Schiedspruch zu Warschau im Mai 1850. Neues Verdict im Oktober 1850. Nikolaus schickt Herrn von Manteuffel nach Olmüz. Nikolaus in Olmüz. Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn. Die inneren Zustände Rußlands in der nachmärzlichen Zeit. Erlebnisse einer russischen Dame.	47
Drittes Kapitel. Die Stellung Rußlands zum dänisch-holsteinischen Streit. Verhandlungen über die	

	Seite
Chronfolge in Dänemark. Der Traktat vom 8. Juli 1852. Warum England diesem beiträt. Griechische Verwickelungen. Die Pacifico-Affaire.	85
Viertes Kapitel. Nikolaus und Napoleon III. Nikolaus Absichten auf die Türkei. Russische Denkschrift vom Jahre 1850. Die Verhandlungen zwischen Nikolaus und Hamilton Seymour. Mentschikoff in Konstantinopel. Bruch zwischen England und der Pforte.	106
Fünftes Kapitel. Die Flotten der Westmächte in der Bosphorabai. Die Wiener Note. Die Flotten der Westmächte passiren die Dardanellen. Kriegserklärung der Pforte. Der „Unglücksfall“ von Sinope. Die Flotten der Westmächte fahren in's Schwarze Meer. Brief Napoleon III. an Nikolaus. Antwort des letzteren. Manifest an's russische Volk.	134
Sechstes Kapitel. Der Krieg an der Donau. Gefechte bei Oltenizza, bei Zetate, bei Kalafat. Einfall in die Dobrudscha. Paskewitsch zum Oberbefehlshaber ernannt. Belagerung von Silistria. Paskewitsch fällt in Ungnade. Aufhebung der Belagerung. Rückzug der russischen Armeen über die Donau. Der Feldzug in Asien. Stärke und Position der feindlichen Armeen. Operationen derselben im Herbst 1853, und im Sommer 1854.	169
Siebentes Kapitel. In Rußland bereitet man sich vor zu verzweifelttem Kampfe. Vertheilung der russischen Truppen. Die Beschießung Odeffa's. Das Lager bei Gallipoli. Ankunft der Allirten in Barna. Oesterreichs Vertrag mit der Pforte. Rückzug der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern. Die Unternehmungen der allirten Flotten in der Ostsee und im Weißen Meere.	193
Achstes Kapitel. Die Armee der Westmächte im Orient. Die Krimexpedition. Schlacht an der Alma. Die Fe-	

ftung Sebastopol. Die Belagerung. Erste Beschie- ßung. Die Schlacht bei Balaklava. Schlacht bei Infermann. Stillstand der Belagerung. Leiden der Müriten. Die Lage der Russen in der Krim. Rück- wirkung des Kriegs auf das ganze russische Reich. Die diplomatischen Verhandlungen. Manifest des Kaisers. Schlacht bei Cupatoria.	223
Neuntes Kapitel. Nikolaus auf dem Sterbebette. Zur Charakteristik des Zaren.	297

Erstes Kapitel.

Rückblick. — Einfall der Russen in Siebenbürgen. — Dieselben flüchten vor Bem. — Die Intervention wird zwischen Rußland und Oesterreich verabredet. — Paskewitsch dringt in Ungarn ein. — Görgey und die ungarische Landesregierung. — Gefecht bei Waizen. — Rückzug Görgey's. — Verhandlungen desselben mit den Russen; manierliche Kriegführung der letzteren. — Schlacht bei Debreczin. — Josef Bem, dessen Operationen in Siebenbürgen. — Schlacht bei Temesvar. — Görgey und Kossuth. — Die Diktatur Görgey's. — Bilagos. — Manifest Nikolaus I.

Am 6. Juli 1848 hatte die russische Regierung in einem Rundschreiben an ihre Agenten erklärt, es sei ihr Princip, sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten der Länder zu mischen, welche ihre Organisation verändern wollten, — im Frühlinge des folgenden Jahres intervenirte sie bereits mit Waffengewalt in Ungarn.

Woher kam dieser Wechsel in dem Verhalten des Kaisers aller Reußen?

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben schwerlich auf irgend einen Monarchen tiefern Eindruck gemacht als auf den Kaiser Nikolaus. Die erste Kunde von den Februar- und Märztagen versetzte ihn in einen maßlosen Zorn, er drohte mit der geballten Faust, er bereitete sich

vor zu einem Kreuzzuge gegen die Rebellen des Westens. Dann besann er sich und gab die Kriegspläne auf; der berechnende Verstand gewann die Herrschaft über das unmittelbare Gefühl; er nahm nun die Miene eines wohlmeinenden Nachbarn an, der sich tief gekränkt fühlte, daß man Mißtrauen gegen ihn hegte. Es war eine harte Aufgabe für Nikolaus, sich so zu verstellen, für ihn, der seit der Julirevolution gewohnt war, seine Machtprüche von den Monarchen und Völkern respektirt zu sehn. Er wurde nervös und aufgereg, und man fand, daß er rasch altre. Es kostete ihn große Mühe, ein unthätiger Zuschauer bei all den Thatfachen der Revolution und Contrerevolution zu bleiben, die sich in jenem Jahre auf einander drängten; mehr als einmal durchbrach seine Ungebuld die angenommene, ruhig wartende Haltung. So bot er dem Kaiser von Oesterreich Geld und Truppen zur Bekämpfung der Italiener, so brach er alle Beziehungen zu dem Hofe von Turin ab, als Karl Albert sich mit den Rebellen Italiens verband, so wollte er seinem „geliebten Schwager“ in Berlin unverlangte militärische Unterstützung senden, nachdem der preussische Staat vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel durch Sprengung der Nationalversammlung „gerettet“ war, so belobte er den Fürsten Windischgrätz, den Banus Jellachich und den Feldmarschall Radetzki in eigenhändigen Schreiben und beschenkte sie mit russischen Orden. Im ungarischen Kriege fand die lang verhaltene Kampflust Nikolaus I. endlich eine Gelegenheit, sich auszutoben.

Es war am 4. Februar 1849, als die Russen zum Erstaunen Europas in Siebenbürgen einrückten und mit

6000 Mann Kronstadt, mit 4000 Mann Hermannstadt besetzten. Sie waren von den Oesterreichern gerufen. Die tapfern Schaaren Bem's bedrohten jene beiden Städte, daß in der Nähe befindliche österreichische Truppcorps war zu schwach, Aussicht auf Hülfe der kaiserlichen Hauptarmee nicht da, — da hatten sich die Municipalrätthe an den in der Wallachei commandirenden russischen General Lüders gewandt. „Nediglich im Interesse der Menschlichkeit“, sagten die städtischen Behörden in einem Briefe an die Allgemeine Zeitung, indem sie Bem's Truppen als Räuber und Mordbrenner darstellten, — „Nediglich im Interesse der Menschlichkeit“ wiederholten die Journale von St. Petersburg, und ein russisches Circular an die diplomatischen Agenten im Auslande fügte hinzu, daß die Ueberschreitung der Grenze nur als eine lokale Maßregel, nicht als eine bewaffnete Intervention zu betrachten sei, daß die Truppen zurückgezogen werden sollten, sobald die Gefahr vorüber.

Das österreichische Ministerium gab sich den Anschein, als sei die Berufung der Russen ganz ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen. Es schob anfangs alle Schuld auf die städtischen Behörden. Dann stellte sich jedoch heraus*), daß Kaiser Nikolaus in Voraussicht eines Hülfegefuchs den General Lüders angewiesen hatte, die Grenze nur dann zu überschreiten, wenn die obere Militärbehörde darum bitte, und daß wirklich ein schriftliches Gesuch der österreichischen Generale ausgefertigt war. General Puchner wurde nun der Sünden-

*) Vgl. das russische Circular vom 21. Febr. 1849.

hoch des österreichischen Ministeriums. Er habe eigenmächtig diesen Schritt gethan, hieß es, das Einrücken der Russen in Siebenbürgen sei ein bedauerlicher Vorfall, sagte ein Minister am 3. März auf dem Reichstage zu Kremsier, und ein Offizier sei abgesandt, der die Russen zu sofortigem Rückzuge auffordern solle.

Dieser Offizier ist niemals im russischen Hauptquartier angekommen, auch von den andern energischen Maßregeln, welche die Minister versprochen, ist keine zur Ausführung gebracht; der Abmarsch der Russen jedoch erfolgte — aus einem andern Grunde.

Am 11. März 1849 erschien Bem unvermuthet vor dem besetzten Hermannstadt, warf die vor dem Thore sich in Schlachtordnung stellenden Russen über den Haufen, drängte sie zurück in die Vorstädte, dann in die innere Stadt und nahm diese mit Sturm. Auch der Rothenthurmpaß, in welchem der flüchtige Feind sich festgesetzt hatte, fiel in Bem's Hände: in der Nacht vom 15.—16. März überraschte der rastlose Pole von neuem die Russen, trieb sie auf walachisches Gebiet, drängte ein paar österreichische Regimenter gleichfalls über die Grenze und zog am 19. März, ohne Widerstand zu finden, in Kronstadt ein; auch die dort befindlichen Russen verließen Siebenbürgen.

Diese schimpfliche Retirade seiner Truppen hat den Kaiser von Rußland ohne Zweifel gereizt, zumal deshalb gereizt, weil der Sieger Josef Bem hieß, aber der Entschluß, in Ungarn zu interveniren, darf nicht davon abgeleitet werden.

Dieser Entschluß stand längst fest, und der Ein-

marsch in Siebenbürgen war nur ein verunglückter Versuch ihn auszuführen, obwol Baron Brunnow, der russische Gesandte in London, die Versicherung gab, es liege nicht in den Absichten seines Kaisers, seine Truppen in Folge ihres Rückzuges von Hermannstadt in Siebenbürgen einrücken zu lassen.

Im November 1848 hatte der englische Gesandte in Wien, Lord Ponsonby, bereits an sein Kabinet geschrieben, daß Rußland in Ungarn interveniren werde. Seitdem waren die Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg im tiefsten Geheimniß weitergeführt. Unter der Diplomatie und Generalität Rußlands war wenig Neigung für die Intervention; ein Kabinettskonseil, in welchem die Angelegenheit erörtert wurde, entschied sich in seiner Majorität, zu der auch Paskewitsch gehörte, dagegen, weil die daraus erwachsenden Gefahren nicht abzusehen seien. Aber der Kaiser hatte dekretirt, die Intervention solle stattfinden; seine Gründe theilte er nicht mit. Von Oesterreich forderte er als Bedingung der Hülfe die Aufhebung der Verfassung.

Inzwischen errang die ungarische Revolution in den Monaten März und April des Jahres 1849 ihre glänzendsten Erfolge. Am 4. März hob Franz Josef die Verfassung Ungarns auf, der Reichstag in Debreczyn beantwortete den Gewaltakt mit der Unabhängigkeitserklärung, und seitdem folgte eine Niederlage der Oesterreicher der andern. Nicht nur, daß Bem Siebenbürgen eroberte, auch in den andern Theilen Ungarns wurden die dort operirenden kaiserlichen Corps nach der Reihe geschlagen, die Magyaren warfen den Feind im Süden

zurück, sie zogen in Pesth ein, sie entsetzten Komorn, sie erstürmten Ofen, sie bedrohten Wien, — der habsburgische Thron wankte, der österreichische Kaiserstaat war der Auflösung nahe. An den Zaren erging die dringende Bitte, mit seiner versprochenen Hülfe zu eilen. Die officielle Wiener Zeitung vom 1. Mai theilte nun mit, daß Oesterreich russische Hülfe zugesagt sei. Fürst Schwarzenberg reiste unmittelbar darauf nach Warschau, wo auch Nikolaus eingetroffen war. Am 8. Mai erließ dieser ein Manifest, worin er seinen Entschluß, die erbetene Hülfe zu leisten, aussprach.

Im Eingange dieses merkwürdigen Schriftstückes wird der allgemeinen Lage Europa's gedacht und auf die Proklamation vom 14.—26. März 1848 hingewiesen, worin den „Heiden“ mit der Rache Rußlands gedroht war. Dann wird erzählt, wie die Revolution sich auch nach dem Osten ausgedehnt habe. Der Einmarsch der russischen Truppen in die Donaufürstenthümer, heißt es prahlend weiter, habe genügt, die Ruhe daselbst wieder herzustellen. „Aber in Ungarn und Siebenbürgen“, fährt das Manifest dann wörtlich fort, „haben die Anstrengungen der österreichischen Regierung, deren Kräfte durch einen Krieg mit auswärtigen und inneren Feinden auf einem andern Punkte ihres Gebietes getheilt waren, den Aufstand noch bis heute nicht bewältigen können. Die Empörung, durch den Einfluß unserer polnischen Verräther des Jahres 1831 und durch Verstärkung von Flüchtlingen und Bagabonden anderer Länder unterstützt, ist zu einer immer drohenderen Ausdehnung gelangt. Inmitten dieser verhängnißvollen Ereignisse hat uns Se. Majestät der Kaiser

von Oesterreich eingeladen, ihm gegen den gemeinsamen Feind beizustehen, und wir werden uns diesem Rufe nicht entziehen. Nachdem wir den Gott der Schlachten und den Herrn der Siege angerufen haben, die gerechte Sache zu beschützen, hat unser Heer Befehl erhalten, sich in Marsch zu setzen, um den Aufstand zu unterdrücken und die frechen Wühler zu vernichten, welche auch die Ruhe unsrer Staaten bedrohen. Wenn Gott mit uns ist, so wird uns Niemand widerstehen können, davon sind wir überzeugt. So denken alle unsere Unterthanen. Jeder Russe theilt unsere Hoffnung, und Rußland wird seinen heiligen Beruf erfüllen.“

Es ist hart, fremde Hülfe anzugehn, das Härteste aber ist, die herrischen und hochmüthigen Manieren des Helfers geduldig ertragen zu müssen. Oesterreich hat das 1849 erfahren. Nikolaus ersparte ihm keine Demüthigung, und dies Manifest war nicht die kleinste. Kein Wort der Anerkennung ist darin gegen den hülfesuchenden Kaiser, — nicht einmal Bundesgenosse wird derselbe genannt; das Wort ist offenbar absichtlich vermieden, damit nicht an einen Pakt zwischen zwei Gleichstehenden gedacht werde; alle Welt soll es wissen: ein Starker leistet Hülfe einem Schwachen; der österreichische Staat und dessen Armee ist soweit heruntergekommen, daß sie die von Rußland zu Paaren getriebenen polnischen Verräther von 1831, die Flüchtlinge und Bagabonden anderer Länder nicht mehr bewältigen kann, — der Zar wird sie besiegen mit Gottes Hülfe! Das Manifest wirft allerdings ein Wörtchen davon hin, daß die magyrische Revolution auch die Ruhe Rußlands bedrohe,

aber das geschieht nur so ganz beiläufig, von der Schlappe, welche russische Regimenter in Siebenbürgen erlitten hatten, ist gar keine Rede.

Am 21. Mai kam Franz Josef nach Warschau, um mit dem Kaiser von Rußland weitere Verabredungen zu treffen hinsichtlich der Intervention. Nikolaus versprach 240,000 Mann, von diesen sollten 150,000 M. in Ungarn selbst operiren, 50,000 M. in Galizien, 40,000 in der Walachei als Reserve stehen bleiben.

Die zur Intervention bestimmten Truppen standen im südwestlichen Theile des russischen Reiches bereit. Diejenigen Corps, welche in Ungarn selbst einbrechen sollten, überschritten nun auch sofort die galizische Grenze und sammelten sich bei Dukla, einem Städtchen, das am Nordabhange der Karpathen liegt. Hier schlug Paskewitsch, der zum Führer dieser Armee ernannt war, sein Hauptquartier auf, und Nikolaus selbst kam dahin, die Truppen zu mustern und ihren Enthusiasmus zu entflammen.

Aber den Oesterreichern dauerte die Ankunft der Retter immer noch zu lange: der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg und der Feldzeugmeister Welden ersuchten Paskewitsch, sofort 25,000 M. zur Verstärkung der oberen Donauarmee zu schicken. Paskewitsch sandte 15,000 M. unter Paniutin, sie langten schon am 3. Juni in Preßburg an, fochten bei Bzigard am 16. Juni, bei Bered am 20. und 21. Juni, bei Raab am 28. Juni, bei Komorn am 2. Juli mit und entschieden nach den übereinstimmenden Berichten der Ungarn und Russen den Sieg für die Oesterreicher.

Inzwischen hatte auch die russische Hauptarmee die Grenze Ungarn's überschritten, — die stärkste Abtheilung unter Paslewitsch passirte am 16. Juni die Karpathen von Dukla aus in der Richtung auf Bartsfeld zu, die andere Abtheilung führte Rüdiger weiter westlich über Neumark nach Ungarn, ein kleineres Corps unter Grabbe marschirte auf dem äußersten rechten Flügel im Thale der Arva aufwärts. Die ungarischen Streitkräfte im Norden waren zu schwach, um Widerstand zu leisten. General Wysoki zog sich unter unbedeutenden Scharmügeln nach Eperies, dann nach Kaschau und Mistolcz zurück, Alles mit sich fortführend, was an Proviant und Munition in der Gegend war. In Mistolcz machte Paslewitsch Halt, theils um Spitäler zu errichten, — denn am 24. Juni brach die Cholera im russischen Heere aus und raffte täglich 60—100 Menschen in jedem Armeecorps hinweg, — theils um die Zufuhren an Lebensmitteln abzuwarten, die aus Galizien eintreffen sollten. Die Entsendung kleinerer Detachements nach Tokay und Debreczin abgerechnet blieb die Armee bis zum 10. Juli in und um Mistolcz stehen, dann rückte sie weiter auf der Straße nach Pesth, am 12. war das Hauptquartier in Gyöngyhöz, am 14. in Hatvan; hier fand der erste Zusammenstoß mit der Armee Görgey's Statt.

Die ungarische Regierung hatte lange nicht an eine Intervention Rußlands glauben wollen, sie hielt es für unmöglich, daß Deutschland, Frankreich und England eine solche zugeben würden, sie rechnete noch auf das Mißtrauen und auf den Haß gegen den Zaren, der sich im Jahre 1848 so laut und so allgemein ausgesprochen hatte.

Diese Rechnung war indeß ohne den Wirth gemacht. Es war darin vergessen, daß die europäische Bewegung bereits rückläufig war, daß in Paris wie in Berlin die Reaktion wieder am Ruder saß, und daß in England derselbe Mann die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Händen hatte, der die Vernichtung Polens geduldet. Um Westeuropa keinen Anstoß zu geben, versäumten die Ungarn es, den Vorschlag Dembinski's zu befolgen und die Revolution nach Polen zu tragen, — aus demselben Grunde nahmen sie Anstand, auf Wien zu marschiren; und weil sie Westeuropa keinen solchen Anstoß gegeben hatten, so glaubten sie, auf dessen Schutz gegen eine russische Intervention zählen zu dürfen und verschoben es bis auf die letzte Stunde, sich selbst bis an die Zähne zu waffnen. Als die Konvention zwischen den beiden Kaisern abgeschlossen war, rief Kossuth freilich das Volk gegen die Russen, die Feinde der Freiheit, der Unabhängigkeit und der Religion zu den Waffen, er forderte auch komischerweise die Priester auf, dem Landsturme voranzugehn, ermunterte zum Fasten und Beten und befahl allen Bewohnern der Grenzen, sich mit Hab' und Gut ins Innere des Landes zurückzuziehen. Aber es war zu spät, den Russen an der Grenze einen heißen Empfang zu bereiten. Außerdem stellte sich ein anderer Uebelstand heraus, der völlige Mangel einer einheitlichen militärischen Leitung, und eine unheilbare Disharmonie unter den Generälen. Das Kriegsministerium gab Befehle, Kossuth gab Befehle, die Heersführer gaben Befehle, und Keiner nahm Rücksicht auf die Befehle des Andern. Nach dem 14. April, nach der Unabhängigkeitserklärung, wo Kossuth

zum Gouverneur von Ungarn ernannt war, hatte eine neue Vertheilung der Ministerien stattgefunden, und das Portefeuille des Krieges war den Händen Görgey's anvertraut. Zwei Beweggründe mochten Kossuth bei dieser Wahl geleitet haben: einestheils die Anerkennung, daß Görgey das Talent und die Energie besitze, die militärischen Kräfte zu organisiren, anderntheils der Wunsch, den gefährlichen Mann vom Heere zu entfernen. Aber Kossuth erreichte, indem er es gestattete, daß Jener sich als Kriegsminister vertreten ließ und den Armeebefehl behielt, weder das Eine noch das Andere. Klapka übernahm in Stellvertretung Görgey's zu Anfang Mai das Kriegsministerium. Nun wurde ein Versuch gemacht zu reformiren. Kossuth erließ ein Dekret, worin er die bisherige Willkür der Feldherrn tabelte und eine strenge Unterordnung derselben unter das Kriegsministerium verlangte. Am meisten jedoch kam auf die Armee der oberen Donau und ihren Führer Görgey an, und zwischen diesem und dem stellvertretenden Kriegsminister herrschte eine verhängnißvolle Differenz über die Kriegsoperationen.

Die Magyaren hatten im Frühling 1849 — abgesehen von einigen kleineren Corps — vier Armeen im Felde: eine in Siebenbürgen unter Bem, eine zweite im Süden unter Bettey, eine dritte im Norden unter Byssodj, eine vierte an der oberen Donau unter Görgey. Diese letztere war die an Zahl bedeutendste und an moralischem Muthe tüchtigste, sie belief sich auf 50,000 M. mit 209 Stücken Geschütz und 7200 Pferden, während die Totalsumme der Streitkräfte des Landes auf 135,000 M. mit 400 Kanonen berechnet wurde. Für diese Armeen

ward im Ministerrathe am 12. Mai folgender Operationsplan festgesetzt: die größere Hälfte der Donauarmee, 30,000 M., solle sich in die Festung Komorn werfen und von da aus die österreichische Hauptarmee möglichst in Schach halten, die andere kleinere Hälfte, 20,000 M., solle als Observationscorps auf dem linken Donauufer agiren und je nach den Umständen sich mit der gegen die Russen aufgestellten Nordarmee oder mit der Besatzung Komorn's vereinen. Im Fall die Russen vorrückten, würde sich dies Observationscorps wie die Nordarmee an die Theiß zurückziehen, wo sich inzwischen die Reserven gesammelt hätten. Die Südarkmee habe die Belagerungen der Festungen Arad und Temesvar fortzusetzen, Bem aber das Kommando in Siebenbürgen an den Oberst Czeß abzugeben und auf dem rechten Donauufer aufwärts zu marschiren, um sich mit Komorn womöglich in Verbindung zu setzen.

Daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam, lag zunächst an Görgey. In den letzten Tagen des Mai übernahm er selbst das Kriegsministerium, ernannte Klapka zum Befehlshaber in Komorn, enthob Dembinski des Kommandos der Nordarmee, Perczel des Kommandos der Südarkmee, setzte Wysocky und Better an deren Stelle und richtete eine sogenannte Centralkriegskanzlei in Ofen ein. Der Operationsplan Klapka's wurde ignorirt und ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen, es wurden Vorbereitungen getroffen, an der oberen Donau gegen die österreichische Armee die Offensive zu ergreifen.

Keine strategischen Gründe waren es, welche Görgey zu diesem Entschluß veranlasten, sondern politische Gründe.

In seinen Memoiren giebt er darüber ausführliche Auskunft; kurzgefaßt verhielt sich die Sache folgendermaßen:

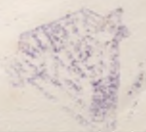
Görgey war damals bereits entschlossen, der ungarischen Revolution das Genick zu brechen. Sucht man nach dem ersten Keime dieses Entschlusses, so findet man ihn ohne Mühe in dem Verdruß eines wohlgeschulten Soldaten über die sogenannte Anarchie der Massen und über das parlamentarische Treiben, worin sich kein übergroßer Respekt vor den Epauletten und Uniformen zeigte. In dieser verdrießlichen Stimmung sah der superkluge Mann überall Mißgriffe und Fehler, für sich selbst persönliche Kränkungen. Mit seinem Waffenglück stiegen seine Ansprüche. Im Bewußtsein seiner Popularität bei der Armee betrachtete er bald den Liebling des Volks, Kossuth, nur als seinen glücklicheren Nebenbuhler, der ein Stein auf seinem Wege war. Er riß Wachtstübewise über die Fehler des letzteren und verstand die glänzenden Eigenschaften desselben nicht zu würdigen; überhaupt nicht fähig, sich einer Idee hinzugeben, hatte er vor Kossuth nicht einmal die Achtung, die er dem Erwählten der Nation unter allen Umständen schuldig gewesen wäre; er haßte denselben mit aller Bitterkeit, deren seine durchaus selbstsüchtige Natur fähig war. Und als die Spuren dieses Hasses offen zu Tage traten und in Folge davon das allgemeine Mißtrauen gegen Görgey rege wurde, so betrachtete dieser das Mißtrauen als ein neues Unrecht gegen sich und als eine neue Kränkung. Er suchte nur noch nach einer passenden Gelegenheit, nach einem plausiblem Vorwand, um offener gegen Kossuth aufzutreten. Auch dieser Vorwand fand sich nur zu

bald. Die Unabhängigkeitserklärung, so motivirt sie durch die Vernichtung der ungarischen Constitution von 1848 war, hatte in der Armee ihre Gegner, — theils solche, die einer republikanischen Staatsform überhaupt abgeneigt waren, theils solche, die den Eid, welchen sie dem constitutionellen Könige Ferdinand V. geschworen, durch jene Erklärung verlezt glaubten; auch unter den Mitgliedern des Reichstages gab es einige, welche freilich nicht gewagt hatten, gegen die Losreißung von Oesterreich zu stimmen, aber nachher keinen Anstand nahmen, heimlich dagegen zu conspiriren. Auf diese Malcontenten baute Görgey seinen Plan, den Reichstag mit Waffengewalt zur Aufhebung des Gesetzes vom 14. April zu zwingen. Der Plan war reif Ende Mai, aber die Ausführung erwies sich unthunlich. Bei einer Zusammenkunft des Generals mit den Conspirateurs des Reichstages fand der Plan des ersteren durchaus keinen Anklang, man rief ihm vielmehr einstimmig entgegen: „keine Militärrevolution!“ „keine Säbelherrschaft!“ In der Armee aber brachte gerade damals die Hinrichtung dreier kriegsgefangener ungarischer Offiziere — Haynau ließ dieselben hängen — eine solche Erbitterung gegen Oesterreich hervor, daß es eine Tollkühnheit gewesen wäre, gegen die Losreißung von Oesterreich aufzutreten. Görgey vertagte also seinen Plan und begnügte sich vorläufig damit, seine Anhänger an einflußreiche Stellen zu bringen. Er forderte ihm ergebene Offiziere auf, sich um Repräsentantenstellen zu bewerben, er entthob Perczel, Dembinski und Guyon ihrer Kommandos, weil sie zur Partei Kossuths gehörten, und er hatte nach eigenem

Eingeständniß Dem dasselbe Schicksal aus demselben Grunde zugebacht. Alsdann entschloß er sich zur Offensive gegen die österreichische Armee. Görgey kalkülirte so: Wenn ich die feindlichen Armeen von neuem geschlagen haben werde, so wird einestheils dadurch meine, des Siegers, Popularität wachsen und ein von mir unternommener Staatsstreich überhaupt weniger Widerstand finden, andernteils ist es aber auch vortheilhaft, gerade die Oesterreicher anzugreifen und nicht etwa die Russen, denn die Zurücknahme der Unabhängigkeitserklärung kann im Falle eines Siegs über jene nicht als Furcht, sondern nur als Selbstverleugnung ausgelegt werden; ich werde Oesterreich dann einen ehrenvollen Vergleich anbieten, und wird dieser abgelehnt, auf Tod und Leben kämpfen.

Dieser Kalkül, der augenscheinlich nichts Anderes bezweckte als die Verdrängung Rossuths und die Vordrängung Görgey's, scheiterte an der Voraussetzung, daß sich die Oesterreicher dem ehrgeizigen General zu Gefallen schlagen ließen. Er griff wiederholt an, — bei Břigard und bei Pered — aber einen Sieg ersocht er nicht.

Das Mißlingen dieser Angriffe bringt Görgey auf andere Gedanken: die Russen dringen von Norden heran, die Oesterreicher halten Stand — er sieht ein, daß seine Armee und sein Volk ihn im Stich lassen würde, wenn er die Unabhängigkeitsakte unter diesen Umständen antasten wollte, er giebt den Plan eines Staatsstreiches auf. Aber er giebt den Plan nur auf, um einen nicht minder verderblichen in Ausführung zu bringen. Er kann seinen Zweck nicht erreichen, so sollen wenigstens auch Rossuth und dessen Partei den ihrigen nicht erreichen. Er



giebt die Rettung Ungarns auf, er will keinen Versuch mehr dazu machen, er überläßt das Land den andringenden Russen und rãth, mit ihnen zu parlamentiren; sich selbst und der Donauarmee stellt er nur eine Aufgabe: die Waffenehre aufrecht zu erhalten und zu diesem Zweck noch einen verzweifelten Schlag gegen Oesterreich zu führen. Er weiß seinen Vorschlag, in der Gegend von Komorn, auf dem rechten Donauufer auch ferner offensiv zu agiren, dem Ministerrath und Kossuth in so glänzendem Lichte darzustellen, daß diese für einen Augenblick sich blenden lassen und darin willigen. Allein gleich darauf ergreift die österreichische Armee selbst die Offensive, drängt Görgey bei Raab (28. Juni) zurück, und Kossuth verlangt entschieden, daß der Rückzug sofort angetreten werde. Görgey verspricht das, hält aber sein Wort nicht und wird von der Regierung des Oberkommandos entsetzt. Inzwischen hat er bei Komorn am 2. Juli einen Angriff der Oesterreicher tapfer — wenn auch nicht besonders glücklich — ausgehalten und ist selbst verwundet. Die Armee ist unzufrieden, daß man ihr den tapferen Führer nehmen und den wenig geachteten General Meszaros dazu machen will: eine Deputation geht ab, die Regierung um Rücknahme des Dekrets zu ersuchen und ihr zu drohen, daß ein Theil der Oberoffiziere im entgegen gesetzten Falle seine Entlassung geben werde. Einem solchen Wunsche Gewährung zu versagen, ist jedenfalls gefährlich, und Kossuth wagt es nicht, die Verantwortung auf sich zu laden. Er ernennt Meszaros allerdings zum Oberkommandanten und General Kulich zum Kriegsminister, aber läßt Görgey das Kommando der Donau-

armee. Der letztere ist nach diesen Vorgängen natürlich nicht geneigter, sich dem Operationsplane der Regierung zu unterwerfen, aber er trägt seine Opposition nicht mehr so offen zur Schau; er beharrt darauf, die Offensive gegen die Oesterreicher zu ergreifen, aber um sich zu decken, läßt er vom Kriegsrathe den Beschluß dazu fassen. Die Offiziere erklären sich für noch einen Versuch, wenn auch dieser mißlingt, dann soll sich die Armee zurückziehn an die Theiß. Am 11. Juli führt Klapka — denn Görgey leidet noch an der Kopfwunde — das ungarische Heer noch einmal gegen die österreichischen Linien vor Komorn, aber trotz aller Tapferkeit gelingt es ihm nicht, dieselben zu durchbrechen, nach einem mörderischen Kampfe weicht er in die Verschanzungen zurück. Jetzt ist Görgey zum Nachgeben genöthigt, und am 12. Juli tritt er den Rückzug an. Es ist die höchste Zeit; nur dem säumigen Anmarsch der Russen ist es zu danken, daß ein Rückzug überhaupt noch möglich. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wenige Märsche für Baskewitsch genügt hätten, um von Hatvan aus den Oesterreichern vor Komorn die Hand zu bieten. Die ungarische Hauptarmee war dann in der Festung eingeschlossen mit der traurigen Aussicht, in wenigen Wochen ausgehungert zu sein.

Görgey führte seine Armee*) also donauabwärts, er hoffte den Weg noch frei zu finden, sich bis Waizen in der Nähe des Flusses halten und dann direkt nach

*) Görgey giebt die Stärke dieser Armee auf c. 27,000 M. an. S. dessen Memoiren, erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1852. Nach Anderen zählte die Armee 30,000 M. und 148 Kanonen.

der Theiß-Ebene marschiren zu können. Von den Oesterreichern ward der Rückzug nicht gestört, sie hatten Nichts davon bemerkt, und wädhnten Görgey noch in Komorn. Aber am 15. Juli früh stieß sein Vortrab auf die Posten der Russen, die Waizen, das am linken Donauufer liegt, bereits mit einem Kavallerieregiment besetzt hatten. Nach kurzem Vorpostengefecht indeß räumten sie die Stadt, die Ungarn folgten und stellten sich südöstlich von Waizen auf. Auf dem bergichten Terrain daselbst begann um Mittag ein hitziges Gefecht, der russische Generaladjutant Rüdiger, begleitet vom Großfürsten Konstantin, zweiten Sohne Nikolaus I., führte von Hatvan aus 24,000 M. zur Unterstützung der vorgeschobenen Reiterei und Artillerie ins Feuer, es wurde gekämpft bis tief in die Nacht, aber ohne Entscheidung. Die Magyaren behaupteten, obwol nur etwa die Hälfte ihrer Armee am Kampfe Theil nahm, ihre sämmtlichen Positionen. Während der Nacht bot der russische Feldherr Pastewitsch Alles auf, seine übrigen Truppen zu concentriren, er blieb die ganze Nacht zu Pferde, um am 16. mit Uebermacht einen entscheidenden Schlag zu führen. Aber der Morgen des 16. brach an, und die Dispositionen waren noch nicht befolgt, der Mittag kam, es wurde Abend, bis Alles zum Angriffe bereit war. So setzte Pastewitsch die Schlacht auf den 17. an.

Früh, beim ersten Grauen des Tages, sprengten einige russische Kavallerieregimenter gegen die Stellung der Ungarn vor; zu ihrem Erstaunen fanden sie keinen Widerstand und erreichten ungehindert die Höhen südöstlich von Waizen, ohne auf Truppen zu stoßen. Görgey

hatte seinen Plan, direkt nach der Theiß zu ziehen, aufgegeben und dagegen den kühnen Entschluß gefaßt, sich nordwestlich zu wenden, die russische Hauptarmee zu umgehen, und dann über Miskolcz und Tokay die Vereinigung mit den Corps des Südens zu suchen; bereits am 16. um 7 Uhr Abends zog er seine Truppen zurück, nur die Arrieregarde dem Feinde gegenüber stehen lassend.

Die Russen eilten von den Höhen herab gegen Waizen vor, trafen auf die ungarische Nachhut, warfen sie in die Stadt zurück, drangen zugleich mit ihr in dieselbe ein und nahmen im ersten Anlauf vier Stück Geschütze. Nun aber ermannen sich die Gegner, Verstärkung von einem der abziehenden Corps eilt herbei, die Bürger Waizen's betheiligen sich am Kampf, — die Russen verlieren drei der eroberten Kanonen, sie werden aus der Stadt hinausgeworfen. Paskewitsch ist genöthigt, eine imposantere Macht aufzubieten, vor dieser räumen die Ungarn sechtend und wohlgeordnet die Stadt und die umliegenden Höhen.

In den nächsten Tagen, am 18., 19. und 20. Juli, machte der russische Heerführer sehr mühevoll aber auch sehr nutzlose Versuche, die ungarische Armee zu erreichen. Die letztere zog über Retfag, Badkert, Balassa-Gyarmat, Loffoncz nach Rimaszombat; die Russen griffen hie und da die Nachhut an, holten sich aber nur blutige Köpfe.

Paskewitsch versuchte jetzt ein anderes Mittel, um den Ungarn beizukommen, und dies Mittel schlug besser an.

Am 20. Juli Abends meldeten sich zwei russische Offiziere bei den ungarischen Vorposten und verlangten, vor den Oberbefehlshaber geführt zu werden. Diesem,

dem General Görgey, überbrachten sie von Paskewitsch die Aufforderung im Namen des Zaren, er solle seine Truppen die Waffen ablegen und sie in die Heimath gehen lassen, widrigensfalls die Russen angreifen würden; zur Eröffnung der Unterhandlungen begehrtten sie achtundvierzigstündigen Waffenstillstand. Ein anderer Mann als Görgey hätte diese Aufforderung ohne Zweifel als einen Scherz behandelt und die Parlamentärs mit Humor aus dem Hauptquartier hinauskomplimentirt, denn diese Drohung mit einem Angriff war nach den Kämpfen bei Waizen, nach den resultatlosen Gefechten der folgenden Tage und nach dem gelungenen Seitenmarsche der ungarischen Armee in der That nur lächerlich, — aber Görgey behandelte die Sache ernsthaft. Er lehnte den Waffenstillstand freilich ab, schrieb aber an Paskewitsch, daß er die Aufforderung, die Waffen zu strecken, nicht sogleich beantworten könne, sondern erst die Armee befragen müsse.

Diese Befragung der Armee fand am 21. Juli wirklich statt. War sie nach einer Seite hin eine bloße Komödie, — denn Görgey war der ablehnenden Antwort von vorn herein gewiß, — so war sie nach einer andern Seite hin eine wohlüberlegte Berrätherei und von den schlimmsten Folgen. Niemand wird dem Führer einer Armee das Recht bestreiten, unter gewissen Umständen seine Truppen zu befragen, ob sie in eine Kapitulation willigen; aber das kann jedenfalls nur in äußerst kritischen Fällen geschehen. Die ungarische Armee hatte keine Niederlage erlitten, der Rückzug stand ihr frei, der nachdrängende Feind vermochte sie nicht zu erreichen. Wenn eine solche Befragung dennoch statt fand, so mußte die-

selbe eine unnöthige Besorgniß hervorrufen, das Gefühl der kritischen Lage übertreiben, die Armee entmuthigen und desorganisiren. Man ist berechtigt, in so fern von einem groben Fehler des Heerführers zu reden; die Art und Weise aber, wie Görgey die Anfrage an die Armee benutzte, muß man geradezu als ein Verbrechen bezeichnen. Er wußte die Oberoffiziere zweier Armeecorps zu bewegen, daß sie ihren Truppen eine Erklärung unterbreiteten, worin die Anerkennung und Garantie der ungarischen Konstitution von 1848 als Basis und Bedingung fernerer Unterhandlungen mit den Russen hingestellt wurde. Görgey berief sich in seinem Schreiben an Paskewitsch, worin er es ablehnte, die Waffen zu strecken, dann ebenfalls auf diese Verfassung von 1848. Erinnern wir uns nun, daß diese von Ferdinand V. sanktionierte Konstitution durch die Unabhängigkeitserklärung beseitigt, und daß Görgey als Kommandant eines einzelnen Heerestheils gar nicht befugt war, dem Feinde Vorschläge zu machen, die eine Verfassungsänderung involvirten, so werden wir nicht umhin können, von diesem Akte die offene Auflehnung des Generals gegen die gesetzliche Regierung und den Verrath desselben zu datiren*).

*) Görgey's Armee bestand aus drei Corps; zwei derselben wurden befehligt von Generalen, die ihm unbedingt ergeben waren und seine Antipathie gegen die revolutionäre Regierung theilten, in diesen beiden Corps fand die Berufung auf die Konstitution Anklang. An der Spitze des dritten Corps stand Ragh-Sandor, der zur nationalen Partei gehörte. Wie Görgey in seinen Memoiren das Mögliche thut, um das Andenken dieses — in Arad gehängten —

Der Gedanke an einen Vergleich mit den Russen war nun einmal officiell in die ungarische Armee geworfen, und er trug dort seine Früchte; die Russen hatten einen Blick hinter die Kulissen des Revolutionstheaters gethan, und sie waren einsichtsvoll genug, das Erkundete für sich auszubeuten.

Pastewitsch gab auf Görgey's Brief keine Antwort, wenigstens ist von einer solchen Nichts bekannt geworden; aber in der Nacht vom 23.—24. Juli langte eine aus dem russischen Lager kommende Dame im ungarischen Hauptquartier an; es war eine Tante Görgey's, die einen Brief von Rüdiger überbrachte. Der Brief enthielt eine Menge Komplimente für den ungarischen General, es war darin ferner gesagt, Rüdiger habe überall auf seinem Marsche gehört, Görgey sei nicht abgeneigt, sich zu ergeben, und schließlich wurde der letztere aufgefordert, die Bedingungen zu sagen, unter welchen er eine Beendigung des ungleichen Kampfes für möglich erachte. Ertheilte nun Görgey auch eine ausweichende Antwort auf diesen Brief, indem er seinerseits um Mittheilung der „Bedingnisse bat, unter welchen Ungarn mit Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland Frieden schließen könne“, so verfehlte schon die Thatsache des fortgesetzten Verkehrs an und für sich nicht, die ungarische Armee mit dem Ge-

Generals zu befudeln, so giebt er sich auch, als er von der Befragung der Armee erzählt, die Miene, als habe er gerade von Nagy-Sandor's Corps erwartet, es werde in die Waffenstreckung willigen. In der That war es gerade dieses Corps, welches zuerst die Niederlegung der Waffen entrüstet abwies und keine Berufung auf die Konstitution einlegte.

danken an einen Vergleich mit Rußland vertraut zu machen. Mehr noch wirkten darauf hin die Formen, welche von den Russen bei diesem Verkehre wie überhaupt bei der Kriegführung in Ungarn beobachtet wurden. Diese Formen widersprachen sowol dem Rufe, der den Russen vorausging, als der Art, wie die Oesterreicher austraten. Die letzteren führten den Krieg in Ungarn mit einer beispiellosen Brutalität, sie behandelten die Kriegsgefangenen wie gemeine Verbrecher, sie ließen selbst an den Verwundeten ihre Wuth aus, sie ermordeten mehr als einen Parlamentär wie einen Spion, sie traten in allen Schriftstücken, die von ihren Commandanten ausgingen, mit verlegendem Hochmuth gegen die Ungarn auf. Die Russen machten das ganz anders. Sie hielten strengere Disciplin, als jemals bei russischen Armeen der Fall war, sie verfuhrten gegen die ungarischen Truppen wie gegen die Soldaten einer ihnen ebenbürtigen Armee, behandelten Gefangene und Verwundete mit der Humanität, die selbst im Kriege von civilisirten Nationen geübt zu werden pflegt, sie achteten beim Empfange von Parlamentärs die Gesetze des Völkerrechts, ja sie traten den ungarischen Offizieren mit einer Courtoisie gegenüber, die unter den obwaltenden Umständen geradezu auffallen mußte. Jene beiden ersten russischen Offiziere, die das Hauptquartier Görgey's betraten, tauschten mit zwei ungarischen Offizieren die Dienstzeichen aus, später schickten General Saff und Oberst Ehrulew ihre Pistolen an Görgey, und dieser je ein Paar der seinigen an die beiden Russen. Es mag übertrieben sein, wenn behauptet worden ist, daß die Offiziere und Gemeinen beider Armeen

vielfach mit einander fraternisirt hätten, aber es ist constatirt, daß im ungarischen Heere seit jener Anfrage an dasselbe eine merkwürdig russenfreundliche Stimmung einriß: man begrüßte die russischen Parlamentärs mit lautem „Eljen“, man baute im Bivouac am Sajó und am Hernad bereits glänzende Lustschlösser: die ungarische Krone, hieß es, werde der Großfürst Konstantin oder der Herzog von Leuchtenberg, der Schwiegersohn des Kaisers, bekommen, und die russischen Truppen würden sich nächstens mit den ungarischen gegen die Oesterreicher vereinen.

Indeß — wenn in der Armee Görgey's auch die Neigung vorhanden war, mit Paskevitch zu unterhandeln, so doch nicht die Neigung, sich den Russen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Auch diese Neigung zu wecken, darauf wirkte Görgey — dürfen wir der allgemein verbreiteten Meinung trauen planmäßig — hin.

Wir wissen, der Abmarsch der Donauarmee von Komorn hatte den ausdrücklichen Zweck, die Theiß zu gewinnen und sich mit den übrigen Armeen Ungarns zu vereinen. Nach dem Gefechte mit den Russen bei Waizen wurde der direkte Weg verlassen und die Richtung nach Norden eingeschlagen, um ein Zusammentreffen mit der russischen Hauptarmee zu vermeiden. Schon in Rimaszombat erfuhr man, daß Miskolcz von den Russen nicht besetzt sei, daß dagegen an den Theißübergängen bei Tokay und bei Tiszasüred besfreundete Truppen ständen: der Rückzug war also frei, und es bedurfte weniger Tagemärsche, um den Freunden die Hand zu reichen. Görgey führte seine Armee auch wirklich vorwärts, bis über

Miskolcz hinaus, dann aber unterbrach er plötzlich seinen Marsch und machte am Flusse Hernad Halt. Er giebt sich in seinen Memoiren große Mühe, für dies abermalige Zaudern strategische Motive aufzufinden, und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob ihm dies gelungen ist, aber jedenfalls war dies Zaudern politisch nicht motivirt, es war ein neuer Akt des Ungehorsams gegen die Landesregierung, es schob die Vereinigung der ungarischen Armeen hinaus, ja stellte das Gelingen derselben in Frage.

Niemand zog Vortheil von dieser Zögerung als Pastewitsch. Er gewann Zeit, seine Hauptarmee gegen die Theiß vorzuschieben, und am 26. Juli forcirten 20,000 M. Russen den Flußübergang bei Tiffasüred.

Diese Nachricht bewog Görgey am 28. freilich zum Abmarsch, aber unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Er war nun genöthigt, einen Flankenmarsch anzutreten, um auf Umwegen die Verbindung mit dem Süden zu finden, die er einige Tage vorher auf geradem Wege und ungestört vom Feinde hätte bewerkstelligen können. Es galt jetzt, nachdem auch seine Armee bei Tokaj die Theiß überschritten hatte, die weite Strecke über Debreczin, Großwardein bis Arad im Fluge zurückzulegen, einen ungeheuren Bogen, den die Russen von Tiffasüred aus an jedem beliebigen Punkte vor den Ungarn erreichen konnten. Görgey theilte seine Armee und ließ sie den gefährlichen Marsch in zwei Kolonnen antreten, die eine Kolonne, ein Drittel der Gesammtarmee, unter Nagh-Sandor's Kommando rechts, den Russen zunächst, die andere Kolonne, der Rest des Heeres, links weiter nach Osten hin. Am 29., 30.—31. Juli und 1. August

blieb der Marsch ungestört. Am 1. August traf Nagy-Sandor in Debreczin ein und erfuhr, daß sich im Westen der Stadt der Vortrab der Russen gezeigt habe. Am Morgen des 2. stellte er sich vor den Thoren Debreczin's in Schlachtordnung auf und wurde dort von den Russen angegriffen.

Die russischen Streitkräfte betrugten gegen 60,000 M. mit 250 Stücken Geschütz, denen Nagy-Sandor etwa 10,000 M. mit einigen 40 Kanonen entgegen zu stellen hatte. Unter diesen Umständen den Kampf aufzunehmen und hartnäckig fortzusetzen war eine Tollkühnheit der Ungarn, die auch mit einer vollständigen Niederlage gebüßt wurde. Die Russen warfen das feindliche Corps nach tapferem Widerstande über den Haufen, nahmen ihm eine Anzahl Kanonen ab und brachten ihm einen Verlust von mehr als 2000 M. Todter und Verwundeter bei. Paskewitsch zog Abends, den Großfürsten Konstantin an seiner Seite, triumphirend in Debreczin ein. Nagy-Sandor vermochte von seinen 10,000 M. nicht mehr als 4000 wieder zu sammeln.

Dieser Sieg bei Debreczin ist die glänzendste Waffenthat der Russen während des ganzen ungarischen Feldzugs gewesen, und sie haben Lärm genug davon gemacht. Paskewitsch ließ gleich darauf in der Kirche zu Debreczin ein Tebeum singen, ruhmredige Bulletins verkündeten die Tapferkeit der russischen Truppen, in Rußland feierte man Siegesfeste, und Nikolaus vertheilte Orden an die Generale, die in der Schlacht kommandirt hatten, sicherte jedem Soldaten, der am Kampfe Theil genommen, eine Medaille zu.

Unter den Ungarn stritt man darüber, wer Schuld an der Niederlage sei. Görgey wälzte alle Verantwortlichkeit auf Nagy-Sandor, der seine Instruktionen überschritten und den Kampf gegen die sechsfache Ueberzahl muthwillig aufgenommen habe, statt sich auf die Hauptkolonne zurückzuziehn. Feinde Görgey's dagegen behaupteten, Nagy-Sandor mit seinem Corps sei absichtlich den Russen preisgegeben und während des Kampfes ohne Unterstützung gelassen. Bemerkenswerth ist die widerspruchsvolle Thatsache, daß dem geschlagenen magyarischnen Corpsführer von seinem Feldherrn ein grober Fehler Schuld gegeben, aber das Commando gelassen wurde.

Paskewitsch verfolgte inzwischen seinen Sieg nicht. Er blieb mit dem Gros seiner Truppen vorläufig in Debreczin, es Rüdiger überlassend, der Görgey'schen Armee, die am 4. August Großwardein erreichte und dort Nagy-Sandor's Corps aufnahm, zu folgen. Rüdiger beunruhigte den Marsch der Ungarn nicht, und am 9. August zogen dieselben in Arad ein.

Ehe wir jedoch die Operationen Görgey's und Rüdiger's weiter verfolgen, ist es nothwendig, die Ereignisse nachzutragen, welche unterdeß auf den anderen Punkten des Kriegstheaters und im Schoße der Regierung Ungarn's stattgefunden hatten.

Die österreichische Armee unter Haynau, einschließ- lich des russischen Hülfscorps unter Paniutin gegen 80,000 M. stark, war gleichfalls in die Nähe von Arad gelangt. Wenige Tage nach Görgey's Abzug von Komorn brach Haynau nach Pesth auf, brandschakte daselbst die Einwohner, zog am 24. Juli weiter donauabwärts nach dem

Süden, überall in den Städten und Weilern auf seinem Wege unbarmherziges Gericht haltend über die Rebellen. Die Spitze seiner Armee war bis Theresianopol gekommen, als er eine Schwentung machte und sich in drei Colonnen gegen die Theiß wandte. Die Ungarn gaben Szegedin, den bisherigen Sitz der Regierung, Preis, versuchten aber, dem Feinde den Uebergang auf das linke Theißufer zu wehren.

Dembinski hatte hier eine ansehnliche Armee unter seinem Befehl: das Corps des Generals Guyon, das frisch von einem Siege über den Ban Jellachich (14. Juli bei Hegyes) aus dem Süden kam, das Corps Wyszoki's, die Division Kmetz's und andere Truppen, im Ganzen über 40,000 M. mit 80 Kanonen. Haynau hatte auch keine so erhebliche Ueberzahl in den Kampf zu führen, wie Paskewitsch bei Debreczin gegen Nagy-Sandor, denn der rechte Flügel seiner Armee wie der linke setzten an andern, entfernten Punkten über die Theiß. Aber es war kein rechtes Vertrauen mehr in der ungarischen Armee, kein Vertrauen auf die oberste Führung und kein Vertrauen auf den Sieg, kein Glaube an das Glück: sie wich nach hartnädigem Widerstande aus Uj-Szeged am linken Theißufer, und an den folgenden Tagen, am 4. und 5. August, ließ sie sich von den Oesterreichern aus ihrer festen Position bei Szöred werfen. Der Rückzug der geschlagenen Armee ging aus unerklärten Gründen auf Temesvar, statt auf Arad, wie Dembinski für solchen Fall von der Regierung vorgegeschrieben war. Diese Richtung wurde verhängnißvoll für das Geschick des Landes. Statt am 8. August unter den Mauern und Ra-

nonen Arad's Sicherheit zu finden und sich mit Görgey's Armee zu vereinen, sahen sich Dembinski's erschöpfte, von dem nachdrängenden Feinde gebedete Truppen am Abend dieses Tages im Angesichte der feindlichen Weste Temesvar. Freilich fanden sie hier eine Verstärkung an dem Corps des Generals Vecsey, das die Festung seit längerer Zeit belagert hatte, aber der Weg nach Arad war nun auch nicht mehr ohne Kampf zu passiren. Man erwog, was zu thun sei, ob dem nachsetzenden Feinde die Spitze zu bieten, ob der Rückzug auf Arad zu erkämpfen sei, als ein Zwischenfall eintrat, wie er nur in der revolutionären Verwirrung Ungarns möglich war. Bem erschien ganz unerwartet auf dem Schauplatze und nahm Dembinski den Oberbefehl ab.

Wir haben Bem — vergleiche Seite 5 — verlassen, als er die im März 1849 eingedrungenen Russen aus Siebenbürgen warf. Er hatte seitdem den Wankelmuth der Glücksgöttin in vollem Maße erfahren. Als ihm in Siebenbürgen kein Feind mehr im offenen Felde gegenüberstand und eben die letzte vom Feinde besetzte Stadt Karlsburg cernirt war, rief ihn Kossuth in's südliche Ungarn, um dasselbe gleichfalls vom Feinde zu säubern. Bem's zwanzigtägiger Feldzug im Banat war eine ununterbrochene Reihe von Siegen gewesen, und er entwarf bereits kühne Pläne, den Krieg über die Grenzen Ungarn's an die Ufer des Mittelmeeres zu versetzen, als ihn der Volksaufstand der Walachen in seinem Rücken zwang, nach Siebenbürgen zurückzukehren.

Der dortige Gebirgskrieg, durch Mißgriffe der ungarischen Regierung von neuem entsacht und mit allem

Fanatismus des Racenhasses geführt, nahm bereits die ganze Umsicht und Energie Bem's in Anspruch, als sich auch den Grenzen Siebenbürgen's feindliche Streitkräfte näherten. Es zeigte sich jetzt, was dem Zaren die Besetzung der Donaufürstenthümer werth war. Die Russen hatten die nach Siebenbürgen bestimmten Invasions-truppen theils in der Bukowina, theils in der Moldau und Walachei concentrirt, in der Mitte des Juni rückten sie vor. Am 17. Juni drang eine russische Armee von 15,000 M. unter General Grotzenhelm in Verbindung mit einem österreichischen Streifkorps durch den Borgo-Paß und nahm die Stadt Bistritz mit Sturm; gleichzeitig begannen die Operationen an dem südöstlichen Rande Siebenbürgen's: der russische General Lüders führte c. 15,000 M. durch den Paß von Tömös, General Engelhardt 10,000 M. durch den Törzburgener Paß, 12,000 M. Oesterreicher unter Clam Gallas folgten. Mit diesen 50,000 M. regulärer Truppen einerseits und den wüthenden Haufen der Walachen andererseits hatte sich Bem herumzuschlagen. Alle Elasticität seines Charakters, alle Genialität seiner Manövers, alle Schnelligkeit seiner Bewegungen reichte gegen diese Uebermacht nicht aus, — er täuschte unzähligemale den Feind, schlug ihn empfindlich, richtete sich nach einer Niederlage rasch wieder 'auf, machte sogar einen verwegenen Einbruch in die Moldau, — aber immer mehr engte ihn der Feind ein, und am 6. August sehen wir ihn, nachdem er bei Schäßburg eine Schlacht verloren, mit wenigen Begleitern von Hermannstadt westlich nach Mühlenbach sprengen. Hier übergab er dem General Stein das Commando

der ungarischen Truppen in Siebenbürgen und eilte selbst weiter, einer Aufforderung Kossuth's folgend, der ihm den Oberbefehl über die vereinigten Armeen Ungarns hinter der Theiß übertragen hatte. Am 9. August Abends erreichte er die auf dem Rückzuge nach Arab befindliche Armee Dembinski's.

Josef Bem war ohne Frage der tüchtigste aller Generale, die im ungarischen Kriege den Russen oder Oesterreichern an der Spitze einer Armee gegenübergestanden haben. Er besaß die Achtung der Offiziere und die Liebe der Soldaten; er hatte seinen alten bei Ostrolenta und Warschau erworbenen Kriegsrühm auf den Schlachtfeldern Ungarns und Siebenbürgens bewährt, von seiner persönlichen Tapferkeit zeugte sein mit vernarbten und unvernarbten Wunden bedeckter Leib, an seinem Haffe gegen die Unterdrücker Ungarns nagte kein Zweifel*). Aber

*) Ueber Bem äußert sich Klapka, „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen“, also: „Schon dieser Erfolg zeugt von militärischen Gaben, wie wir sie in der Epoche der jüngsten Erhebung der Völker bei keinem andern Heerführer wahrnehmen; unser Staunen verwandelt sich aber in Bewunderung, wenn wir die geringen Mittel gewahren, womit ein so glänzendes Resultat erzielt, wenn wir die richtige Combination verfolgen, die jeder Unternehmung vorausging, und wenn wir dann die Kühnheit, die Energie und die Selbstaufopferung erwägen, die bei der Ausführung obwalteten; wir werden uns endlich in achtungsvoller Verehrung vor dem großen Manne beugen, der mitten in seinem Siegeslaufe selbstständige Ruhe behielt, nur durch Güte und Verzeihung bethörte Gemüther der Freiheit wieder zu gewinnen, bei dem der Edel-muth über die Rache geht, — der endlich rastlos schafft und wirkt, wenn der Schlachtenlärm verklungen, und bei allen

es war eine unglückliche Stunde, in welcher Marcellus-Bem dem Fabius-Dembinski das Commando aus der Hand nahm, und wer Schlachten gewinnen will, dem muß der Stern des Glückes lächeln. Bem entschied sich im Kriegsrath, der während der Nacht in Befas, unweit Temesvar, gehalten wurde, für eine Schlacht, und seine Meinung gewann unter den anwesenden Offizieren die Oberhand. Am 9. August Morgens stellte der Feldherr die Armee in der Ebene bei Temesvar in Schlachtordnung auf und erwartete den Angriff der österreichischen Kolonnen. Des greisen Polen Tapferkeit und Genie leuchtete allerdings wieder glänzend hervor auf der Wahlstatt von Temesvar, die Truppen, die bisher fast ununterbrochen retirirt hatten vor den Deslerreichern, hielten der Uebermacht Stand im dichtesten Kugelregen, rückten vor und drängten den Feind. Aber es waltete ein Unstern über dem Tage. Bem zersprengte den linken Flügel der Feinde, er scheuchte das Centrum Haynau's, die russische Division Paniutin vermittelst seiner Artillerie zurück, schon durchlief der Jubelruf: Sieg! die ungarischen Reihen, und ein Courier eilte mit der Freudenbotschaft zu Kossuth nach Urad, — da wandte sich das Glück. Der Artillerie Bem's mangelte es an Munition,

Verdiensten doch einfach, anspruchslos und bescheiden bleibt, der sich selbst vergessend immer nur auf das eine Ziel — auf den Sieg der Freiheit losstürmt und weder durch Kränkung noch durch Mißtrauen sich von demselben ablenken läßt. Bem's Feldzug in Siebenbürgen ist ein klassischer Theil der neuern Kriegskunst — Bem's Name wird im Pantheon der Feldherrn ewig und unverwelkt glänzen.

er rief nach dem Reservevorrath, aber der war fern, durch ein Mißverständniß bereits auf dem Wege nach Urad. Nun ermannen sich die Oesterreicher zum entscheidenden Gegenstoß. Die ermattete Reiterei Bem's hält diesen nicht mehr aus, die Infanterie geräth in Verwirrung, der Sieg entgleitet seinen Händen; in seine wankenden Schaaren bricht überdieß die Besatzung von Temesvar von der Flanke her ein, er selbst stürzt mit dem Pferde und erhält eine Quetschung am Arm, seine Armee wird zersprengt und in wilder regelloser Flucht nach Osten nach den Grenzen Siebenbürgens gejagt.

Diese Niederlage bei Temesvar entschied über das Schicksal Ungarns. Das ist nicht so zu verstehn, als ob von jetzt an jeder Widerstand unmöglich und vergeblich gewesen wäre, aber vom Ausgange dieser Schlacht hing es ab, welchen Händen die Zukunft des Landes anvertraut wurde. Ersocht Bem bei Temesvar einen Sieg, so war er der unbestrittene Oberkommandant der ungarischen Armeen: die dort errungenen Lorbeeren hätten seiner neuen Würde, die ihm von Kossuth eigenmächtig ertheilt war, den Stempel der Legitimität aufgedrückt, vor seinem frischen Ruhm hätte die Eifersucht anderer Generale verstummen gemußt. Aber mit dem Verlust der Schlacht und mit dem Verlust seiner Armee verlor Bem auch die Anwartschaft auf das Oberkommando. Dasselbe fiel nun Görgey zu, der so eben mit seiner Armee Urad erreicht, und dem der Reichstag längst den Heerbefehl zu übertragen gewünscht hatte.

Bedeutete das Oberkommando Bem's aber eine Fortsetzung des Kampfes unter jeder Bedingung, so

bedeutete das Oberkommando Görgey's die Beendigung desselben unter jeder Bedingung, wie sich bald herausstellen sollte.

Als Görgey in Arad anlangte, wurde er von Kossuth eingeladen, an einer Sitzung des Ministeriums Theil zu nehmen. Es war dies am 10. August, wo widersprechende Gerüchte über den Ausgang der Schlacht bei Temesvár schon in der Festung umliefen. Die Unterhandlung mit Rußland war Gegenstand der Debatte. Eine Woche vorher hatte die Regierung bereits einen Parlamentär mit Vergleichsvorschlägen ins russische Hauptquartier geschickt, aber keine Antwort erhalten; nur bei Görgey lief ein Schreiben Rüdiger's ein, worin kurz bemerkt war, daß Paslewitsch nur über die Unterwerfung der ungarischen Armee unter ihren „legitimen Souverän“ verhandeln werde. Jetzt war die Regierung zu einem neuen Versuch entschlossen. Görgey vertrat die Ansicht, daß man dem Zaren mit dürren Worten die Krone Ungarns anbieten müsse, und Kossuth und die Minister willigten ein.

Ehe jedoch das betreffende Sendschreiben an Paslewitsch abging, langte die verbürgte Nachricht von der Niederlage Bem's an. Görgey, an der Spitze seiner Armee von immer noch gegen 30,000 M.*), war jetzt die einzige Stütze der magyarischen Hoffnungen. Jedermann begriff das, Kossuth begriff es, am besten begriff es der General selbst. Ein Dekret der provisorischen

*) Am 29. Juli war ein mit der Bewachung des Theißübergangs bei Lissafüred beauftragtes Corps zur Armee Görgey's gestoßen.

Regierung vom 11. August übergab dem letzteren den Oberbefehl über sämtliche Truppen und die unbedingte Vollmacht, — mit den Russen — Frieden zu schließen. Aber das genügte ihm nicht: er forderte, daß Kossuth abdankte und ihm selbst die höchste Gewalt übertrage.

Das mögen schwere und schwüle Stunden für den ungarischen Agitator gewesen sein, die Stunden, in welchen dieß Verlangen Görgey's schriftlich vor ihm lag und auf Antwort harrete. Sollte er nachgeben, sollte er sich weigern? Ließ er auch sein persönliches Interesse gar nicht mitreden — und es sieht Kossuth gar nicht ähnlich, daß er das gethan hätte — was war zu thun im Interesse seines Landes? Durfte er den Wunsch der Offiziere und der Reichstagsmitglieder, der Armee und des Volkes — die nur von Görgey noch Rettung hofften, — ignoriren und einem andern Generale das Kommando übergeben? Konnte er anderntheils die Diktatur ohne gerechte Besorgniß in die Hand eines Mannes legen, der seit langer Zeit gegen die Regierung intriguirte, ihre Anordnungen gar nicht oder höchst saumselig befolgte und noch so eben durch die Berufung auf die Konstitution von 1848 seine schlimmen Gedanken geoffenbart hatte? Mußte er nicht sich selbst Vorwürfe machen, daß er es dem Eigensinn und dem Ehrgeiz dieses Soldaten gegenüber wol nicht an Bitten und Beschwörungen, aber an Energie hatte fehlen lassen? Was waren die Pläne Görgey's, des verschlossenen Menschen, hinsichtlich der Unterhandlungen mit Rußland? Was war an der Sage, die unter Einigen in der Armee umging, daß der General

die Waffen strecken wolle? War es überhaupt noch möglich, Ungarns Freiheit zu retten?

Kossuth war nicht der Mann, um etwa durch eine rasche That den gordischen Knoten zu zerhauen, er kam zu einem Entschluß, in welchem alle seine Zweifel und Bedenken unverhüllt und unvermittelt zu Tage lagen.

In einer Proklamation voll beredter Worte übertrug er Görgey die Diktatur. Im Eingange derselben erklärte er jede Hoffnung, daß der Selbstvertheidigungskampf gegen Rußland und Oesterreich fortgesetzt werden könne, für nichtig, im weitern Verlaufe wies er die Nation an den Führer der Armee, von dem noch die Sicherung ihrer Zukunft zu erwarten sei. Er machte den neuen Diktator vor Gott, vor der Nation und vor der Geschichte dafür verantwortlich, daß derselbe seine Gewalt zur Rettung des nationalen Staatslebens anwenden werde, aber er selbst begab sich auf die Flucht. Er bekleidete Görgey mit dem Titel der unumschränkten Macht, aber die Zeichen dieser Macht, die Reichsinsignien, nahm er mit sich.

So war denn Görgey Meister der Situation, und er zögerte nicht zu handeln. In den ersten Nachmittagsstunden des 11. August gelangte die Abdankungsakte Kossuths in seine Hände, sofort entwarf er ein Schreiben an den russischen General Rüdiger, legte es im Concept einem rasch einberufenen Kriegsrath vor, und gegen acht Uhr Abends waren schon drei Parlamentäre mit der Reinschrift des Briefes auf dem Wege zu Rüdiger.

Dieser Brief enthielt außer der Anzeige von dem

stattgefundenen Regierungswechsel im Wesentlichen Folgendes:

Der neue Diktator erklärte, daß die ungarische Armee die Waffen strecken wolle auf Gnade und Ungnade, er stellte die Bedingung, daß dies nur vor russischen Truppen geschehe,

er appellirte an die Großmuth des Zaren zu Gunsten der ungarischen Nation, insonderheit zu Gunsten der vormals österreichischen Offiziere der Armee, indem er hinzufügte: „es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich als Opfer falle“,

er gab die Marschrouten seines Heeres für die nächsten Tage an, — zu dem Zweck, daß Rüdiger sich zwischen die Oesterreicher und die Ungarn werfen könne.

In der Nacht vom 11. auf den 12. August führte Görgey seine Truppen, die noch Nichts von dem ahnten, was im Kriegsrathe vorgegangen war, von Arad nach Bilagos und ließ sie daselbst am Morgen des 12. sich in Schlachtordnung aufstellen. Kurz vor Mittag zeigte sich der russische Vortrab in der Ferne, und die ungarischen Regimenter machten sich fertig zum Kampfe. Aber sie erhielten Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen, denn das russische Reitergeschwader war nur die Eskorte eines Parlamentärs, der Rüdiger's Anmarsch für den nächsten Tag meldete. Nun verbreitete sich das Gerücht von der Waffenstreckung im Lager; eine Meuterei drohte auszubrechen; der Ruf: „wir sind verrathen!“ wurde laut. Das energische Auftreten Görgey's dämpfte die Revolte im Entstehen: er habe, sagte er, die Unmöglichkeit des Widerstandes erkannt und darum die Waffen-

streckung beschlossen; er verlange Gehorsam, er werde sein Leben dran setzen, ihn zu erzwingen, und mit seinem Wissen und Willen sei die Armee schon von den Russen umzingelt.

Die Truppen ließen sich beschwichtigen. Dazu trug viel bei, daß sie sich Illusionen machten über die Verhandlungen mit den Russen: die einen erwarteten geradezu, daß der Zar die Selbstständigkeit und Freiheit Ungarns schenken werde, die andern hofften wenigstens auf seine Großmuth, die ihnen eine Gewähr gegen die Rache Oesterreichs sei, noch andere schmeichelten sich mit der Aussicht, in russische Dienste übertreten zu können.

Am 13. August fand die traurige Scene der Ergebung Statt: 30,889 M. mit 144 Kanonen stredten das Gewehr.

Die Art, wie Görgey diese Katastrophe herbeigeführt hatte, ist merkwürdig, und die Motive dazu sind keineswegs völlig erklärt. Der fanatische Haß hat ihm nachgesagt, daß russisches Gold der Motor gewesen, aber ein sicherer Anhaltspunkt ist dafür von Niemanden gegeben. Er selbst sucht sich damit zu rechtfertigen, daß er zweckloses Blutvergießen habe vermeiden wollen; aber auch darauf ist kein Werth zu legen, denn er war nicht der Mann, der mit dem Blute sparte, hatte er doch bloß um der angeblichen Waffenehre willen gegen den Willen der Landesregierung und in einer Zeit, wo er schon allen Kampf für zwecklos hielt, seine Truppen gegen die vereinten Oesterreicher und Russen geführt. Was er früher selbst gewollt hatte, das schien völlig aus seiner Erinnerung geschwunden, sobald er die Diktatur bekleidete.

Er hatte vorher um der Waffenehre willen den Oesterreichern noch einmal eine Schlappe beibringen wollen, am 11. August waren alle Anordnungen bei Arad getroffen, um den vorgeschobenen linken Flügel derselben anzugreifen, aber Görgey nahm die Befehle zurück und eilte nach Bilagos. Er hatte früher sich auf die Constitution von 1848 berufen und dieselbe als Basis der Unterhandlungen hingestellt, jetzt stellte er keine Bedingung mehr. Er kannte die Rachsucht der Oesterreicher, ihre Brutalität gegen Gefangene und gegen Parlamentärs, er selbst hatte ihnen früher angedroht, für jeden von ihnen ermordeten Gefangenen drei Oesterreichische erschießen zu lassen, — jetzt zwang er sein Heer, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben — freilich an die Russen, doch sicherte er sich nicht vor der Auslieferung an Oesterreich.

Aber nicht minder merkwürdig als das Benehmen Görgey's ist das der Russen und in letzter Instanz das ihres Kaisers gewesen, der während der ganzen Dauer des Feldzugs in Ungarn in Warschau residirte und von dort vermittelt des Telegraphendrahts seine Armeecorps und seine Generäle gleich den Marionetten eines Puppentheaters leitete.

Am Nachmittage des 13. August stand die ungarische Armee in zwei Treffen, die Artillerie dazwischen, auf dem Terrain, das Rüdiger zur Waffenstreckung bezeichnet hatte. Im Osten und Norden sah man die Vorberge und Hügel der Siebenbürgischen Karpathen, auf einem derselben die Burgruine Bilagos, im Südwesten erblickte man die Thürme von Arad; im Rücken, nach Osten hin, war eine russische Kolonne aufmarschirt, in

der Front hatte sich Rüdiger's Gros aufgestellt. Görgey sprengte mit seinem Stabe noch einmal die Reihen entlang, dann ritt er ohne Begleitung über den freien Raum auf die russische Seite hinüber, von dort kam ihm, auch ohne Begleitung, Rüdiger entgegen. Erwartungsvoll schweigend standen beide Armeen. Gleichzeitig salutirten die beiden Generale vor einander, Görgey reichte seinen Degen hin, erhielt ihn aber sofort zurück, und Rüdiger gab dem Gegner kameradschaftlich die Hand. Nun winkte der Russe, der Ungar dergleichen, die Offiziere des Generalstabs ritten von beiden Seiten heran, und Rüdiger führte Görgey und die gemischte Suite vor die Front der russischen Armee, die diesen mit Hurrah und militärischen Ehrenbezeugungen wie einen befreundeten Gast empfing. Dann ging's hinüber zum ungarischen Heere, das die traurige Situation für einen Augenblick über dem seltsamen Schauspiel vergaß: ein lautes Eljen begrüßte die russische Generalität, und vielfache, verworrene Eljens, Nikolaus, Konstantin, Leuchtenberg gebracht, folgten nach.

Rüdiger hatte überhaupt Alles gethan, um die Gefühle der Ungarn zu schonen. Den ausgesprochenen Wunsch derselben, nur vor den Russen die Waffen zu strecken, legte er so subtil aus, daß er österreichische Offiziere, die zufällig in seinem Lager waren, von der Scene gänzlich fern hielt; den gefangenen Generalen und Offizieren gestattete er, die Waffen zu behalten; den Mitgliedern der Regierung und des Reichstags, die sich dem Ergübungsakte angeschlossen, garantirte er den unangefochtenen Besiß des Eigenthums, das sie bei sich führten.

Man dürfte geneigt sein, diese Humanität, die mit den Gewohnheiten Nikolaus I. so ganz im Widerspruche stand, auf Rüdigers Privatrechnung zu schreiben, wenn sie als ein vereinzelttes Factum in diesem Feldzuge dastände. Aber die Behandlung der Görgey'schen Armee entsprach nur dem bisherigen Auftreten der Russen in Ungarn, und die Humanität gegen die Besiegten blieb sich auch in der Folge gleich — das läßt sich nur durch höheren Befehl erklären. An diesem höheren Befehl mag die Freude über den mühelosen und vollständigen Triumph ihren Antheil gehabt haben, aber der Befehl ist auch von der Absicht eingegeben, die verschiedene Situation, in der sich Rußland und Oesterreich befanden, recht auffällig ans Licht zu stellen. Die Welt sollte es wissen, daß S. Majestät, der Zar von Rußland, seinen Truppen selbst im Lande des Kaisers von Oesterreich ihr Verhalten vorschrieb; jener unterstützte den bedrängten Monarchen, aber er befolgte seine eigene Politik, er richtete sich nur nach den Eingebungen seines eignen Verstandes; wenn die Oesterreicher den Krieg führten auf ihre Weise, so führte er ihn auf eine andere.

Daß die russische Generalität diese Willensmeinung ihres Gebieters begriffen hatte, beweist am schlagendsten jener bekannte Brief, den Pastewitsch auf die erste Nachricht davon, daß Görgey die Waffen strecken wolle, an Nikolaus richtete. „Ungarn,“ schrieb er, „liegt zu den Füßen Eurer Kaiserlichen Majestät.“ „Ich habe das Glück Eurer Kaiserlichen Majestät zu melden, daß die einzige gestellte Bedingung die Erlaubniß ist, daß er (Görgey) die Waffen vor Ihrer Armee niederlegen dürfe.

Ich habe die angemessenen Anordnungen getroffen, daß seine Truppen auf allen Seiten von dem Corps des General Rüdiger umgeben werden, dem ich auch ihre Entwaffnung auftragen werde.“ Es fällt Pastewitsch kaum ein, daß die ganze Sache Oesterreich und den österreichischen Feldherrn zunächst angeht, nur am Schlusse wirft er hin: „hinsichtlich der Auslieferung der Gefangenen und hinsichtlich der gegen die andern Insurgentencorps zu ergreifenden Maßregeln werde ich mich mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee in Bernehmen setzen,“ aber er fügt hinzu: „Görgey selbst habe ich nach meinem Hauptquartier bringen lassen, wo er bis auf weitere Befehle Ew. Majestät bleiben wird.“

Die Oesterreicher fühlten die Kränkung tief, sie ließen sich's merken, daß sie sie fühlten, und sie machten das Uebel nur noch schlimmer dadurch, daß sie sich zu rächen suchten.

Am 15. August schloß der russische General Buturlin mit dem ungarischen Commandanten von Arad, General Damjanich, eine Uebereinkunft, wonach die Besatzung das Gewehr streckte, ebenso wie Görgey unter der Bedingung: „nur vor den Russen“. Die Festung war aber auf der einen Seite von einem österreichischen Corps unter dem Grafen Schlick eingeschlossen, und der letztere hatte die Besatzung schon vor jener Uebereinkunft mit den Russen zur Uebergabe auffordern lassen. Raum erfuhr Haynau von der Kapitulation, als er Schlick beorderte, bei der Waffenstreckung anwesend zu sein. General Buturlin jedoch schlug dies ab, und es bedurfte der dringendsten Vorstellungen eines russischen Offiziers, den Rüdiger an

den österreichischen Oberkommandanten sandte, um diesen zur Rücknahme seiner Ordre zu bewegen.

Eine noch stärkere Blöße gab sich Haynau in seinem Bulletin, datirt aus Temesvar vom 18. August. Es war eine indirekte Antwort auf den Brief des russischen Feldmarschalls an den Zaren. Haynau erzählte darin von seinen Siegen und von der Unterwerfung Ungarns, ohne der russischen Armee Erwähnung zu thun. „Die österreichische Armee jubelt, daß sie es ist, welche den Feind in sechs Schlachten besiegt und nun auch die Unterwerfung des Görgey'schen Corps bewirkt hat.“

Das waren ohnmächtige Versuche, die Geschehenes nicht ungeschehen machten, die den allgemeinen Spott herausforderten und eine gereizte Stimmung zwischen den alliirten Heeren hervorriefen. Es kam zu Reibungen und Duellen zwischen österreichischen und russischen Offizieren, und in beiden Lagern verbreitete sich die Meinung, man werde in kurzem gegen einander zu Felde ziehn. Wer unter dieser Animosität zu leiden hatte, das waren die ungarischen Gefangenen, welche von den Russen an die Oesterreicher ausgeliefert wurden.*) An ihnen ließ Haynau all den Zorn aus, den er und den man in Wien gegen Rußland hegte. Waren doch die Galgen in Arad, an denen er die tapfersten und ausgezeichnetsten Offiziere der Ungarn sterben ließ, und die brutale Behandlung oder Mißhandlung der Andern ein laut redendes Zeugniß, daß sich

*) Uebrigens entfloh, Dank der lässigen Bewachung der Russen, mehr als die Hälfte dieser Gefangenen auf dem Marsche.

Oesterreich weder um das humane Benehmen seiner Bundesgenossen gegen die Kriegsgefangenen noch um die Verwendung des Zaren für dieselben kümmerte!

In der That — derselbe Nikolaus, der gegen die Verschwornen des 24. December nach Verlauf von fünf- undzwanzig Jahren noch kein Erbarmen kannte, der die polnischen Rebellen seit 1831 unerbittlich verfolgte, derselbe Nikolaus legte Fürsprache ein für die magyarischen Insurgenten. In Bezug auf Görgey griff er geradezu in das Recht seines Bundesgenossen, des Kaisers von Oesterreich, ein. Er begnadigte auf Pastewitsch' Verwendung den General und ließ ihm gleichzeitig sagen, daß er seinen ältesten Sohn, den Großfürst Thronfolger, mit der Mission beauftragt habe, auch die Vergebung des Kaisers von Oesterreich zu erwirken, und wenn diese verweigert bliebe, solle Görgey nach Rußland gebracht werden.

Die Ereignisse, welche nach der Waffenstreckung der ungarischen Hauptarmee kamen, sind in Rücksicht auf die russische Armee von untergeordneter Bedeutung. Die Führer der einzelnen Armeecorps folgten Görgey's Beispiel, zum Theil seiner ausdrücklichen schriftlichen Aufforderung, die er vom russischen Hauptquartier aus an sie richtete, und legten die Waffen nieder. Graf Wecsey streckte am 21. August mit 8—9000 Mann die Waffen vor Rüdiger in Großwardein, ein Corps von 7000 M. unter dem Commando des Obersten Bele ergab sich dem russischen General Lüders am 19., ein anderes von 12,000 M. unter Kazinczy dem General Grotenijhelm am 25. August, am 19. öffnete auch das feste Muntacz seine Thore, und die Besatzung überantwortete sich gleichfalls

der Großmuth des Zaren. Nur Klapka in Komorn widerstand dem Ansinnen russischer Parlamentäre, die Waffen zu strecken. Das Corps des Generals Grabbe nahm noch einige Zeit an der Cernirung der Festung Antheil, aber Klapka kapitulirte erst mit den Oesterreichern, als die russische Armee Ungarn bereits verlassen.

Der Zar rief seine Armee zurück und verkündete diese Rückberufung durch folgendes, Warschau, 29. August datirte, Manifest.

„Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Rußen ic. thun kund allem Volk:

Rußland erfüllt seinen heiligen Beruf: so sprachen wir zu unsern geliebten und getreuen Unterthanen, als wir ihnen verkündeten, daß wir unsern Armeen Befehl gegeben, dem Wunsche unsers Verbündeten, des österreichischen Kaisers, gemäß zur Dämpfung des Aufruhrs in Ungarn und zur Herstellung der gesetzlichen Gewalt seines Kaisers daselbst auszuziehn. — Durch die göttliche Gnade hat es sich auch so vollendet.

Keine zwei Monate sind vergangen und unsere tapferen Heere sind nach vielen glänzenden Siegen in Transylvanien und unterhalb Debreczin von Galicien nach Pesth, von Pesth nach Arad, aus der Bukowina und Moldau nach dem Banat überall triumphirend vorgebrungen. — Endlich haben die feindlichen Haufen der Rebellen, von allen Seiten eingeengt, von Nord und Ost durch uns, von West und Süd durch die österreichische Armee, vor dem russischen Heere die Waffen gestreckt, indem sie zu unsrer Vermittlung ihre Zuflucht nahmen, um das großmüthige Erbarmen ihres legitimen Herrschers an-

zuflehen. Nachdem wir unser Versprechen gewissenhaft erfüllt, haben wir jetzt unsern siegreichen Heeren befohlen, hinter unsre Grenzen zurückzukehren.

Mit dankbarem Herzen gegen den Geber alles Guten rufen wir aus der Tiefe der Seele aus: Nobiscum Deus! audite populi et vincemini, quia nobiscum Deus!“

Wenn nun, bei Lichte besehen, die Siege der russischen Armeen nicht so glänzend waren, wie in diesem Bulletin dargestellt ist, wenn sie auf Rechnung der unverhältnißmäßigen Uebermacht kamen, wenn die einzelnen Armeecorps mehr als eine tüchtige Schlappe im Felde und enorme Verluste durch die Cholera erlitten hatten, wenn der Kampf nicht eigentlich ausgefochten und der schließliche Triumph nur dem Verrath zu danken war, — so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Intervention auf Europa wirklich den Eindruck machte, den das Bulletin mit kluger Berechnung hervorzurufen bezweckte. Die ungarische Revolution war durch das russische Heer gedämpft, die Hülfe Rußlands hatte das Kaiserthum Oesterreich gerettet, die Fürsprache Nikolaus I. für die Besiegten im Gegensatz zu der blutdürstigen Wuth der Hyäne von Brescia verbreitete sogar einen Nimbus von Humanität um das Haupt des ersteren; und das Gerede von der Uneigennützigkeit des Zaren fand wieder Glauben, indem es ganz übersehen wurde, daß ein Vertrag über mehrjährige Salzlieferungen aus Wieliczka zu nominellen Preisen Oesterreich keine ganz unerhebliche Kontribution auferlegte.

Zweites Kapitel.

Tod des Großfürsten Michael. — Die Flüchtlinge in der Türkei. — Deren Auslieferung wird verlangt. — Nikolaus droht, bricht die diplomatischen Beziehungen ab, giebt dann aber nach. — Warum der Kaiser nachgiebt. — Nikolaus als Protektor von Deutschland. — Sein Schiedspruch zu Warschau im Mai 1850. — Neues Verdict im Oktober 1850. — Nikolaus schickt Herrn von Manteuffel nach Olmütz. — Nikolaus in Olmütz. — Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn. — Die inneren Zustände Rußlands in der nachmärzlichen Zeit. — Erlebnisse einer russischen Dame.

Nikolaus hatte bereits Anstalten treffen lassen, um die Heimkehr seiner Armee besonders festlich zu begehen. Da trat ein Todesfall in der kaiserlichen Familie ein, der die Freude in Trauer verwandelte.

Großfürst Michael, der einzige noch lebende Bruder des Kaisers, starb am 9. September 1849. Nikolaus verlor in ihm Viel; er verlor den Genossen seiner Jugend, den Vertrauten seiner geheimen Pläne, den begeistertesten Verehrer und den ergebensten Diener. Nikolaus und Michael, die beiden jüngsten, im Alter um kaum zwei Jahre verschiedenen, Söhne des Kaisers Paul, waren mit einander erzogen und theilten die gleiche ein-

seitige Vorliebe für Soldatenspiel und Militair. Die Thronbesteigung des älteren der Beiden änderte in dem brüderlichen Verhältniß wenig; Michael war gewöhnt an streng soldatische Subordination, und er leistete solche nun auch dem Bruder mit wahrhaft religiöser Gewissenhaftigkeit; er verehrte in demselben die kaiserliche Majestät, den ältesten Repräsentanten des Hauses Romanow und den Inbegriff aller Staatsweisheit, er war das treue Echo der Gedanken und der nicht reflektirende Vollstrecker der Befehle jenes. Im polnischen Feldzuge von 1831 war es Michael, der immer auf die buchstäbliche Erfüllung des kaiserlichen Willens drang, am Petersburger Hofe war es derselbe, der eine unbedingte und persönliche Ergebenheit gegen den Kaiser am meisten zur Schau trug. So ist hinlänglich erklärt, daß Nikolaus durch diesen Verlust schmerzlich ergriffen wurde, wenn auch nicht in dem Tode des jüngeren Bruders für ihn selbst eine Erinnerung an das Ende gelegen hätte. Die düstere und bittere Stimmung, die seit dem März des Jahres 1848 sich meist im Gesichte des Zaren ausprägte, wurde noch geschärft.

Die militärischen Festlichkeiten, die den ungarischen Triumph verherrlichen sollten, unterblieben nun; der Kaiser konnte seine Siegesfreude nur durch Dekorationen und Beförderungen an den Tag legen. Baskewitsch, der bereits alle Orden und Titel besaß, über welche ein Zar verfügt, wurde damit belohnt, daß ihm in Zukunft alle Ehrenbezeugungen, die sonst nur der kaiserlichen Majestät zukommen, selbst in Gegenwart dieser, erwiesen werden sollten.

Noch in einer andern Beziehung wurde dem Kaiser sein Triumph vergällt.

Eine Menge von Flüchtlingen, die in der ungarischen Revolution kompromittirt waren, hatte sich unmittelbar nach der Katastrophe von Vilagos auf türkisches Gebiet gerettet. Gegen 5000 Personen, unter ihnen Kossuth, Bem, Dembinski, Perczel, Kasimir Batthyani, Ameth, Stein u. A. fanden in Orsowa und dann in Widdin vorläufigen Schutz. Nicht sobald war das zur Kunde des österreichischen und russischen Kabinetts gelangt, als diese die Auslieferung der Flüchtlinge begehreten. Schon am 28. August richtete der österreichische Internuntius in Konstantinopel, Graf Stürmer, eine die flüchtigen Ungarn betreffende Note an die Pforte; am 4. September traf Fürst Radziwil mit einem von Warschau datirten eigenhändigen Schreiben des Zaren an Abdur Medschid in der Hauptstadt des letzteren ein. Nikolaus erwähnte in diesem Schreiben die Motive, die ihn zur Intervention in Ungarn veranlaßt hätten, — die Integrität Oesterreichs, die Legitimität und die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts; er lobte alsdann die Haltung der Türkei während des Kriegs; stellte ferner als sein dringendes Verlangen hin, daß ihm die an der Revolution beteiligten russischen Unterthanen, d. h. die Polen, ausgeliefert würden, und fügte den drohenden Wunsch hinzu, daß sich keine Wolken wegen dieser Angelegenheit über beiden Reichen zusammenziehen möchten. Der außerordentliche Gesandte forderte überdies, daß ihm in zwei mal vierundzwanzig Stunden ein entschiedenes Ja oder Nein zur Antwort werde.

Die Pforte gab dem österreichischen und dem russischen Gesandten von einander abweichende Antworten, die sowol für ihr Verhältniß zu Rußland als für ihre Schätzung der Gefahr, die von der einen oder andern der beiden Großmächte drohen konnte, bezeichnend sind. Dem Grafen Stürmer wurde am nächsten Tage in einer Audienz mitgetheilt, die Flüchtlinge sollten überwacht und internirt werden. Fürst Radziwil erhielt die Antwort, der Sultan habe einen außerordentlichen Gesandten nach Petersburg geschickt, der die Erwiderung überbringe. So war das entscheidende Ja oder Nein nicht ohne Geschick für den Augenblick vermieden.

In Konstantinopel war nicht die mindeste Neigung vorhanden, auf die Forderungen der beiden Mächte einzugehn. Mit gerechtem Unmuth erinnerte man sich dort der russischen Uebergriße aus der jüngsten Zeit, der fortwährenden Besetzung der Donaufürstenthümer und der Verletzung des neutralen türkischen Gebiets, indem die Russen von der Moldau und Walachei aus in Ungarn einbrachen, und des vergeblichen Protestes, den das Pfortenministerium dagegen eingelegt hatte. Abdul Medschid hatte Kossuth aus freien Stücken die Versicherung ertheilen lassen, daß er und seine Begleiter willkommne Gäste seien, daß sie des vollen Schutzes der Pforte gewiß sein könnten, und daß der Sultan lieber 50,000 seiner eignen Unterthanen opfern als den Flüchtlingen ein Haar krümmen lassen werde. Die orientalische Sitte und die muselmännische Tradition, welche die Gastlichkeit gebieterisch heischen, die Sympathie mit den tapfern Magyaren und Polen, vielleicht der Hintergedanke, die kriegserfahrenen fremden Of-

fiziere zum Nutzen der Türkei zu verwenden, waren die Gesichtspunkte, die im Diwan wie im türkischen Volke am meisten im Vordergrunde standen.

Es war kaum die Frage, ob die russischen Forderungen erfüllt werden sollten, sondern nur die Frage, wie die Erfüllung zu umgehen sei.

Inzwischen drängten der Graf Stürmer und die Gesandten Rußlands — Fürst Radziwil wurde von dem ordentlichen Botschafter, Baron Titof, accompagnirt — um Antwort. Am 14. September reichte der Erstere eine Note ein, worin er die Erklärung gab, er werde ein ferneres Hinausschieben der Auslieferung als eine abschlägige Antwort betrachten und mache die Pforte für die Folgen verantwortlich. Am 16. September versammelte sich der Diwan und beschloß, die Flüchtlinge nicht auszuliefern. Der Beschluß wurde den Gesandten eröffnet, aber die Bitte, daß dies nicht als eine abschlägige Antwort betrachtet werden möge, und die Meinung hinzugesügt, daß die Mächte deßhalb nicht genöthigt wären, die diplomatischen Verbindungen mit der Pforte abzubrechen.

Die Gesandten, Stürmer und Titof, indeß brachen den diplomatischen Verkehr sofort ab, und Fürst Radziwil verließ Konstantinopel ohne Abschiedsaudienz.

Die osmanische Regierung war in einer gefährlichen Lage. Vom Kaiser Nikolaus ließ sich's erwarten, daß er sofort den Krieg erklären werde. Auf Hülfe vom Auslande war mit Sicherheit nicht zu rechnen. Der Gesandte Englands rieth zwar von der Auslieferung ab, aber eine militärische Hülfe des englischen Kabinettes lag in weiter

Ferne. Die Pforte that, was an ihr lag, den Frieden zu erhalten, sie bereitete sich jedoch auch vor auf den Krieg. Die Armee wurde verstärkt und concentrirt, und Abdul Medschid hielt in der Nähe Konstantinopel's eine Heerschau über 70,000 Mann. Zugleich aber erhielten Fuad Effendi, der als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, und Mussurus, der in gleicher Eigenschaft nach Wien ging, Auftrag, das Widerrechtliche der russisch-österreichischen Forderung auseinanderzusetzen. Auch den Flüchtlingen gegenüber that die Pforte einen Schritt, der ihre Weigerung mit den bestehenden Verträgen in Einklang setzen und Rußland beweisen sollte, daß sie alles Mögliche thue, um den Frieden zu erhalten.

Rußland hatte die Auslieferung der Flüchtlinge mit Bezug auf die bestehenden Verträge gefordert. Namentlich kam in Betracht der Friedenstrattat von Rainardische (1774), in dessen zweitem Artikel es heißt: „Wenn die Unterthanen eines der beiden Reiche sich eines Majestätsverbrechens schuldig machen und in dem andern eine Zuflucht suchen sollten, so dürfen sie hier nicht nur keinen Schutz finden, sondern müssen sogleich ausgeliefert oder aus dem Lande verwiesen werden, in das sie sich geflüchtet haben; ausgenommen hiervon sind nur jene, die in Rußland zum Christenthume oder in der Türkei zur mohamedanischen Religion übertreten sollten.“

An die Flüchtlinge erging nun unter dem Hinweis auf diesen Vertragsartikel die Aufforderung, zum Islam überzutreten. Der Paschah von Widdin stellte ihnen vor, daß dieser Religionswechsel an sich ja nur eine Formalität sei, aber die Flüchtlinge wie die türkische Regierung

aus einer schlimmen Verlegenheit reißt. Die Vorstellungen wirkten in der That: Bem, Kmety und Stein und mit ihnen etwa 250 Ungarn und 200 Polen und Italiener gingen zum Muhamedanismus über, die übrigen jedoch, Kossuth an der Spitze, weigerten sich hartnäckig und waren entschlossen, eher das Aeußerste über sich ergehen zu lassen, als Renegaten zu werden.

Aber das Aeußerste kam nicht: die Pforte blieb standhaft, und Rußland und Oesterreich ließen von ihrer Forderung ab.

Der Grund dieses Zurückweichens ist einestheils in dem energischen Auftreten Englands und Frankreichs, andernteils in den innern Verhältnissen Oesterreichs und Rußlands zu suchen.

Der englische Gesandte, Sir Stratford Canning, hatte schon lange seinem Kabinet die Nothwendigkeit demonstriert, der bedrohten Pforte Beistand zu leisten. Es scheint, daß Palmerston zauderte, um sich erst über die Haltung Frankreich's zu vergewissern. Aber im Oktober gingen ernste Mahnungen aus Paris und London nach Petersburg ab, und gleichzeitig wurde den im Mittelmeer stationirten englischen und französischen Flotten der Befehl ertheilt, sich den Dardanellen zu nähern. Wenn nun auch später von Lord Palmerston im brittischen Parla- mente erzählt wurde, Rußland habe schon Tags *) vor dem Eintreffen jener Mahnungen **) dem Türken Fuad Effendi gegenüber von der Auslieferung der Flüchtlinge

*) Am 16. Oktober.

**) Am 17. Oktober.

Abstand genommen, — und wenn der Staatskanzler Nesselrode jene Mahnungen mit der Erklärung beantwortete, daß Rußland niemals das Princip einer fremden Dazwischenkunft in den Beziehungen Rußlands zur Türkei zulassen könne, — so ist beides wol nur als ein lahmer Versuch anzusehn, der russischen Regierung den Schein eines freien Entschlusses und eines freiwilligen Rückzugs zu retten.

Mit dem Verzicht Rußlands auf eine Auslieferung der Flüchtlinge war der Konflikt jedoch noch nicht zu Ende. Die Forderung des Zaren hieß jetzt: Ausweisung der Polen.

Aber die Flotten Englands und Frankreichs antreten bereits in den Dardanellen. Die Pforte weigerte sich, auch dies Begehren zu erfüllen, sie setzte ihre Rüstungen fort, und ihr Muth war so hoch gestiegen, daß sie die Entfernung der russischen Truppen, die in den Donaufürstenthümern angehäuft waren, verlangte. Aus der russischen Staatskanzlei ertönten laute Klagen, daß England die Verträge verleze, daß es eine Brandsackel in die europäische Ruhe schleudre, aber Nikolaus fand es angemessen, seine Forderungen noch weiter herabzustimmen.

Suad Effendi hatte Ende October eine Audienz und ward sehr gnädig empfangen. Nikolaus erklärte die Differenz für ein Mißverständniß; der zweite Artikel des Vertrages von Kainardsche sei falsch aufgefaßt, er wünsche, daß die ganze Sache friedlich erledigt werde, und sei zufrieden damit, wenn die Flüchtlinge streng bewacht würden.

Die Pforte bewies ihre Versöhnlichkeit nun insofern, als sie die Ungarn und Polen nach Schumla bringen ließ und sie dort internirte. Die Hauptfrage trat damit in den Hintergrund. Es galt dem russischen Kabinette jetzt, den englisch-französischen Einfluß in Konstantinopel wieder zu beseitigen. Nikolaus ließ den Sultan wissen, daß er die diplomatische Verbindung nicht wieder anknüpfen werde, wenn nicht die Gesandten Englands und Frankreichs von jeder Einmischung fern gehalten würden. Als die Pforte auch hierin Widerstand leistete, schien es — im December 1849 — noch einmal für einen Moment, als könne nur das Schwert diese Wirren lösen. Rußland nahm die Miene des Tiefbeleidigten an, es klagte über Undank und Verkennung seiner wohlmeinenden Absichten, es that, als wolle es seine Vaterhand ganz von der Türkei abziehen, und die Rubrik „Osmanisches Reich“ verschwand sogar aus den Spalten der Petersburger Hofzeitung.

Wenn es dennoch nicht zum Kriege kam, wenn Nikolaus nochmals zurückwich, so war die innere Lage Rußlands und Oesterreichs wol die letzte Ursache davon. Daß Oesterreich damals nicht lüstern danach sein konnte, einen Krieg zu beginnen, in welchem es außer der Türkei nebst der ungarischen Emigration auch England und Frankreich gegen sich sah, bedarf keines Commentars. Aber auch Rußland war kaum in der Verfassung, nur die Opfer zu bringen, die ein Feldzug gegen die Türken erfordert hätte, geschweige denn es auf einen Krieg mit den beiden Großmächten ankommen zu lassen. Zum Kriege gehören zwei Dinge: Mannschaften und Geld.

Mag man die Consumtion an Menschen, die sowol im ungarischen Feldzuge als im Innern Rußlands in Folge der während der Jahre 1848 und 1849 wüthenden Cholera außerordentlich stark gewesen war, mag man die Consumtion an Menschen nicht in Ziffern ausdrücken können, die Consumtion an Geld läßt sich berechnen. Es ist nachzuweisen, daß in den beiden Jahren 1848 und 1849 der in der Peter=Pauls=festung angehäuften Schatz sich um sechzehn Millionen Silberrubel vermindert hatte, daß aber im selben Zeitraume die auswärtige Schuld um vierzig Millionen, die innere Schuld um ein und zwanzig Millionen Silberrubel angewachsen war. Im Jahre 1848 war der Grundzins fast um die Hälfte erhöht; trotzdem stellte sich schon vor dem Beginne des Feldzugs in Ungarn ein fühlbarer Geldmangel ein. Ersparungen wurden angeordnet in allen Verwaltungszweigen im Gesammtbelauf von 16 — 18 Millionen und diese dem Kriegsetat zugeschlagen. Als das nicht ausreichte, griff die Regierung die Kassen der Kreditanstalten für Ackerbau und Industrie an; als der Baarsonds dieser Kassen erschöpft war, ließ sie die Hypothekschulden der Grundbesitzer kündigen. Aber der ungeheure Bedarf wurde damit immer noch nicht gedeckt. Reichsschatzscheine im Betrag von 21 Millionen R. S. mußten ausgegeben, Anleihen im Auslande gemacht werden.

So begreift sich's leicht, daß Rußland in Konstantinopel nachgiebig war. Am 17. December gab Baron Titof der Pforte die Erklärung, daß er bereit sei, die Stipulationen, welche sie selbst vorgeschlagen habe, anzunehmen. Dies waren drei Punkte: die türkische Regie-

rung macht sich anheischig, diejenigen Polen, welche als russische Unterthanen am ungarischen Kriege Theil genommen, aus ihren Grenzen zu entfernen und ihnen die Rückkehr für immer zu verbieten, die zum Islam Uebergetretenen schickt sie nach Aleppo oder Konieh, solche Polen endlich, welche mit fremden Pässen nach der Türkei kommen und dort gegen Rußland intriguiren, wird sie ausweisen. Auch in das Verlangen der Pforte, daß sie das betreffende Protokoll nur mit Zustimmung der Gesandten Englands und Frankreichs unterzeichnen wolle, willigte Rußland nach einigem Sträuben. Am 25. December wurde das Protokoll beiderseits unterzeichnet. Etwas später fand auch die Ausgleichung zwischen der Pforte und Oesterreich statt.

Es ist wahr, es lag für das russische Kabinet eine starke Demüthigung in dem Verlauf und Ausgang dieses Konfliktes mit der Türkei. Aber diese Demüthigung hatte für die Machtstellung des nordischen Reiches keine eingreifende Folgen. Kein Monarch hat es besser verstanden als Nikolaus I., mißlungene Versuche und politische Fehler mit dem Schleier moralischer Beweggründe, der Großmuth, der Friedensliebe u. zu verhüllen; und es gab damals, im Jahre 1849, keinen Staat in Europa, der jene Demüthigung zu benutzen versucht und zu benutzen verstanden hätte. Die Flüchtlingsfrage blieb eine politische Episode, welche hinter dem bewunderten Resultate des ungarischen Krieges rasch in Nebel verschwamm, und das civilisirte Mitteleuropa hatte den vollen Becher moskowitischer Anmaßung zu leeren, die im Südosten von der

„halbbarbarischen“ osmanischen Pforte eine derbe Zurechtweisung erfahren hatte. Der Leser wird sich des Rundschreibens an die russischen Diplomaten in Deutschland erinnern, das im Anfange der dreißiger Jahre aus dem Kabinet Nikolaus I. hervorging, und das im 8. Bande dieses Werks S. 18 ff. analysirt wurde, eben so des dem 8. Bande angehängten Memoire's aus dem Jahre 1848. Diese beiden Dokumente sind der leitende Faden in dem Labyrinth der diplomatischen Beziehungen Nikolaus I. zu den deutschen Höfen auch für die folgenden Jahre. Wollten wir es mit ein paar Stichwörtern ausdrücken, so müßten wir sagen, das Protektorat über Deutschland und die Erhaltung des status quo war das Ziel der russischen Bestrebungen. Der erste augenfällige Erfolg war der Waffenstillstand von Malmö gewesen, der zweite die Aufhebung der Märzverfassung in Oesterreich, der dritte die Katastrophe von Vilagos. Es waren empfindliche Schläge, die dem nationalen Emporrafen Deutschlands versetzt wurden: durch den ersten namentlich war es gehindert, sich rasch und definitiv einer außerdeutschen Dynastie zu entleiben, durch den letzten wurde eine beinahe zerbrochene und zersprengte deutsche Großmacht, welche weder deutsch noch romanisch noch slawisch noch magyarisches, sondern von alledem ein Stück ist, zusammengekittet. Aber Deutschland sollte von Petersburg noch schlimmere Stöße bekommen.

Ob etwas Wahres an der Sage ist, daß Nikolaus schon bei dem Besuche, den ihm der Kaiser von Oesterreich im Mai 1849 in Warschau machte, einen Kongreß

der europäischen Großmächte vorgeschlagen habe, um auf einem solchen die deutschen Wirren zu regeln, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Die Sage kann immerhin als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten, welche dem Zaren diese Anmaßung zutraute; aber was uns Zweifel gegen ihre Echtheit einflößt, ist der Zusatz, daß Franz Josef und seine Minister sogar diese Zumuthung zu stark gefunden hätten. Die österreichische Politik spielte damals *va banque* und bebte, wie das Folgende lehren wird, vor keiner Schmach zurück, und wir sind geneigt, jene Sage für eine der zahllosen österreichischen Erfindungen zu halten, welche darauf berechnet waren, dem deutschen Nationalismus Sand in die Augen zu streuen. Es ist nicht unmöglich, daß das österreichische Kabinet es gewesen, das den Vorschlag zu einem Kongresse machte, und daß es den abgewiesenen Vorschlag hinterher benutzte, um dem gläubigen Deutschland seine loyalen und nationalen Tendenzen zu beweisen.

Ausgemacht ist es, daß der Kaiser Nikolaus in jener Zeit eine auffallende Vorliebe für den Wiener Hof bewies, die mit einer eben so auffallenden Kälte gegen den preußischen Hof verbunden war. In den Jahren 1849 und 1850 war in Berlin noch ein schwacher Bodenfuß der nationalen und liberalen Politik, in welche der Sturm und Drang des Jahres 1848 hineingetrieben hatte. Nikolaus ließ den königlichen Schwager sehr deutlich seine Antipathie fühlen. Während seines Aufenthaltes in Warschau im Sommer 1849 nahm er von der hohenzollernschen Nachbarschaft keine Notiz; er kam nicht gewohntermaßen nach Berlin, er lud den preußischen Hof

nicht zu sich ein, dagegen sandte er seinen zweiten Sohn Konstantin nach Olmütz, kurz darauf den Thronfolger Alexander nach Wien. Damals machte Preußen den tragikomischen Versuch, einen Bruchtheil der deutschen Länder durch Vereinbarung mit den Fürsten unter Vermeidung aller revolutionsähnlichen Maßnahmen enger an sich zu ketten, und fand zuerst in Wien, dann auch in Stuttgart, München, Dresden und Hannover heftigen Widerstand: der preussischen Union und dem Erfurter Parla- mente stellte sich der Vierkönigsbund gegenüber, dem Berliner Fürstentongreß die Plenarversammlung des deutschen Bundes. In allen preußenfeindlichen Schritten war die Hand des Kaisers Nikolaus deutlich zu erkennen. Baiern*) machte unter Andern eine Verfassungsproposition für Deutschland, welche zuvor die russische Approbation empfangen hatte, in Sachsen und Württemberg waren der Losagung von dem am 26. Mai 1849 geschlossenen Bündnisse mit Preußen die intimsten Verhandlungen mit Rußland vorausgegangen, in Stuttgart namentlich machte die nahe Verwandtschaft mit dem russischen Hofe ihren Einfluß geltend. Eine französische Zeitung, das Journal

*) Wie die bairische Regierung gesinnt war, darüber hat der Minister von der Pfordten klare und authentische Auskunft gegeben. In einer Unterredung mit einem Obersten der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee sagte er: „Die Herzogthümer sind dänische Provinzen, und wenn ich holsteinischer Minister wäre, würde ich das Land danisiren, selbst wenn eine Völkerwanderung daraus entstehen sollte. Es ist die Politik der Nothwendigkeit, die hier befolgt werden muß. Rußland will es, und so muß es geschehen.“

des Débats durfte damals mit vollem Rechte ausrufen: „In Stuttgart wie in Frankfurt, in Erfurt wie in Stuttgart sind die Geschicke der deutschen Parlamente mehr und mehr unter die Hand der moskowitzischen Kanzlei gerathen. Das war dereinst der Anfang des Endes für die polnischen Reichstage. Mögen wir nie einen Prolog so nahe an unsern Grenzen haben.“

Schon mehrmals waren von Petersburg aus — wenn wir den Berichten der Journale jener Zeit trauen dürfen — Proteste gegen die Unionversuche in Berlin eingelaufen; Nikolaus hatte erklärt, diese Versuche ständen im Widerspruch mit den Verträgen von 1815, und er werde für Oesterreich Partei ergreifen, wenn ein Konflikt zwischen den beiden deutschen Großmächten entstehe. Da rief Preußen das Parlament zu Erfurt zusammen und schien also mit der Union Ernst zu machen; Oesterreich forderte dann sämtliche deutsche Regierungen auf, die Bundesplenarversammlung in Frankfurt zu beschicken, und der König von Preußen lud, wie um dieser Aufforderung mit Eklat entgegenzutreten, die ihm verbündeten Fürsten zu einer Konferenz nach Berlin ein.

In diesem kritischen Augenblick trat Rußland mit seinen Absichten offen hervor. Eine Depesche des österreichischen Gesandten in Petersburg vom 16. Mai 1850 gab eine Aeußerung des Grafen Nesselrode wieder, welche dahin lautete: „der Zar sei entschlossen, Oesterreich in seinem Widerstande gegen Preußens Neuerungen zu unterstützen.“ Diese Depesche wurde von Oesterreich bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit verbreitete sich die

Nachricht, Nikolaus habe die Vermittlung zwischen den beiden Rivalen übernommen.

Wer diese Vermittlung zunächst angerufen hat, ob Oesterreich, ob Preußen, ist bis jetzt nicht constatirt, möglicherweise auch, daß Nikolaus sie angeboten hat. Genug, daß weder in Berlin noch in Wien die Spuren eines nationalen Ehrgefühls und eines wirklichen Großmachtbewußtseins vorhanden waren, welche die Annahme dieser schmähtlichen Vermittlung hinderten. Der Unterschied in dem Verhältniß der beiden Kabinette zu Rußland war nur der, daß Oesterreich die Vermittlung annahm in der Voraussetzung, ja Gewißheit, in Nikolaus eine Hülfe gegen Preußen zu finden, daß Preußen sie annahm in der Erwartung, den Zaren nachträglich auf seine Seite hinüberzuziehen.

Am 24. Mai 1850 traf Nikolaus in Warschau ein, begleitet von seinen Generaladjutanten, den Grafen Orlof und Adlerberg. Von preußischer Seite erschien der Prinz von Preußen, von österreichischer der Fürst Schwarzenberg.

Die Specialitäten der in Warschau stattgefundenen Verhandlungen sind freilich nicht laut geworden. In Berlin wie in Wien gab man sich anfangs sogar Mühe, das Resultat zu bemänteln. Beide Höfe ließen sich rühmen, daß sie den Sieg davon getragen hätten. Die Berliner Presse erzählte, daß der Prinz von Preußen bei seiner Abreise geäußert habe, er gehe nach Warschau, um den Kaiser von Rußland, der bis jetzt eine der preußischen ganz entgegengesetzte Politik verfolgt habe, umzustimmen. Es war die Rede von einer heftigen Scene zwischen dem

Prinzen von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg. Indes die nachfolgenden Ereignisse verbreiteten bald so viel Licht über die Konferenz, als für die Geschichte von Wichtigkeit war, und der englische Minister Clarendon that in einer vor dem brittischen Parlamente gehaltenen Rede das Uebrige. *) Nikolaus hatte sich benommen wie ein Lehnherr gegenüber seinen Vasallen. Er hatte Nichts hören wollen von den Auseinandersetzungen über das Recht oder Unrecht in der deutschen, holsteinischen oder hessischen Frage, die in einander verwickelt waren; er war dem, der ihm davon demonstriren wollte, in die Rede gefallen, hatte an die Verträge von 1815 erinnert, an denen nicht gerüttelt werden dürfe, und sein Verdikt hatte gelautet, er werde gegen die Macht, welche zuerst die Waffen ergreife, feindlich auftreten, und er verlange den Abschluß des Friedens mit Dänemark. Allen Vorstellungen, daß Preußen auf gesetzlichem Boden stehe, daß es nur die Eindrängung der österreichischen Gesamtmonarchie in den Bund verhindern wolle, hatte Nikolaus sein ceterum censeo entgegengesetzt, daß man in Berlin revolutionär sei. Freilich auch dem Fürsten Schwarzenberg war es nicht gelungen, den Kaiser zur vollen Unterstützung der österreichischen Ansprüche zu bewegen und militärische Hülfe zu erwirken.

Gleichsam um seiner Drohung, die zunächst Preußen galt, Nachdruck zu geben, hielt Nikolaus bei Warschau in Gegenwart des Prinzen von Preußen und des gleichfalls dort anwesenden preussischen Prinzen Carl eine Re-

*) Am 14. Febr. 1854.

vue *) über seine Truppen, und als sei das noch nicht genug, nahm er jenen mit sich nach Petersburg, um ihm auch seine Garden zu zeigen.

In jener Zeit tauchte auch ein russisches Geschwader an der holsteinischen Küste auf, zur Uebung, hieß es, aber in Berlin faßte man es als eine Drohung auf. Zugleich fand die russische Politik einen andern Drücker und Hebel für die Beziehungen Preußens zu Schleswig Holstein in einem Protokoll, das zu London unterzeichnet wurde und den dänischen Gesamtstaat gewissermaßen unter die Obhut Frankreichs und Rußlands stellte. **)

Am 2. Juli 1850 schloß Preußen den berüchtigten Frieden mit Dänemark, in welchem Holstein sich selbst überlassen und den Dänen anheimgestellt wurde, dasselbe

*) In diese Zeit fiel auch das fünfundzwanzigjährige Feldmarschallsjubiläum des Fürsten-Statthalters von Polen, Paskewitsch. Der Kaiser legte seine Guld gegen denselben in bemerkenswerther Weise an den Tag. Am Morgen des Festtages war die Armee vor Warschau auf dem Platze Ujadow, gegenüber der Sommerwohnung des Feldmarschalls, in Parade aufgestellt. Gefolgt von einem glänzenden Stabe, worunter drei seiner Söhne, ritt der Kaiser vor das Haus, die beiden jüngsten Großfürsten holten Paskewitsch heraus und führten ihn zu Nikolaus. Dieser umarmte den Jubilar, der Thronfolger brachte einen auf einem Kissen liegenden, mit Diamanten besetzten Marschallstab, und die Abgesandten Oesterreichs und Preußens überreichten die Festgeschenke ihrer Monarchen.

**) Wir kommen darauf zurück, da die Politik Nikolaus I. gegen Dänemark eine besondere Darstellung verlangt.

sich zu unterwerfen, in welchem ferner die Mitwirkung zur Einführung eines für alle dänischen Landestheile gültigen Thronfolgegesetzes verheißen ward. Wer mag wohl sagen, daß dieser Friede nicht von Rußland diktiert war? Und hätte Preußen, statt zu sagen im Namen des Bundes habe es den Frieden geschlossen, nicht richtiger gesagt, im Namen Rußlands habe es paciscirt?

Die Todten reiten schnell! Bald fügte sich das Berliner Kabinet einem zweiten Petersburger Machtgebot.

Die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich war nicht gehoben. Die Anhänger der Union und des Bundestags schleuderten protestirende Noten gegeneinander, Oesterreich, Baiern und Württemberg schlossen am 12. Oktober den Vertrag zu Bregenz zur Ausführung der Bundesbeschlüsse; bairische Truppen machten in Folge defß Anstalt, in Kurhessen das zu thun, was man damals „Wiederherstellung der Ordnung“ nannte. Ein Zusammenstoß zwischen diesen und den Preußen, die im südlichen Theile der Rheinprovinz standen, schien unvermeidlich. Von neuem trat der russische Kaiser als Vermittler auf; diesmal galt es für ausgemacht, daß der König von Preußen an ihn appellirt habe; wieder eilte Nikolaus nach Warschau. Eine drohende an Preußen gerichtete Note des russischen Kabinetts ging voraus, in welchem jeder Angriff der preußischen Armee auf die Baiern in Kurhessen für einen Kriegsfall erklärt und für solche Eventualität die Besetzung der Ostseeprovinzen in Aussicht gestellt wurde.

Es war Ende Oktober 1850, wo dieser Fürstentag abgehalten wurde. Der Kaiser von Oesterreich mit sei-

nem Ministerpräsidenten, dem Fürsten Schwarzenberg, der Prinz Carl von Preußen mit dem Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg erschienen dort vor dem Zaren, um dessen Schiedspruch über das Geschick des deutschen Volkes zu vernehmen; eine Anzahl von Prinzen, Friedrich von Hessen, Karl von Württemberg &c. erröthete nicht, diese Scene, denen von Canossa und von Erfurt vergleichbar, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; außerdem hatten sich der Graf Nesselrode, der russische Gesandte in Berlin, Baron Meyendorf, und der preussische Gesandte in Petersburg, General von Rochow, eingefunden. Dem Kaiser von Oesterreich wurde nachgesagt, er habe sich bis zum letzten Augenblick so sehr über die Situation getäuscht, daß er an der polnischen Grenze einige Stunden gewartet habe, in der Hoffnung, der Zar werde ihm entgegenkommen, — freilich eine vergebliche Hoffnung.

Graf Brandenburg leistete im Namen des Berliner Cabinets in Nachgiebigkeit das Menschen-Mögliche: er verzichtete auf eine Volksvertretung beim Bunde, er willigte in den Eintritt Oesterreichs, in die Wiederherstellung des Bundestags, er verlangte nur die Gleichstellung Oesterreichs und Preußens im Bundespräsidium und das freie Unirungsrecht innerhalb des Bundes auf Grund des 11. Artikels der Bundesakte. Fürst Schwarzenberg war jedoch hiemit nicht zufrieden, er forderte vor allen Dingen, daß Preußen die Verfassung, die es mit den ihm unirten Staaten vereinbart hatte, aufgebe, und daß es die in Frankfurt tagende, von Oesterreich, Baiern, Württemberg &c. beschickte sogenannte Bundesplenarversammlung anerkenne.

Diese Forderungen bedeuteten allerdings für Preußen eine unerhörte Demüthigung, ein Aufgeben aller seiner Pläne, eine Rücknahme aller feierlichen Verheißungen, die es dem Volke wie den unirten Fürsten gemacht hatte, ein schimpfliches Zurückweichen, wie es dem Besiegten nach einem halben Duzend verlornen Hauptschlachten von dem Gegner vielleicht auferlegt wird. Die Forderungen waren selbst für einen Grafen Brandenburg zu stark. Nikolaus stellte sich ganz auf die Seite Oesterreichs. Er soll damals geäußert haben: „Die Welt soll dereinst nicht sagen, daß ich ein besserer Schwager als Kaiser von Rußland gewesen bin.“ Er wiederholte jene Drohungen, die bereits in der erwähnten Note ausgesprochen waren, er forderte, daß Preußen das bewaffnete Einschreiten in Kurhessen und Holstein gut heiße, damit der Revolution ein Ende gemacht werde, ja er nahm sich heraus, den preussischen Minister Radomiz als das Hinderniß einer loyalen preussischen Politik zu bezeichnen und dessen Entfernung zu begehren. Graf Brandenburg reiste entrüstet aus Warschau ab.

Als er kaum in Berlin wieder eingetroffen war, fand eine Ministerberathung, am 2. November, Statt, welche als die Katastrophe in der nachmärzlichen Geschichte Preußens zu betrachten ist. Einige unter den Ministern waren zwar jetzt endlich der Meinung, daß es schimpflich sei, weiter nachzugeben und daß man mit den Waffen in der Hand die maßlosen Zumuthungen abweisen müsse, aber die Majorität stimmte mit Herrn von Manteuffel dafür, sich zu fügen, und der König — vermuthlich auch die Königin, eine Schwester der Erzherzogin Sophie von

Oesterreich*) — trat dieser Majorität bei. Herr von Radowicz schied aus dem Ministerium, Graf von Brandenburg legte sich aufs Krankenbett, um nicht wieder aufzustehen.

Man sagt, der Schmerz habe ihm das Herz gebrochen. Der Zar hatte ihn in Warschau in einer so hochmüthigen und beleidigenden Weise behandelt, daß es für das Point d'honneur eines Edelmanns und für den Stolz eines guten Preußen zu viel war; der kleinmüthige Beschluß des Ministerrathes mochte das Uebrige thun. Das ärztliche Bülletin sagte, er habe nach genommenem Vomitiv viel Galle erbrochen. In seinen Fieberphantasien soll er gerufen haben: „Mein Helm, mein Schwert! Führt mir mein Pferd vor! Es ist zu spät, sie sind schon in Breslau! o mein schönes Armeecorps!“ Er starb in der Nacht vom 5. auf den 6. November.

Manteuffel war jetzt Herr der Situation. Man behauptete, Rußland und Oesterreich hätten sein Verbleiben an der Spitze des Ministeriums dringend gewünscht und

*) Daß die Königin einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entschliekung Friedrich Wilhelm IV. in dem Konflikt ausgeübt und also russischer Einfluß nicht ganz allein gewirkt habe, darf wol angenommen werden. In Berlin circulirte damals folgendes Gerücht: Am 19. November, am Geburtstage der Königin, habe ihr Gemahl sie gefragt, was für ein Geschenk sie sich wünsche, und sie darauf erwiedert: Friede mit Oesterreich und Baiern. Der König, anfangs über das Begehren verstimmt, habe wiederholten Bitten nachgegeben und schon am selben Tage einen Flügeladjutanten mit einem Handschreiben nach Wien gesandt.

fogar die Erklärung abgegeben, daß sie seinen Rücktritt als eine indirekte Kriegserklärung ansehen würden. Jedenfalls ist es außer Zweifel, daß kein Mensch auf dem weiten Erdenrund geeigneter sein konnte, die Intentionen Rußlands aufzufassen und nach ihnen zu handeln.

Preußen ist unter den drei Nachfolgern Friedrichs des Großen immer von Rußland übervorthelt, es hat von diesem unzählige Fußtritte erhalten, aber nichts Vorangegangenes kommt der demüthigenden Abhängigkeit gleich, in welcher die norddeutsche Großmacht unter der Hegide Manteuffels stand. Man legte in Berlin das Ohr an die Erde, um die Orakelsprüche des Petersburger Zaren zu erlauschen, und man mühte sich ab, dieselben zu entziffern. Die für Nikolaus im russischen Gesandtschafts-Hotel unter den Linden bereitstehenden Zimmer blieben freilich noch immer leer, aber der Repräsentant jenes, der Baron von Meyendorf verstand es trefflich, seinen Gebieter zu vertreten; er war dem Könige eine persona grata, er wußte sich mit den augenverdrehenden Pietisten eben so wohl zu stellen wie mit den demokratenfresserischen Junkern an der Spree.

Preußen wich zurück Schritt für Schritt, gab nach Punkt für Punkt. Wir dürfen hier nur darauf hindeuten. Gleich am 3. November verzichtete Manteuffel auf die Gleichstellung Preußens und Oesterreichs im Bundespräsidium und auf das freie Unirungsrecht, er willigte auch in die Ausführung der Bundesbeschlüsse gegen Holstein und Kurhessen. Was sollten wir bei der Mobilmachung, die nur ein Blendwerk, und bei der Affaire von Bron-

cell, die nur ein Mißverständniß war, verweilen? Manteuffel sagte zu, Preußen wolle im Fürstencollegium dahin wirken, daß die Union durch förmlichen Beschluß aufgehoben werde, und räumte es ein, daß die ferneren Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen dem Bundestage zur Confirmation vorgelegt würden. Aber mit seiner Nachgiebigkeit wuchs der Troß des Wiener Kabinetts. Auch der Wunsch Preußens, seine Truppen in Kurhessen lassen zu dürfen, fand in Wien keine Gnade. Es kam endlich so weit, daß Preußen aufgefodert wurde, binnen 48 Stunden Hessen zu räumen. In Berlin hätte man so gern wenigstens den Schein militärischer Ehre retten mögen und war rathlos, man ließ sich also wieder vom Kaiser Nikolaus rathen. Auf dessen Vorschlag ging Manteuffel nach Olmütz, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg direkt zu verständigen. Dort erhielt er unter dem Beistande des russischen Gesandten, Herrn von Meyendorf, das lächerliche Zugeständniß, daß ein preußisches Bataillon in Kassel bleiben durfte, gleichsam damit es Zeuge sei der bundestäglichen Exekution.

Auf Manteuffels Reise nach Olmütz folgten die Dresdener Konferenzen, dann die Pacification Holsteins, endlich die vollständige Resurrection des Bundestags: Nikolaus konnte zufrieden sein.

Er übersandte seinem königlichen Schwager die Kette des Andreasordens und unterzog sich nun noch der Mühe, auch die Verstimmung zu beseitigen, die zwischen den Höfen von Berlin und Wien zurückgeblieben war. Im Mai 1851 kam er wieder nach Warschau und lud den König von Preußen zu sich ein. Friedrich Wilhelm IV.

kam und brachte den Herrn von Rochow mit, der bisher Gesandter am russischen Hofe gewesen und nun — von Friedrich Wilhelm IV. oder von Nikolaus? — zum Bundestagsgesandten ernannt war. Dann reisten beide Monarchen bis Ratibor, von wo der König sich nach Berlin zurück, der Kaiser sich nach Olmütz begab. Der König von Preußen sollte es eben empfinden, daß er von seinen gekrönten Nachbarn noch nicht gänzlich wieder zu Gnaden aufgenommen war. Franz Josef kam Nikolaus entgegen bis einige Meilen vor Ratibor und vermied es so, den König zu begrüßen; Nikolaus fand sich nicht gemüthigt, bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen, die in jenen Tagen in Berlin unter militärischen Feierlichkeiten vor sich ging, persönlich zu erscheinen oder auch nur einen seiner Söhne zu schicken.

In Warschau und in Olmütz ist vermuthlich auch ein Plan besprochen worden, der die Gedanken des Zaren schon seit dem Jahre 1848 beschäftigt hatte, — der Plan nämlich, gegen das republikanische Frankreich und beiläufig auch gegen die Schweiz zu Felde zu ziehen. Es stehen uns keine altenmäßige und unwiderlegliche Beweise zu Gebote, die wir für das Vorhandensein dieses Planes anführen könnten, aber wir werden in diesem Fall der inspirirten Presse Deutschlands und Rußlands wol Glauben beimessen dürfen. Nikolaus mochte es für leicht halten, in das zerrüttete französische Staatswesen, das damals ein trostloses Bild von der Ohnmacht des Liberalismus bot, schiedsrichterlich einzugreifen, wie er in Deutschland gethan. Zu der Antipathie gegen die Revolution ge-

stellte sich eine Erbitterung andrer Art. Die französische Republik, welche die Occupation der Donaufürstenthümer im Jahre 1848 und die Intervention in Ungarn im Jahre 1849 schweigend angesehen hatte, die in der dänischen Frage auf Rußlands Seite stand, war endlich aufmerksam geworden auf die verhängnißvolle Lage der Türkei und trat Nikolaus in Constantinopel hemmend in den Weg. Schon in den Verhandlungen betreffs der ungarischen Flüchtlinge sahen wir es im Vereine mit England gegen die russischen Forderungen auftreten, im Jahre 1850 und 1851 bot es dem Kaiser Nikolaus Schach in der Frage der heiligen Stätten, und im Frühlinge des letzteren Jahres waren bittere Depeschen zwischen Petersburg und Paris gewechselt.

Zu bestimmten Verabredungen ist es aber in Warschau und in Olmütz rücksichtlich des gemeinsamen Auftretens gegen Frankreich wol nicht gekommen; der Blick der Monarchen von Oesterreich und Preußen war der Vergangenheit und Gegenwart mehr zugewandt als der Zukunft; die Sorge um die eignen Staaten machte sie einem so gefährlichen Kriege, dessen Kosten sie zunächst zu tragen hatten, wenig geneigt.

Die kurze Zeit, die Nikolaus in Olmütz zubrachte, wurde fast ganz ausgefüllt mit militärischen und kirchlichen Festlichkeiten, die den Anschein trugen, als ob sie eine Demonstration der verbündeten Kaiser gegen die Revolutionärs in Europa sein sollten. Nachdem die Heerschau über 30,000 Mann gehalten war, zogen die beiden Monarchen von der Kirchenparade Hand in Hand in die Kirche, und die berüchtigten Helden der österreichischen

Reaktion, Radetzki, Windischgrätz und Jellachich wurden von Nikolaus mit auffallender Auszeichnung behandelt.

Wo sich der Kaiser von Rußland überhaupt in jenen Jahren öffentlich zeigte, da fehlte die Suite deutscher Prinzen nicht, die durch verwandtschaftliche Bande oder durch persönliche Ergebenheit dem Zaren attachirt waren. Am 31. August wurde die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau, die erste im russischen Reiche, eröffnet, — ein halbes Duzend deutscher Fürstensöhne war dabei anwesend: den Kronprinzen von Württemberg, den Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, die Prinzen von Mecklenburg-Strelitz, von Oldenburg, von Hessen, auch den Prinzen Carl von Preußen sah man dort, — ein klarer Beweis, daß der preußische Hof es Nikolaus verziehen hatte, wenn dieser wenige Monate vorher von der Enthüllung der Friedrichsstatue keine Notiz nahm.

Die Feierlichkeiten bei Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn waren ganz in dem soldatischen Style des Zaren. Damit der Zug mit militärischer Präcision abgehen könne, mußten die kaiserliche Familie, die fremden Prinzen und die übrigen Festgenossen mit Saß und Pack die Nacht in den Waggonen zubringen; drei Garderegimenter waren schon Tags zuvor nach Moskau vorausgeschickt, an der Spitze dieser zog dann der Zar in die alte Hauptstadt ein, ließ von dem Metropolitens Philaret in der Kirche eine Anrede an sich halten, küßte das Kreuz, ließ sich mit Weihwasser besprengen und zeigte den Heiligenbildern und Reliquien seine Verehrung.

Welch ein seltsamer Kontrast! Diese Garderegimenter,

Weihwasser und Reliquien und die vom Dampf getriebene moderne Lokomotive! Welche Ironie des Schicksals! Der Selbstherrscher aller Reußen, welcher die Weltgeschichte aufzuhalten sich vermüht in ihrem gewaltigen Vorwärtsdrängen, — der Selbstherrscher aller Reußen begrüßt den Einzug des Königs Dampf, der die Fesseln sprengen wird, die jener geschmiedet! Welche Verblendung! Der Zar frohlockt über die Eisenstraße, die seine Stahlkolonnen rascher als bisher von einem Punkte zum andern befördern soll, er dekretirt von Moskau aus den Bau einer andern Bahn von da bis Warschau, — aber er hat keine Idee davon, daß auf diesen eisernen Schienen auch noch Anderes transportirt werden wird als Kanonen und Munitionskisten und wohleinexercirte Grenadiere!

Niemals hatte Europa so wenig von dem erfahren, was im Innern Rußlands vor sich ging, als 1849, 50 und 51. Die Rubrik „Rußland“ verschwand beinahe aus den Journalen. Das Wenige aber, was abgesehen von jener Eisenbahneröffnung verlautete, wies sämmtlich auf das eifrige Bemühen des Kaisers hin, sein Reich von aller Verbindung mit der Außenwelt abzuschließen, oder die Elemente einer Opposition, die im Lande selbst sich entwickeln könnte, auszutilgen.

Hieher gehört die mit eiserner Strenge gehandhabte Grenzsperrung, die geschärfte Censur zumal gegen deutsche Schriften,*) das Verbot der Reisen in's Ausland und die Einverleibung Polens ins russische Zollgebiet.

*) 1850 wurden Guszow's „Ritter vom Geist“ verboten.

Diese letztere wurde im Januar 1850 vollzogen. Gleichzeitig wurde die russische Sprache zur alleinigen Geschäftssprache bei allen Behörden des ehemaligen Königreichs Polen erhoben. Beides war ein Bruch der Verträge *) von 1815, in welchen den Polen die Einrichtungen, welche die Erhaltung ihrer Nationalität sicherten, garantirt waren — Artikel 3 des Vertrags vom 3. Mai 1815, — und wonach Allem, was der Boden und die Betriebsamkeit der polnischen Provinzen hervorbringt, in allen Provinzen, preussischen, russischen und österreichischen des ehemaligen Königreichs, der unbeschränkteste Umlauf gestattet sein soll gegen Erlegung einer Steuer, die 10% vom Hundert nicht übersteigt. Diese Verletzung der Verträge zeigt abermals, in welchem schmachlichen Abhängigkeitsverhältniß Preußen und Oesterreich standen: zur selben Zeit, wo der Zar ihnen gegenüber jene Traktate als unantastbar geltend macht, verletzt er sie selbst, schädigt dadurch die materiellen Interessen beider Staaten, aber Niemand wagt, sich zu widersetzen.

Beide Maßnahmen zielten auf dasselbe Resultat hin. Denn wenn die Einverleibung Polens in's russische Zollgebiet nebenher auch eine Verschärfung der Grenzsperrbezwedte, so war die hauptsächlichliche Tendenz derselben ebenso wie der Einführung der russischen Sprache, die Reste der polnischen Nationalität zu tilgen. Die häufigen Besuche Nikolaus I. in Warschau hatten ganz die entgegengesetzten Folgen, welche sonst wol Reisen eines Monarchen in die Provinzen seines Reichs nach sich zu

*) Vergl. Bd. VIII., S. 38.

ziehen pflegen: die Denkmale seiner Anwesenheit waren nicht Gnadenakte, sondern Anordnungen, welche die Russificirung des Landes vollenden sollten. Außer jener Tarifordnung und außer dem Sprachgesetz ist dahin ein Ukas zu rechnen, welcher bestimmte, daß die Söhne adeliger Eltern aus den polnischen Gouvernements vom 1. Juli 1851 an militärpflichtig seien, nur die einzigen Söhne und diejenigen, welche in den Civilstaatsdienst treten wollten, wurden ausgenommen.

Aber man darf nur nicht glauben, daß das eigentliche Rußland viel glücklicher daran war als die polnischen Provinzen. Eine tragikomische Furcht vor der Revolution bezeichnete alle Schritte des Kaisers, er witterte überall Verschwörung, und er kannte kein anderes Mittel, als maßlose Härte, um ihr zu begegnen. Er zitterte vor seinem eignen Schatten, er gab seine früheren Pläne, die Verwaltung zu reformiren, die Leibeigenschaft zu erleichtern, auf, weil er in seiner wahnsinnigen Angst nicht mehr wagte, an irgend etwas Bestehendem zu rühren. Die Bildungsanstalten des Reichs wurden vollends von allen liberalen Elementen gesäubert, die deutschen Lehrer und Erzieher wurden entfernt, falls sie nicht russische Unterthanen waren, an ihre Stelle ausgediente Offiziere berufen und die Erziehungsanstalten in Kasernen umgewandelt. Die Lehrurse der Universitäten wurden von neuem beschränkt und die wissenschaftliche Bildung, oder was man in Rußland so nannte, überhaupt auf die bevorzugten Klassen beschränkt. In den Ukasen vom 11. Mai und 26. September 1849 war bestimmt: daß auf jeder russischen Universität die Zahl aller Studirenden, die

sich aus eigenen Mitteln unterhalten, auf 300 Personen reducirt bleiben, — daß bei der Aufnahme von Aspiranten die religiöse und sittliche Bildung besonders in Betracht gezogen, — daß Jeder ausgeschlossen sein soll, der nicht durch Geburtsadel oder Beamtenadel Anspruch auf die Aufnahme hat. Ja es tauchte der Plan auf, die Universitäten überhaupt zu schließen.

Alexander Herzen theilt im vierten Bande seiner Memoiren einen Brief Granoffski's, Professors der Geschichte in Moskau, geschrieben im Jahre 1850, mit. Dort heißt es:

„Unsere Lage wird von Tage zu Tage unerträglicher. Jede Bewegung im Westen macht sich bei uns durch Bedrückungsmaßregeln fühlbar. Die Angebereien kommen zu Tausenden. Ueber mich sind im Laufe von drei Monaten zwei Mal Nachfragen gehalten. Aber was ist die persönliche Gefahr im Vergleich mit dem allgemeinen Leiden und Druck? Man hat die Absicht, die Universitäten zu schließen, vorerst hat man sich aber auf die folgenden, schon in Ausführung gebrachten Maßregeln beschränkt; man hat das Eintrittsgeld für die Studenten erhöht und ihre Zahl durch ein Gesetz vermindert, kraft dessen an der Universität nicht mehr als 300 Studenten auf ein Mal sein dürfen. In Moskau waren 1400 Studenten, man mußte also 1200 entlassen, um 100 neue aufnehmen zu können. Das adelige Institut ist geschlossen worden, mehren andern Anstalten droht dasselbe Schicksal, z. B. dem Lyceum. Der Despotismus spricht es unverhohlen aus, daß er sich nicht vertragen kann mit der Aufklärung. Für das Kadettenkorps sind neue Pro-

gramme gemacht. Die Jesuiten würden den militärischen Pädagogen beneiden, der sie entworfen hat. Den Priestern ist anbefohlen, die Kadetten zu lehren, daß die Größe Christi vorzüglich in seiner Ergebenheit gegen die herrschende Macht bestand. Christus wird dargestellt als ein Vorbild des Gehorsams und der Disciplin. Die Lehrer der Geschichte müssen die alten Republiken des Flittergoldes der Tugend entkleiden und die, den Historikern unbegreifliche, Größe des römischen Kaiserthums beweisen, welches nur den einen Fehler hatte: es kannte die Erbfolge nicht!"

Im Jahre 1849 war in Petersburg eine Verschwörung entdeckt. Eine Verschwörung nannte man wenigstens eine Gesellschaft junger Leute, die sich versammelten, um über sociale Fragen zu debattiren. Die sämmtlichen Theilnehmer wurden verhaftet und peinlich angeklagt. Die Untersuchung förderte Nichts zu Tage als Meinungen, das hinderte jedoch nicht, daß sämmtliche Angeklagte zum Tode verurtheilt wurden. Nikolaus begnadigte die Verurtheilten zur Bergwerksarbeit, zum Exil oder zum Kriegsdienst.

Im Jahre 1848 hatte kein Russe ins Ausland reisen dürfen; im folgenden Jahre wurde ausnahmsweise einigen vornehmen Damen die Erlaubniß ertheilt, ausländische Bäder zu besuchen. Unter diesen Damen war die Baronin Bruiningk, geborne Lieven. In deren Erlebnissen spiegeln sich die russischen Zustände jener Jahre so treu, daß wir hier mittheilen wollen, was uns aus zuverlässigem Munde davon bekannt geworden ist.

Die Baronin Bruiningk erhielt im Herbst 1849 Er-

laubniß zur Reise ins Ausland. Es hatte ihr viele Mühe gekostet. Graf Orlos, dessen Fürsprache sie in Anspruch nahm, schlug ihr Anfangs die Bitte ab und rieth ihr, nach der Krim zu gehen. Erst als man ihm neue ärztliche Zeugnisse vorlegte, in denen der Aufenthalt im südlichen Deutschland oder in der Schweiz für dringend nöthig für die Dame erklärt wurde, verwandte er sich beim Kaiser und erlangte dessen Einwilligung.

Die Baronin kam zunächst nach Berlin. Eine begeisterte Verehrerin Gottfried Kinkels, der damals im Gefängniß saß, fuhr sie eines Tages nach Spandau, um den gefangenen Dichter zu besuchen und ihm einen von ihr selbst gestickten Teppich zu überreichen. Sie wurde an der Thüre des Kerkers abgewiesen, und man machte ihr bemerklich, daß dem Gefangenen die Annahme eines Luxusartikels, wie des Teppichs, durchaus nicht gestattet sei, und daß Kinkel auf seinem Zimmer kein anderes Ameublement als einen Tisch und eine Pritsche, nicht einmal einen Stuhl habe.

Die Dame eilt entrüstet zurück nach Berlin und ließ sich sofort bei Manteuffel, dem Minister des Innern, melden. Dieser saß gerade bei Tisch, und der Bediente war nicht geneigt, seinen Herrn zu stören. Ein paar Goldstücke machten ihn indeß gefügiger, und er meldete eine Dame an, die den Minister augenblicklich zu sprechen begehre.

„Excellenz,“ rief die Baronin Herrn von Manteuffel entgegen, nachdem sie ihren Namen genannt hatte, „ich komme so eben von Spandau und höre, daß Gottfried Kinkel ganz abscheulich behandelt wird und auf seinem

Zimmer nicht einmal einen Stuhl hat. Ohne Zweifel geschieht das ohne Ihr Wissen, — ich glaube Ihnen einen Dienst zu erweisen, indem ich Sie davon benachrichtige, und hoffe, daß Sie die Brutalität abstellen werden!“

„Es geschieht auf meinen ausdrücklichen Befehl!“ entgegnete der Minister.

„Auf Ihren Befehl — Wie? — und Sie schämen sich nicht, mir das zu sagen, — Sie sinken nicht in die Erde? Pfui! Sie haben die Stirn, eine Zierde Ihrer Nation, einen gefeierten Dichter — — —“

Manteuffel war blaß vor Wuth. „Madame,“ rief er ingrimmig, „wie können Sie sich erfrehen — —“

Aber dem Redefluß der erbitterten Dame war nicht so leicht Einhalt zu thun. Sie schüttete die gefüllte Schale ihres Zorns über den erstaunten und verduzten Minister aus; sie appellirte an das Urtheil, das die Weltgeschichte über ein so infames Verfahren fällen werde. „Excellenz,“ — schloß sie endlich mit einer raschen Handbewegung — „sind entlassen!“ Sprach's und ließ Herrn von Manteuffel stehn.

Dieser jedoch hatte sich zu sehr geärgert, als daß er die Beleidigungen, selbst aus dem Munde einer Frau, hätte verschmerzen sollen. Er wandte sich an den russischen Gesandten und verlangte Bestrafung der Baronin. Der Baron Bruiningk übersah mit einem Blick die Gefahr, die ihm und seiner kühnen Frau drohte, ging zu Manteuffel, gab Erklärungen, ließ merken, daß er mit der politischen Richtung seiner Frau selbst nicht ganz übereinstimme, und die Baronin selbst schrieb einen Brief an den

preussischen Minister, in welchem sie hervorhob, daß das in einer Privataudienz Gesagte nimmöglich doch als etwas Strafbares betrachtet werden könne. Damit war die Sache vorläufig erledigt.

Die Baronin hatte sich in Berlin übrigens auf eine zu auffallende Weise introducirt, als daß ihr die russische Polizei nicht selbst im Auslande eine ganz besondere Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Sie bemerkte das bald und ging mit ihrem Gemahl nach Venedig und brachte dort den Winter zu. Als sie im Frühlinge 1850 abreiste, gab ihr ein humaner österreichischer Beamter eine charakteristische Warnung. „Sie sind,“ sagte er, „aus genaueste überwacht; Sie empfangen keinen Brief, der nicht auf dem russischen Consulate zuvor gelesen wäre, man kennt dort alle Ihre Verbindungen, Sie erhalten keinen Besuch, von dem man nicht weiß, Sie gehen nie aus dem Hause, ohne daß man nicht erführe, wohin.“

Wie wohl diese Warnung motivirt war, sollte die Gewarnte nur zu bald erfahren. Von Venedig reiste sie zu Lande nach Hamburg. Sie war kaum dort angelangt, als sich hamburgische Polizeidiener bei ihr einfanden, ihre Effekten durchsuchten und sämtliche Papiere mit sich nahmen. Zugleich wurde ihr ein Polizist beigegeben, ohne dessen Begleitung sie das Haus nicht verlassen durfte. Das Schlimmste, Auslieferung an Rußland, stand jetzt zu erwarten, und die Baronin verabredete mit ihrem Manne einen Plan zur Flucht. Während der letztere im Hotel blieb, machte sie mit einem Freunde einen Spaziergang. Am Elbufer, in der Nähe des vor Unterliegenden englischen Dampfers, ergriff der Freund ihre

Hand, sie rasch über die Landungsbrücke führend und dem am Radkasten lehrenden Kapitän zrufend: „Schützen Sie uns, wir sind politische Flüchtlinge!“ „Well Sir, sagte der Britte phlegmatisch, wenn nöthig, mit Kanonen!“ Der Polizist, welcher den Flüchtigen in einiger Entfernung gefolgt war und nun nachtheilte, mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Unter den säisirten Papieren der Baronin befanden sich unter Anderem Briefe zweier russischen Universitätslehrer, des Professors Osenbrüggen und des Lektors Victor Hehn. Die Beschlagnahme dieser Briefe, welche von der diensteifrigen hamburgischen Polizei an die russische Regierung ausgeliefert wurden, hatte für die beiden Männer schlimme Folgen. Sie wohnten beide in Dorpat. In einer Nacht drangen Gensdarmen in ihre Zimmer, rissen sie aus den Betten, packten sie je in einen Schlitten, verbanden ihnen die Augen und fuhren mit ihnen davon. Als Osenbrüggen nach langer Fahrt endlich aussteigen durfte, erfuhr er, daß er in Petersburg sei. Bald darauf jedoch wurde er wieder eingepackt und weiter geführt. Als man ihm die Binde abnahm, befand er sich an Bord eines Schiffes; ein Rescript wurde ihm vorgelesen, wonach er aus Rußland verbannt war. Uebrigens hatte man seine Bücher und sein sonstiges Eigenthum mit eingeschifft.

Ueber Hehn's Schicksal erhielten seine Freunde erst nach langer Zeit Kunde. Er war nach Kasan exilirt.

Inzwischen war die Baronin Bruiningt längst in England glücklich angelangt, und mit ihrem ihr folgenden Gemahle wieder vereinigt. In London theilte der rus-

fische Gesandte dem Baron mit, es sei specieller Befehl des Kaisers, daß er nach Rußland zurückkehre. Bruiningk brachte ärztliche Atteste bei, daß die Gesundheit seiner Frau eine derartige Reise nicht erlaube. Es kam ein erneuter Befehl, dem die Drohung beigefügt war, daß im Weigerungsfalle die sämmtlichen Güter des Barons confiscirt werden sollten. Auch diese Drohung wirkte nicht. Von Petersburg aus erging nun Ordre an die Regierung in Dorpat, die Güterconfiscation zu vollziehen.

Der Baron hatte schon vor seiner Abreise all sein Besizthum in Geld verwandelt und in Papieren angelegt. Diese Papiere waren aber noch in Rußland. Sie waren einem Manne anvertraut, einem gebornen Savoyarden, welcher der Familie Bruiningk viel zu danken hatte, und auf dessen Treue und Redlichkeit der Baron Häuser baute. Dennoch hatte er sich in dem Manne getäuscht. Die Regierung in Dorpat beeilte sich nicht übermäßig, sich nach dem Vermögen Bruiningk's umzusehen. Da trat der Savoyarde, dem die Sache zu lange dauerte, als Denunciant auf; er schrieb der Regierung, daß er gehört habe, das Vermögen des Baron Bruiningk solle confiscirt werden, daß er selbst im Besiz der betreffenden Papiere und daß er bereit sei, dieselben auszuliefern.

Glücklicherweise gelang der Schurkenstreich indeß doch nicht. Die Papiere fielen nicht in die Hände der Regierung.

Von Rußland aus wurde jetzt noch ein Versuch gemacht, die Baronin Bruiningk in Güte zur Rückkehr zu bewegen. Im Herbst 1850 kam ein Verwandter der Familie, ein russischer General nach London. Er suchte den

Baron auf und gab sich Mühe, ihn zur Abreise zu veranlassen. Er erzählte, Nikolaus sei wüthend; in Warschau habe ihm Herr von Manteuffel die Berliner Affaire mitgetheilt und sich über die Baronin beklagt; der Zar habe gedroht, er werde dieselbe „auspeitschen“ lassen, sobald sie nach Rußland komme. Aber der General meinte dennoch, der Kaiser werde sich umstimmen lassen und erbot sich, die Vermittler-Rolle zu übernehmen; er wollte den Baron dem Kaiser mit den Worten vorstellen: „Ew. Majestät bringe ich hier ein reuiges Schaf Ihrer Heerde,“ die Frau sollte als wahnsinnig geschildert werden.

Es braucht wol kaum hinzugefügt zu werden, daß die verfolgte Dame es vorzog, in London zu bleiben.

Drittes Kapitel.

Die Stellung Rußlands zum dänisch-holsteinischen Streit. — Verhandlungen über die Thronfolge in Dänemark. — Der Traktat vom 8. Juli 1852. — Warum England diesem beitrug. — Griechische Verwickelungen. — Die Pacifico-Affaire.

Im vorigen Kapitel ist eines Protokolls erwähnt, das von England, Frankreich und Rußland betreffs der dänischen Thronfolgeordnung unterzeichnet und als Schreckmittel gegen Preußen benutzt wurde. Es ist nöthig, darauf näher einzugehn, da dasselbe und was sich weiter daran knüpfte, nicht zu den unbedeutendsten politischen Erfolgen des Kaisers Nikolaus gehört.

Als Dänemark, gleich nach der Februarrevolution, in den Notcn vom 28. März und 22. April 1848, sich an die Kabinette Europa's wandte, stützte es seine Jermiade unter Anderm auf folgende Motive: den Plänen Deutschlands liege der geheime Zweck zu Grunde, größere Küstenstreden, sichere Häfen und erweiterte Absatzmärkte zu erlangen. „Die Weisheit der großen Seemächte wird in solchem Beginnen ohne Zweifel den Keim zahlreicher und ernstcr Verwickelungen erblicken.“ Auch wurde ausgemalt, wie Deutschland durch den Besitz Schleswigs

Beherrscher der Ostseehäfen und die deutsche Flotte bald in Reih und Glied mit der der Großmächte treten werde.

Es ist nicht zu leugnen, daß Rußland nächst Dänemark das größte Interesse daran hatte, daß diese Eventualitäten nicht in Erfüllung gingen, aber zu bewundern ist die Vorurtheilslosigkeit, mit welcher der Zar, der sich sonst als der Vorkämpfer der reaktionären Principien gerbete, das revolutionäre Dänemark unterstützte.

Der Malmöer Waffenstillstand, der durch Rußlands Drohungen vermittelt war, wurde auf den 26. März 1849 von den Dänen gekündigt, die darauf bauen mochten, daß die deutschen Staaten aus Furcht vor Rußlands Intervention die Herzogthümer sich selbst überlassen würden. Aber die deutschen Bundestruppen rückten in der Stärke von 80,000 M. herbei, die Dänen wurden bei Eternförde, bei Rolding und bei Gudsoe geschlagen, die Preußen rückten in Jütland ein, und weder die 40,000 M. Russen, die Schleswig, noch die 100,000 M. Russen, die Ostpreußen besetzen sollten, ließen sich sehn.

Indeß die Proteste des russischen Gesandten in Berlin hemmten die militärischen Operationen, neue Verhandlungen begannen, und der auf dieselben von russischer Seite geübte Druck trat immer schärfer hervor, zumal seit das preussische Ministerium an Stelle der Reichsgewalt unterhandelte. Ein russischer Vorschlag war es, der als Basis des zu Berlin geschlossenen Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 diente: Schleswig sollte von Holstein getrennt und mit Dänemark unirt werden, durch eine „union indissoluble,“ wie Rußland proponirte, durch eine „union politique,“ wie England modificirte.

Während Schleswig nun von der berüchtigten Landesverwaltung, einem Dänen, einem Preußen und einem Engländer, provisorisch regiert wurde, verhandelte man in Berlin über den Frieden. Abermals mischte sich Nikolaus in anmaßendster Weise ein: die russische Regierung erklärte in einer Depesche vom 1. Februar 1850, sie werde ihre diplomatischen Beziehungen zum deutschen Bunde nur dann wieder aufnehmen, wenn die Forderungen Dänemarks vom Bunde bewilligt würden. Preußen schloß darauf den merkwürdigen Frieden vom 2. Juli 1850 im Namen des deutschen Bundes. Dieser Friede, „*paix pure et simple*“, hob den Krieg zwischen Dänemark und dem deutschen Bunde auf, im Uebrigen schlichtete er Nichts: die beiderseitigen Rechte vor dem Kriege blieben vorbehalten, dem Könige von Dänemark ward gestattet, zur Wiederherstellung seiner „legitimen Gewalt in Holstein“ seine bewaffnete Macht zu gebrauchen oder die Intervention des deutschen Bundes dem Bundesrechte gemäß anzurufen.

Nach kurzem Kampfe zwischen der holsteinischen und dänischen Armee rief Dänemark die Hülfe des Bundes an: dem Sträuben Preußens machte Nikolaus, wie im vorigen Kapitel gezeigt ist, zu Warschan und Olmütz ein Ende. Die Bundesexekutionstruppen rückten zu Anfang des Jahres 1851 in Holstein ein, und sahen zu, wie die Dänen das deutsche Land pacificirten.

Der Zar durfte dies Resultat des dänisch-deutschen Konflikts, die Beendigung des Kriegs, den vollständigen Sieg Dänemarks in der That fast sich allein zuschreiben. Er hatte Dänemark im eigentlichen Sinne des Wortes

gerettet, dem Anscheine nach gerettet in der uneigennützigsten, großmüthigsten Absicht von der Welt, als ritterlicher Beschützer des von Rebellen bedrohten König-Herzogs.

Aber in diesem Falle erblich der Schimmer von Edelmuth in kürzester Frist, und das egoistische Interesse des Retters trat zu Tage. Nicht nur daß Nikolaus den dänisch-holsteinischen Konflikt benutzte, um dem sich verjüngenden deutschen Adler die Flügel zu beschneiden, — er beutete die Verlegenheiten der dänischen Regierung auch aus, um die Anerkennung von Successionsrechten des russischen Kaiserhauses auf den dänischen Thron zu erschwindeln.

Die Erbfolge im Königreich Dänemark ist eine Angelegenheit, die zu den verwickeltsten Fragen der europäischen Politik gehört, sofern man sie vom Standpunkte der Diplomatie und der „angestammten Rechte“ betrachtet. Der Mannsstamm des jetzt regierenden Hauses Oldenburg ruht auf vier Augen, auf dem Könige Friedrich VII. und dessen Oheim Friedrich Ferdinand. Beide sind kinderlos, ersterer nicht ebenbürtig verheirathet und fünfzig, letzterer schon sechs und sechzig Jahre alt. Wenn sich diese vier Augen einmal geschlossen haben werden, so wird die Frage sein: wer soll succediren? Nach dem verbrieften Recht lautet die Antwort in Dänemark anders als in Schleswig-Holstein. In Dänemark bestimmt das sogenannte Königsgesetz die Erbfolge: darnach würde mit dem Erlöschen des Mannsstammes der oldenburgischen Linie der dänische Thron an die dem letzten Könige nächstverwandte Prinzessin dieses Stammes fallen; oder wenn eine solche nicht da wäre, würde die cognatische nächstberechtigte

Linie eintreten. In Schleswig-Holstein dagegen gilt die cognatische Succession gar nicht, nur die agnatische mit Ausschluß der Frauen: bei einer Erledigung des Thrones würde also die dem Hause Oldenburg zunächst stehende männliche Seitenlinie berechtigt sein. Nach dem Königs-Gesetz würde in Dänemark der Cognat, Prinz Friedrich von Hessen, Sohn einer Schwester Christian VIII., nach schleswig-holsteinischem Recht in den Herzogthümern der Agnat, Herzog von Augustenburg, nächstberechtigt sein, die dänische Monarchie also zerfallen. Im Interesse Dänemarks hatte bekanntlich schon Christian VIII. — der Vater des jetzt regierenden Friedrich VII. — den Versuch gemacht, die Thronfolgeordnung zu ändern; nach dem Tode Christian's und seit der Revolution von 1848, wo die Gefahr einer Auflösung des Staates immer drohender heranrückte, vereinte Nikolaus I. seine Anstrengungen mit denen des dänischen Hofes, um die übrigen Mächte Europa's zur Anerkennung eines veränderten Successionsgesetzes geneigt zu machen.

Das erste Zeugniß dieser Anstrengungen ist ein in London geschmiedetes Aktenstück, bekannt als das Londoner Protokoll vom 2. August 1850. In demselben war die Integrität der dänischen Monarchie als nothwendig für die Ruhe Europa's, die Feststellung einer für alle Theile der Monarchie gültigen Thronfolgeordnung als wünschenswerth bezeichnet. Unterscriben hatten das Protokoll die Gesandten Rußlands, Frankreichs, Dänemarks, Schwedens und Oesterreichs und der britische Minister, Lord Palmerston; Oesterreich hatte mit dem Vorbehalt

der Rechte des deutschen Bundes, England nach einigem Zögern in die Unterzeichnung gewilligt.

Mit diesem Protokoll hatte Rußland aber freilich noch nicht viel gewonnen: das Schwierigste, die faktische Feststellung einer Thronfolgeordnung, blieb noch zu thun. Die Verhandlungen darüber haben fast zwei Jahre gedauert: es handelte sich sowol darum, einen Prinzen zu finden, der zur Succession im Gesamtstaate genehm scheine, als den Verzicht der Agnaten und Cognaten zu erhalten, als endlich den Widerstand Preußens gegen die Tendenzen des Protokolls zu beseitigen.

Der zur Erbfolge in Dänemark oder Holstein Berechtigten ist eine große Zahl, — wer von ihnen sollte Erbe der dänischen Gesamtmonarchie sein? Zuerst richtete Nikolaus seinen Blick auf den Erbgroßherzog von Oldenburg und trug diesem die Krone an. Aber derselbe machte seine Einwilligung davon abhängig, daß die Rechte Schleswig-Holsteins respektirt würden und daß die näher Berechtigten verzichteten. Sein Vater, der regierende Großherzog war damit einverstanden. Nikolaus jedoch fand diese Bedingungen unannehmbar, und die Verhandlungen zerschlugen sich. Dann machte die dänische Regierung den Vorschlag, dem Prinzen Christian von Glücksburg die Thronfolge zuzuwenden. Für ihn sprach, daß er während des holsteinischen Kriegs zu Dänemark gestanden hatte, und der Zar zeigte sich bereit, den Vorschlag in nähere Erwägung zu ziehen. Bei seiner Anwesenheit in Warschau, Mai 1851, hatte er auch die Ordnung der dänischen Thronfolge im Auge. Der Prinz Christian von

Glücksburg war herbeschrieben, wurde als geeigneter Thronprätendent besunden, und die Verhandlungen begannen. Herr von Manteuffel und ein österreichischer Diplomat nahmen daran Theil, das Resultat war ein neues Protokoll, — Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1852 — unterzeichnet von dem dänischen Gesandten Needy und den beiden russischen Diplomaten Meyendorf und Nesselrode. Der wesentliche Inhalt dieses Protokolls bezog sich auf die Erbansprüche des russischen Kaiserhauses auf Holstein; das Schriftstück erkennt zunächst die Ansprüche Rußlands ohne Weiteres als legitim an, dann enthält es eine Verzichtleistung des Kaisers auf diese Ansprüche zu Gunsten des Prinzen Christian, endlich den Vorbehalt aller Rechte der russischen Kaiserfamilie für den Fall, daß die vom Prinzen Christian begründete Mannslinie aussterben sollte.

Es möchte in den Annalen der Diplomatie kaum ein Schriftstück geben, das die unverschämte Pfiffigkeit und die weitauschauende Klugheit der russischen Politik einerseits und die feige Kurzsichtigkeit der andern europäischen Mächte besser bezeugte als dies Warschauer Protokoll.

Die Basis des Protokolls ist eine notorische Schwinderei. Legitime Erbansprüche des russischen — holstein-gottorpschen — Hauses auf Holstein existiren in der That gar nicht mehr. Sie sind seit dem bedingungslosen Verzicht Katharina II. im Jahre 1767 und ihres Sohnes Paul I. im Jahre 1772 erloschen. Trotzdem werden diese Ansprüche dreist behauptet. Aber ist es nicht ganz ungefährlich, die in der Luft schwebenden Ansprüche des Zaren anzuerkennen, da derselbe in einem Athem seinen Verzicht

ankündigt? Warum soll man diese kaiserliche Caprice, sich in großmüthige Resignation zu hüllen, nicht mit schweigendem Humor hinnehmen, da sie ganz unschädlich ist? —

Ist das Erbrecht Rußlands ein großartiger Schwindel, so ist natürlich der Vorbehalt dieses Rechts für den Fall des Erlöschens der glücksburger Linie ein ebenso großer Schwindel, ja noch ein größerer, weil Nikolaus, wie wir gleich sehen werden, von andern wirklich berechtigten Cognaten und Agnaten einen Verzicht ohne Vorbehalt forderte und lediglich sich selbst seine angeblichen Rechte für die Zukunft wahrte. Aber Nikolaus ist ein mächtiger Monarch und ein jähzorniger Herr, — man muß ihn nicht ausbringen, indem man ihm in den Weg tritt, man darf ihn nicht reizen durch Widerspruch, — und warum sollte denn nun gerade der Mannsstamm des Prinzen Christian aussterben? und wenn's geschähe, haben sich dann nicht die Menschen und die Zeiten geändert?

So mochte man über das Protokoll raisonniren in Wien, in Berlin und selbst in Kopenhagen, — von keiner Seite erhob sich wenigstens ein energischer und wirkjamer Protest. Dänemark hob sogar bald nach den Verhandlungen zu Warschau in einer an die Kabinette von Wien, Paris, London, Berlin und Stockholm gerichteten Circularnote hervor, daß mit dem Verzicht des Kaisers von Rußland das hauptsächlichste Hinderniß einer neuen Successionsordnung aus dem Wege geräumt sei.

Von den erbberechtigten Prinzen und Prinzessinnen leisteten nur diejenigen Verzicht, welche unter dem unmittelbaren Einfluß des Zaren standen: der Prinz Friedrich von Hessen — durch seine erste Ehe Schwiegersohn

Nikolaus I. — nebst seiner Mutter und seinen Schwestern; mehr als zwanzig Personen, die auf Dänemark, und die Augustenburger, Oldenburger u. a., die auf Holstein Erbansprüche hatten, resignirten nicht.

Trotzdem hielten die fünf Großmächte nebst Schweden und Dänemark die Sache für spruchreif, und am 8. Juli 1852 kam zwischen ihnen ein Traktat zu London zu Stande, der die Erbfolge regulirte. Wir lassen ihn mit Beseitigung der gleichgültigen Formalien wortgetreu folgen:

Art. 1. „Da S. Majestät der König von Dänemark, nach ernstlicher Erwägung der Interessen Ihrer Monarchie, mit Zustimmung Seiner königlichen Hoheit des Erbprinzen und Ihrer nächsten durch das dänische Königsgesetz zur Erbfolge berufenen Cognaten, so wie auch im Einverständniß mit Sr. Majestät, dem Kaiser aller Rußen, Chef der älteren Linie des holstein-gottorpschen Hauses, erklärt haben, die Erbfolgeordnung in Ihren Staaten dergestalt festsetzen zu wollen, daß Ihre Krone — in Ermangelung männlicher vom Könige Friedrich III. zu Dänemark in gerader Linie abstammender Nachkommenschaft — an Seine Hoheit den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und an die aus der Ehe dieses Prinzen mit der Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg geb. Prinzessin von Hessen Hoheit entsprossenen Descendenten nach dem Rechte der Erstgeburt von Mann zu Mann übertragen werde, — so verpflichten die hohen kontrahirenden Theile, in voller Würdigung der Weisheit der Ansichten, welche für die dereinstige Annahme jener Kombination entscheidend gewesen, sich gemeinschaftlich im Falle einer Verwirklichung der vorhergesehenen Möglichkeit, das Successionsrecht des Prinzen Christian zu Schleswig &c. und der männlichen aus dessen Ehe mit genannter Prinzessin in gerader Linie entsprossenen Descenden

ten auf die Gesamtheit der gegenwärtig unter dem Scepter Sr. Majestät des Königs von Dänemark vereinigten Lande anzuerkennen.

Art. 2. Die hohen kontrahirenden Theile, welche das Princip der Integrität der dänischen Monarchie als unwandelbar anerkennen, verpflichten sich, die ferneren Eröffnungen in Erwägung zu ziehen, welche S. Majestät der König von Dänemark sich veranlaßt finden möchten Ihnen zugehn zu lassen, falls, was Gott verhüte, eine nahe bevorstehende Erlösung der aus der Ehe Sr. Hoheit des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Louise u Schleswig u geb. Prinzessin von Hessen in gerader Linie abstammenden männlichen Descendenz zu befürchten stände.

Art. 3. Es ist ausdrücklich verstanden, daß die gegenseitigen aus der Bundesakte von 1815 und dem bestehenden Bundesrecht hervorgehenden Rechte und Verpflichtungen Sr. Majestät des Königs von Dänemark und des deutschen Bundes in Betreff der Herzogthümer Holstein und Lauenburg durch den gegenwärtigen Vertrag nicht verändert werden sollen.

Art. 4. Die hohen kontrahirenden Mächte behalten sich vor, diesen Vertrag zur Kenntniß der andern Mächte zu bringen und sie dabei einzuladen, demselben beizutreten.“

Dieser Vertrag war von den Repräsentanten der obengenannten Mächte unterzeichnet. In einem zwischen Rußland und Dänemark am selben Tage abgeschlossenen geheimen Separatvertrage wurden die eventuellen Erbansprüche Rußlands aufs neue vorbehalten und anerkannt.

Was hat Nikolaus durch diesen Traktat erreicht? Zunächst die Anerkennung der Succession eines Prinzen, der seine Regierung in dem Bewußtsein antreten muß, eine Kreatur des Zaren zu sein und dessen Protektion

sein ansechtbares Recht und seinen ansechtbaren Besitz zu danken.

Zweitens den Fortbestand der Vereinigung der deutschen Herzogthümer mit Dänemark und damit die dauernde Unmöglichkeit für Deutschland, sich eine Marine zu verschaffen.

Drittens ist der vorgebliche Erbsanspruch des russischen Kaiserhauses auf Holstein verwandelt worden in einen von Dänemark anerkannten Anspruch; und dieser von Dänemark anerkannte Anspruch, der formell nur Holstein betraf, ist durch die von den Großmächten anerkannte Nothwendigkeit der Integrität der dänischen Monarchie verwandelt worden in einen Anspruch auf den Gesamtstaat.

Kurz — Rußland hat seine eine Hand bereits auf das dänische Königreich gelegt, und die Diplomatie Europa's und der Reichstag Dänemarks haben das gutgeheißen. Die Kabinetropolitik wird es schwerlich zu hindern vermögen, daß es den morschen Staat auch mit der andern Hand fasse. Die um ihr Erbrecht betrogenen Prinzen mögen Protest einlegen, wenn der „Protokollkönig“ Christian den Thron besteigt, die Standesherrn der deutschen Herzogthümer mögen Peter schreien, daß man die Erbfolgegesetze geändert habe, ohne sie zu befragen, — es wird das wenig helfen. Und die dänische Frage wird wie die orientalische Frage so lange auf der Tagesordnung stehen, wie ein „kranker Mann“ in Konstantinopel und in Kopenhagen das Scepter führt, bis der Bosphorus und der Sund die Thore*) des Zarenreichs bilden.

*) Die Herrschaft über das schwarze und über das baltische Meer ist schon nach Peter I. Testament Bedingung der Herrschaft über die Welt und Ziel der russischen Politik.

In dem geschilderten Verlaufe der Dinge, in den Verhandlungen über die dänische Thronfolgeordnung ist Alles begreiflich bis auf Eins, bis auf die Haltung Englands. Preußen und Oesterreich waren gewohnt, den Schiedsprüchen Nikolaus I. sich zu fügen, die französische Politik suchte Etwas darin, das „kleine“ Dänemark gegenüber dem „großen“ Deutschland zu protegiren, und hat andernteils in der Verwirrung der innern Angelegenheiten sich wol nicht die Zeit genommen, die Tragweite des Vertrags vom 8. Juli 1852 zu ermessen. Aber wie konnte die auf ihre Hegemonie auf dem Meere so eifersüchtige Regierung Großbritanniens so blind sein, die Zukunft des Sundes und damit die Herrschaft über die ganze Ostsee und deren Küsten in Rußlands Hände zu geben? Wie konnte sie sich zu der Ungerechtigkeit bewegen lassen, um der schlecht berechtigten Ansprüche Rußlands willen die wohlmotivirte Erbberechtigung einer ganzen Reihe von Prinzen zu ignoriren?

Um dies Räthsel zu lösen, müssen wir uns nach einem ganz andern Punkte Europa's, nach dem königreiche Griechenland, wenden.

Daß Griechenland in dem ersten Decennium nach seiner Unabhängigkeitserklärung der Spielball der drei Schuzmächte, zumal aber Englands und Rußlands war, ist bereits früher, im VI. Bande S. 219 ff. und im VIII. Bande S. 43 ff., gezeigt. Dies war auch späterhin so geblieben, und die mißlichen Finanzverhältnisse Griechenlands gaben den Schuzmächten immer neuen Anlaß, in die Regierung und Verwaltung einzugreifen. Im Jahre 1843 freilich war gerade durch das Drängen der drei

Mächte eine von ihnen schwerlich beabsichtigte, für den jungen Staat günstige Wendung eingetreten. Indem sie die Bezahlung der rückständigen Zinsen und Amortisationskapitalien der Rothschild'schen Anleihe von 1833 ungestüm forderten, war König Otto gezwungen, seine Armee auf ein Minimum zu reduciren, die Zahl der Beamten zu vermindern, die Besoldungen herabzusetzen und den Rest der deutschen Truppen, den er bisher noch um sich gehabt hatte, nach der Heimath zu senden. Die entlassenen oder in ihrer Gage verkürzten griechischen Militärs und Beamten verstärkten die Reihen derjenigen, welche längst mit der Regierung unzufrieden waren, und am 15. September 1843 brach eine Revolution aus, deren Feldgeschrei eine constitutionelle Verfassung war, die König Otto bei seiner Thronbesteigung verheißt, aber zu deren Verwirklichung er innerhalb seiner zwölfjährigen Regierung keinen Schritt gethan hatte. Die Revolution überrumpelte den Hof vollständig, und sie kostete, da ihr kein Widerstand entgegengesetzt werden konnte, nicht mehr als das Leben eines Gensdarmen. Eine Nationalversammlung ward einberufen, eine ziemlich freisinnige Verfassung von ihr entworfen und vom Könige adoptirt. Von den Schuzmächten erkannten England und Frankreich den veränderten Stand der Dinge als eine Thatsache an, Rußland hingegen that tiefbeleidigt; es rief seinen Gesandten Katakazi mit dem sämmtlichen Gesandtschaftspersonale von Athen ab, ließ nur einen Geschäftsträger, Herrn Persiani, dort und nahm die Miene an, als wolle es sich um die Angelegenheiten der undankbaren griechischen Nation nicht ferner kümmern, sondern dieselbe ihrem Schicksal überlassen.

Eine solche Drohung war vielleicht im ersten Momente des Aergers ehrlich gemeint, aber Kaiser Nikolaus kam von solcher Auffassung sehr bald zurück. Wenn Rußland auch anfangs in den Verhandlungen der drei Schutzmächte zu London eine Sonderstellung einnehmen zu wollen schien, so trat es doch schon im Januar 1844 den Beschlüssen Englands und Frankreichs bei, wodurch die Septemberrevolution und die Verfassung anerkannt wurde.

Nun ging dasselbe Spiel der Parteien im constitutionellen Griechenland wieder an, das den despotischen Staat bereits zerklüftet hatte. Im Ministerium, in der Nationalversammlung, im Volke zeigten sich wieder die russischen, englischen und französischen Tendenzen, die im ersten Momente der Revolution durch den nationalen Enthusiasmus versöhnt oder verdeckt waren, in der alten Schärfe. Die englische Partei nahm unter Maurokordatos' Führung zuerst die Ministersessel ein, hielt sich aber nicht einmal ein Jahr lang, dann kam die französische Partei an die Reihe, deren Haupt, Kolettis, sich mit anerkanntem Geschick bis an seinen Tod, der im September 1847 erfolgte, am Ruder zu erhalten wußte. Da endlich schlug die Stunde der russischen Partei, einer ihrer Führer, General Isavellas, übernahm die Leitung der Geschäfte, und allmählig wurden immer mehr ihrer Mitglieder in die wichtigeren Aemter eingeschoben.

Während der Amtsführung Kolettis' hatte England schon wiederholt durch Geldforderungen und Ansprüche anderer Art die griechische Regierung belästigt, aber sich beschwichtigen lassen. Ungezügelter ward sie jetzt, wo die Partei Rußlands in Athen dominirte. Sie benutzte ihre

Ansprüche und die finanziellen Verlegenheiten des hellenischen Staats augenscheinlich, um den moskowitzischen Einfluß zu brechen, und sie verfuhr dabei auf die frivolste und ungeschickteste Weise.

Am 11. Januar 1850 erschien die englische Mittelmeerflotte unter dem Viceadmiral Parker auf der Rhede von Salamis, um die Forderungen des Gesandten Wyse, der seit dem März 1849 der Nachfolger Lyons' geworden war, zu unterstützen. Diese Forderungen waren folgende: 1. der ehemalige Konsul Pacifico hat vor einigen Jahren bei einem Volksaufstande in Athen Verluste gehabt, und die griechische Regierung soll ihm eine Entschädigung von 800,000 Drachmen c. 240,000 Gulden zahlen; 2. für einen Schottländer Finlay, dem ein Stück Feldes genommen und zu Staatszwecken verwandt ist, wird eine Entschädigung von 44,000 Drachmen verlangt; 3. für ein von Seeräubern geplündertes Schiff sind c. 12,000 Drachmen zu vergüten; 4. einem Menschen aus Zante, der in der Provinz Elis durch mißachtende Worte beleidigt worden, sind 2000 Pfd. Sterling zu zahlen; 5. die Kronadvokaten Englands und Lord Palmerston haben entschieden, daß das griechische Volk 500 Pfd. Sterling Strafe zu zahlen habe, weil auf die Forderungen 1 — 4 nicht zu rechter Zeit geantwortet ist; 6. England verlangt von der griechischen Regierung die Abtretung der beiden Inseln Glafonisi und Sapienza.

Das Ministerium König Otto's weigerte sich, diese Forderungen in der ihm gestellten vierundzwanzigstündigen Frist zu erfüllen, und der englische Admiral legte nun Beschlagnahme auf alle griechischen Kriegsschiffe wie Rauffartei-

fahrzeuge, die er aufbringen konnte, und eröffnete bald darauf eine strenge Blokade der Küsten.

Griechenland kam dadurch in große Noth. Bei der mangelnden Zufuhr stieg der Preis der nothwendigen Lebensbedürfnisse rasch auf das Vierfache, und bei der vollständigen Störung des Verkehrs lag aller Erwerb darnieder. Gleichwol machte die Regierung keine Miene nachzugeben; sie war entrüstet über die Forderungen und die Executions-Maßregeln Englands, und die Bevölkerung des ganzen Landes theilte die Entrüstung. Der König hatte sich seit seiner Thronbesteigung noch niemals einer solchen Popularität erfreut, die Griechen waren noch nie so einmüthig gewesen als eben damals. Uebrigens brach Jedermann den Stab über das von England eingeschlagene Verfahren: die in Griechenland ansässigen Britten, die englischen Journale, die öffentliche Meinung ganz Europa's. Die diplomatischen Agenten Rußlands und Frankreichs protestirten und erklärten namentlich die Blokade für widerrechtlich, da die Revenuen des griechischen Staats, welche die Zinsen des von den drei Großmächten garantirten Anlehens decken sollten, dadurch geschmälert würden.

Inzwischen schlug die griechische Regierung ein schiedsrichterliches Verfahren vor: das englische Kabinet lehnte es ab. Frankreich bot seine Vermittlung an, England wies diese gleichfalls zurück, und acceptirte nur die „guten Dienste,“ wie der diplomatische Jargon sagt, des von Frankreich eigens herübergesandten Barons Gros. Die Blokade wurde suspendirt, am 2. März, und die Verhandlungen begannen. Sie wurden in Athen geführt, zu gleicher Zeit jedoch auch in London. Erschwert wur-

den sie durch den männlichen Widerstand der Regierung des Königs Otto, die sich anfangs auf Nichts einlassen wollte, bis die englische Flotte Salamis verlassen und die gefaperten griechischen Schiffe herausgegeben habe; gleichzeitig aber machten die drohenden Noten Rußlands und die sichtliche Parteinahme Frankreichs für das gute Recht Griechenlands das englische Kabinet zum Nachgeben geneigt. Am 19. April fand in London zwischen dem französischen Gesandten und Lord Palmerston eine Einigung Statt. In Athen wußte man indeß davon noch Nichts und unterhandelte auf andern Grundlagen; am 22. April reichte Wyse der griechischen Regierung ein Ultimatum ein, und da dies abgelehnt wurde, begann am 25. die Blokade von neuem. Jetzt endlich gab Griechenland nach, es bewilligte die ermäßigten Forderungen Englands, am 26. April wurde eine Konvention geschlossen, am 27. die Blokade aufgehoben.

Damit war dieser berüchtigte Konflikt, der unter dem Namen Pacificoaffaire bekannt ist, übrigens noch nicht ganz erledigt, es folgte ihm noch ein Nachspiel. Palmerston fand die in Athen am 27. abgeschlossene Konvention vortheilhafter als die in London am 19. abgeschlossene, und er machte Miene, die erstere gelten zu lassen. Dem setzte jedoch Frankreich einen entschiedenen Widerstand entgegen, es rief seinen Gesandten von London ab, und Lord Palmerston fügte sich am Ende.

Daß die Ansprüche Englands frivol waren, wollen wir nicht bloß aus der Erklärung des Baron Gros deduciren, daß es ihm mit der Ehre Frankreichs unvereinbar scheine, der griechischen Regierung jene Forderungen als

Bedingungen vorzuschlagen, auch nicht aus den Protesten Rußlands und Frankreichs oder aus dem Widerstande der griechischen Regierung und Nation, einem Widerstande, wie er allerdings kaum aus etwas Anderem als aus dem Bewußtsein des guten Rechtes zu erklären ist. Für die Frivolität jener Ansprüche spricht die einfache Vergleichung der ursprünglichen und der nachherigen Forderungen. Für Pacifico wurden 80,000 Drachmen verlangt; nach der Konvention vom 19. April erkannte ihm ein in Lissabon einberufenes Schiedsgericht nur 150 £. Sterling zu; die übrigen Entschädigungsansprüche insgesammt wurden herabgesetzt auf 180,068 Drachmen; die Inseln Sapienza und Elafonisi blieben im Besiß der Griechen. Endlich ließ England eine Klausel fallen, auf deren Anerkennung es hartnäckig bestanden hatte und die sehr wesentlich war, es hatte verlangt, daß die griechische Regierung sich verbindlich mache, keine Reklamationen wegen des durch die Blockade verursachten Schadens zu erheben und keine Reklamationen Anderer zu unterstützen. Indem das englische Kabinet diese Klausel fallen ließ und Frankreich ersuchte, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Griechenland geltend zu machen, damit dieses keine Reklamationen erhebe, räumte es sein begangenes Unrecht stillschweigend ein.

Der politische Zweck, der hinter der Pacificoaffaire steckte und den Palmerston, von der unabhängigen Presse Englands hart angegriffen, leise andeuten ließ, war vollkommen verfehlt, der energische Widerstand Griechenlands hatte ihn vereitelt, die Britten waren verhaßt geworden, die Griechen neigten sich mehr als je zu Rußland. Der leichtfertige brittische Minister, der den Zaren in Ungarn

interveniren ließ und der darüber im Parlamente manch bitteres Wort hatte hören müssen, mochte gedacht haben, in Griechenland lasse sich mit einem Handstreich ein reeller oder imaginärer Vortheil über Rußland und damit eine wohlfeile Popularität gewinnen, — jetzt war er selbst in Verlegenheit. Rußland hatte an den Verhandlungen keinen Antheil genommen, es hatte nur protestirt in immer drohenderem Tone, es protestirte auch noch in einer Note vom 14. Mai 1850 gegen das Schlußverfahren, und Herr von Brunnow forderte seine Pässe. Wie ernsthaft konnte der Konflikt werden, wenn Rußland Schadenersatz verlangte für den griechischen Staat — die Times berechnete den Schaden schon im März auf 30 Millionen Drachmen, — und was für einen Mann wie Palmerston schlimmer war als ein europäischer Krieg, wie konnte vor dem Parlamente und vor dem englischen Volke das ganze Unheil gerechtfertigt werden? Wie ließ sich die brutale Behandlung eines ohnmächtigen, verbündeten Staates, wie des Königreichs Griechenland, nur beschönigen?

Aus dieser Verlegenheit half dem brittischen Minister die russische Diplomatie selbst; Herr von Brunnow gab zu verstehen, daß es ein Mittel gebe, den Eifer Rußlands für das verlebte Griechenland zu beschwichtigen, und daß dies Mittel in der Unterstützung der dänischen Politik bestehe. Palmerston ergriff begierig dieses Auskunftsmittel, und so ward das berühmte Protokoll vom 2. August 1850 unterzeichnet.*)

*) C. F. Wurm, in der vortrefflichen „Geschichte der orientalischen Frage“ erwähnt noch eines andern Motiv's, das

Die Pacifico-Affaire gab ihrem Urheber, dem berühmten „Lord Firebrand,“ wie in der Meinung Europa's so auch im brittischen Parlamente einen heftigen Stoß, aber sie warf ihn nicht aus dem Sattel. Derselbe leitete deshalb auch die ferneren Verhandlungen über die dänische Thronfolge im Geiste des Protokolls vom 2. August 1850. Als er am 22. December 1851 seine Entlassung erhielt — er hatte voreilig und ohne Auftrag der Königin und gegen den Beschluß des Ministeriums den Staatsstreich Napoleons gebilligt — war die dänische Angelegenheit fast zum Abschluß reif. Die Ehre, die Palmerstonsche Erbschaft angetreten und den Traktat vom 8. Juli 1852 für England unterzeichnet zu haben, gebührt Lord Malmesbury, dem Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten im Kabinet Derby.

Dies letztere, ein Junterministerium von kurzer Lebensdauer, widmete der dänischen Succession so wenig gründliche Beachtung wie andern politischen Fragen. Vom Grafen Derby, sagt Urquhart, werde erzählt, daß er allerdings die Frage aufgeworfen: „Wer soll nun aber nach der Glücksburger Linie auf den dänischen Thron gelangen?“ aber derselbe habe sich dann auch mit der lakonischen Antwort des Baron Brunnow begnügt: „Die Zeit wird es lehren.“

Lord Palmerston hatte diesmal das Schicksal, das Palmerston in Bezug auf die dänische Frage geleitet habe: da er über dieselbe als eine dem brittischen Volke ganz gleichgültige Angelegenheit völlig nach Belieben entscheiden konnte, so entschied er nach der Seite, welche den persönlichen Sympathien des Prinzen Albert entgegengekehrt war.

sonst nur großen Männern zu widerfahren pflegt, er wurde verkannt. Der große Dienst, den er Rußland geleistet, wurde von diesem schlecht vergolten, indem die Presse Petersburgs und Wiens und Berlins einen wahren Siegesjubel über seine Entlassung erhob und ihn als den Störenfried Europa's und den Protoktor der Demagogie signalisirte; auch die Liberalen Altenglands und des europäischen Festlandes würdigten jenen Dienst nicht nach Gebühr, indem sie mit wunderbarer Hartnäckigkeit an dem Glauben festhielten, Palmerston sei ein Opfer des russischen und österreichischen Einflusses am brittischen Hofe geworden.

kauf nur großen Nutzen zu verschaffen pflegt, er wurde
 bekannt. Der große Plan, den er zu Stande brachte,
 wurde von Kaiser Nikolaus nicht angenommen, indem die Kaiserin
 Alexander und Kaiser und Kaiserin einen neuen Ein-
 gesichtsplan über seine Gestaltung erließ und ihn als den
 Strengherren Gutschin's und den Kaiserin der Kaiserin
 schickte, und die Kaiserin nicht nur
 schickte, sondern auch nicht nur

Viertes Kapitel.

Nikolaus und Napoleon III. — Nikolaus Absichten auf die
 Türkei. — Russische Denkschrift vom Jahre 1850. — Die
 Verhandlungen zwischen Nikolaus und Hamilton Seymour. —
 Mentschikoff in Konstantinopel. — Bruch zwischen England
 und der Pforte.

In den Jahren 1849—1852 stand der Stern Ni-
 kolaus I. im Zenith.

Die europäische Reaktion dieser Jahre betete in ihm
 ihren Führer an und ihren Retter; die Allianz, welche
 die Häuser Habsburg und Hohenzollern bis 1848 mit
 ihm verknüpfte, hatte sich in ein Lehnverhältniß verwan-
 delt; sein Einfluß auf den Orient hatte sich durch den
 Vertrag von Balta Liman und durch die Mißhandlung,
 welche Griechenland von den Britten erfahren, gesteigert;
 das Protektorat über Dänemark schien für die Gegenwart
 nicht nur sondern auch für die Zukunft gesichert; und die
 alten Rivale Rußlands, Großbritannien und Frankreich
 waren von so mißtrauischer Rivalität gegen einander be-
 seelt, daß das „divide et impera“ dem Zaren wie durch
 die Umstände aufgenöthigt erschien.

Seit den Tagen Napoleon I. hatte kein Monarch
 eine so wenig bestrittene Hegemonie über Europa geübt.

Ein Napoleonide war's, der an die Spitze der dynastischen Opposition trat, die sich gegen diese moskowitzische Hegemonie erhob.

Ob von russischer Seite Etwas geschehen ist, um den pariser Staatsstreich vom 2. December 1851 zu erleichtern, läßt sich heute noch nicht ermitteln. Wir dürfen also der russischen Ermunterungen und des russischen Goldes, die dem Prinzpräsidenten von Frankreich zugeflossen sein sollen, eben nur als eines Gerüchtes erwähnen. Sicher ist, das Nikolaus das fait accompli des Staatsstreichs mit unverhehlter Freude begrüßte. Gleich nach demselben ließ er dem Prinzpräsidenten in einer Note Nesselrode's glückwünschen zu den ergriffenen Maßregeln, wodurch die ganze europäische Civilisation vor den Gefahren, die ihr durch die revolutionären Elemente drohten, bewahrt sei. Er betrachtete Napoleon gewissermaßen als seinen Delegaten, der im Interesse der „Ordnung“ die Republik vernichtete, und ihn der Mühe überhob, es selbst zu thun. Von dem Zuge gegen Frankreich, den Nikolaus im Verein mit den deutschen Mächten zu unternehmen gedacht hatte, war von nun an keine Rede mehr. Jede Gewaltmaßregel des Napoleoniden gegen die Socialisten und Republikaner fand in Petersburg ein freudiges Echo; die Deportationen nach Cayenne und Algier wurden um so mehr gebilligt, als die Transporte nach Sibirien dadurch ein Seitenstück und gleichsam eine Rechtfertigung zu erhalten schienen.

Aber der Prinzpräsident verwandelte sich in einen Kaiser. Den Großmächten kam das überhaupt wenig gelegen, insofern sie eine Erneuerung napoleonischer Kriege

fürchteten; Nikolaus nahm überdies besonderen Anstoß daran, daß es ein Kaiserthum von Gottes Gnaden und durch des Volkes Willen ward, daß Napoleon sich die Krone durch die Stimme der Wähler übertragen ließ; auch die dynastische Ziffer Napoleon III. war dem Zaren nicht recht. Indes die Großmächte machten gute Miene zum bösen Spiel und einten sich schon vor der Proclamation des Kaiserthums über die Anerkennung desselben, jedem einzelnen Hofe die Specialitäten der Ausführung überlassend. England war rasch bei der Hand: es erkannte das französische Kaiserthum unbedingt und unter den gewöhnlichen Formen an. Oesterreich und Preußen warteten auf Rußlands Vorgang. Am 4. Januar 1853 überreichte Graf Risselef seine Beglaubigungsschreiben als Gesandter des russischen Hofes. Nikolaus hatte darin die üblichen Ausdrücke „Sire“ und „Majesté“ gebraucht, aber die unter Monarchen bräuchliche Anrede „frère“ unterlassen, statt dessen hatte er „hon ami“ gesagt.

Napoleon III. soll anfangs entschlossen gewesen sein, die Creditive des Grafen Risselef nicht anzunehmen, und das Gerücht behauptete, nur die dringenden Vorstellungen seiner börsenspielenden Minister, welche die plötzliche Entwerthung der Staatspapiere fürchteten, wenn ein Bruch zwischen dem neuen Kaiserthume und Rußland statt fände, hätten ihn davon zurückgehalten. Wie dem auch sein mag, in der nächsten Zeit stellte sich ein freundschaftliches Vernehmen zwischen beiden Höfen her. Risselef ward in Paris aufs zuvorkommendste behandelt. Die alte Fürstin Lieven, eine in diplomatischen Intriguen grau gewordene Dame, ließ sich mit Zustimmung des Kaisers von Ruß-

land in den Tuileries vorstellen. Der Gesandte Napoleons in Petersburg, Graf Castelbajak, wurde von Nikolaus mit Auszeichnung empfangen und mit Beweisen des Wohlwollens überhäuft.

Es war übrigens nicht bloß die Freude über die Wiederherstellung der „Ordnung“ in Paris, was Nikolaus bewog, dem napoleonischen Staatsstreich und Kaisertum sein Wohlwollen zu bezeigen, — es leitete ihn dabei noch eine andere Rücksicht, nämlich die auf die orientalischen Angelegenheiten.

Wir haben öfters erwähnt, wie seit dem berühmten Testamente Peter I. das Ziel der russischen Eroberungspolitik Konstantinopel gewesen ist, und wie auch Nikolaus sein Auge beständig darauf gerichtet hielt. Nach den großen Erfolgen der Jahre 1849—51 scheint sich das Begehren in ihm gesteigert zu haben. Er wollte die Sache noch abmachen vor seinem Ende, an das er seit dem Tode seines Bruders Michael häufiger dachte. Er wünschte seinem Sohne und Nachfolger ein Reich zu übergeben, dessen innere Politik fest geregelt, dessen auswärtige Beziehungen vollkommen geordnet wären. Den Sohn, welchen er bis ins Mannesalter hinein wie einen unmündigen Knaben zu bevormunden gewohnt war, hielt er ungeeignet, eine selbstständige und schöpferische Politik zu befolgen; sein Augenmerk war also darauf gerichtet, die Maschine des Reichs in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie gleichsam von selbst fortarbeite, wenn er aus dem Leben schiede.

Das Memorandum von 1844 (S. Bd. VIII. S. 108) ließ uns einen Blick auf die geheimen Absichten werfen,

die Nikolaus mit der Türkei hatte. Daß er diese Absichten nie aufgegeben hat, bezeugt auch eine russische Denkschrift, die vom 10. Febr. 1850 datirt ist. *)

In derselben wird der Zustand der Türkei als ein hoffnungsloser geschildert: 11½ Millionen christlicher Rajahs, aller Bürger: ja aller Menschenrechte entblößt, — als ob Nikolaus I. jemals Bürger- oder Menschenrechte geachtet hätte! — harrten nur eines Winkes von St. Petersburg, um sich gegen 3 Millionen Muselmänner zu erheben; die Kriegsschiffe des Sultan's, wird gespottet, seien einander gefährlicher als dem Feinde; für einen Feldzug seien höchstens 70—80,000 Mann mobil zu machen, die von einem österreichischen oder russischen Corps von 40,000 M. in ein paar Stunden total vernichtet werden würden. Die Sachlage sei der Art, daß Rußland, verbunden mit Oesterreich, oder wenn Oesterreich nur neutral bliebe, unbedingt in einem Feldzuge bis zu den Dardanellen vordringe. Nachdem die Krankheit des osmanischen Reichs als „wol unheilbar“ bezeichnet ist, geht die Denkschrift zur Erörterung der Gebrechen des türkischen Staatshaushaltes über: diese Gebrechen sind theils allgemeine, das ganze Reich entnervende, wie z. B. die Reformen, die rein äußerlich und scheinbar sind, in Wirklichkeit aber sich mit den Satzungen des Koran gar nicht vertragen, theils specielle, in einzelnen Theilen des Reichs wirksame, wie das Mißverhältniß der Zahl der Christen und Türken im europäischen Stücke des Reichs, wie der Kontakt einer hohen Civilisa-

*) Vergl. Augsb. Allg. Zeitung vom 23. Febr. 1853.

tion mit der Halbbarbarei ebendasselbst, wie die Machinationen der italischen, ungarischen und moldowalachischen Revolutionäre, und die Nachwirkungen der serbischen und griechischen Unabhängigkeitskämpfe. Um den Zersekungsproceß zu hindern, fährt die Denkschrift fort, um den Status quo aufrecht zu erhalten, ist ein aufrichtiges Zusammenwirken der Großmächte, namentlich Rußlands und Oesterreichs, nothwendig. Wenn man aber die eventuelle Auflösung des Reichs in Betracht zieht, so sind es Rußland und Oesterreich, die „eine reiche Erbschaft antreten müssen, um dem Chaos und der Anarchie an ihren Grenzen ein Ziel zu setzen.“ „Die natürliche und geschichtliche Attraktionskraft weist die Illyrier an die österreichischen Stammverwandten, die bulgarischen Slavenstämme hingegen an die russischen Altvordern. Schon die Traktate von Karlowitz und Passarowitz gaben einst an Oesterreich das für die Industrie und für die Viehzucht Siebenbürgens unentbehrliche Banat von Krajowa mit der Aluta als Grenze. Eine ähnliche Wasserscheide und eine Linie von Widdin bis an den Meerbusen von Karala; dann eine Linie von Salonich bis an einen Punkt zwischen Durazzo und Cap Linguetta, mithin eine die illyrischen und katholischen Christenstämme vorzugsweise umfassende Abgrenzung, würden das naturgemäße Gebiet bezeichnen, dessen politische und kommerzielle Neugestaltung durch Oesterreich und also mittelbar durch den außeregermanischen Staatenkomplex im Fall der Zersekung der europäischen Türkei bedingt sein dürfte, während deren östlich von jenen Werken gelegenen Theile bis an die Dardanellen dem unvermeidlichen Anschluß an Rußland sich nicht entziehen könnten.“

Ein vollständiger Theilungsplan war hier also bereits in Vorschlag gebracht. Rußland bekam darnach natürlich den Löwentheil: die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Rumelien nebst Konstantinopel, dem Bosphorus und den Dardanellen.

Indeß von diesem Plane, der sich mit andern ähnlichen längst durch die Presse bekannten*) kreuzen mochte, erfuhr die Welt damals Nichts. Vielmehr redete man sich ein, Kaiser Nikolaus habe seine Absichten auf die Türkei gänzlich ausgegeben, und ein unerwartetes Manöver der russischen Politik diene dazu, diese Meinung zu befestigen.

Im Januar 1851 forderte die türkische Regierung, vielleicht durch ihren Erfolg in der Flüchtlingsfrage ermutigt, das russische Kabinet auf, die Donaufürstenthümer zu räumen.

Acht Tage darauf erwiderte der russische Gesandte, die Forderung werde keine Schwierigkeit finden, da er selbst schon von Petersburg aus die Weisung erhalten habe, denselben Antrag zu stellen. Und Rußland zog in der That bald darauf seine Truppen zurück.

Was der eigentliche Grund dieser Nachgiebigkeit gewesen, ist schwer zu errathen. Ob Nikolaus damit ausdrücklich die europäischen Mächte und die Pforte in Sicherheit einwiegen, ob er seine dortigen Truppen damals, wo er an einen Feldzug in Westen dachte, disponibel machen wollte, — wer kann das sagen? Genug, die

*) Z. B. der Plan, das byzantinische Kaiserthum mit einem russischen Großfürsten an der Spitze wieder herzustellen.

Räumung wurde von den officiellen und officösen Federn eifrig benutzt, die uneigennützigte Großmuth des Zaren zu preisen.

Man darf diese Räumung jedoch nicht überschätzen und sie nicht etwa als ein Zeichen betrachten, daß damals alle Verwicklungen zwischen den beiden Nachbarstaaten beseitigt gewesen seien. Die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei sind — Dank den Verträgen — so complicirter Art, daß die Diplomatie in Konstantinopel niemals müßig sein darf. Sie war es auch 1851 nicht. Sie beschäftigte sich schon seit dem Frühling 1850 mit einer Frage ganz eigenthümlicher Art, mit der über die „heiligen Stätten.“ Rußland reservirte sich durch diese Verhandlungen einen Vorwand und eine Gelegenheit, jeden Augenblick feindlich gegen die Pforte aufzutreten.

Unter den heiligen Stätten ist eine Anzahl von Kirchen, Bethäusern, Grotten und Altären in Palästina zu verstehn, welche die chrisliche Legende in Beziehung zu Jesus, zur Maria und zu irgend einem Heiligen gebracht hat. Oben an darunter steht die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem. Ob diese Kirchen ic. wirklich an den Plätzen stehn, welche die Tradition sie einnehmen läßt, ist eben so zweifelhaft als die Echtheit des heiligen Nothes zu Trier; daß die Kirche des heiligen Grabes z. B., die ursprünglich im vierten Jahrhundert erbaut worden, auf dem Hinrichtungsplatze Jesu stehe, ist durch nichts Anderes bezeugt und bewiesen, als durch die Aussage eines alten Juden und durch die Träume eines chrislichen Bischofs. Genug, die Kirche erkennt die

Stätten seit undenklichen Zeiten als heilige an, und der einfältige Glaube schreibt dem dort verrichteten Gebet eine ganz besondere Wirkung zu.

In früherer Zeit, zumal während der Kreuzzüge, waren diese Plätze bekanntlich ein Zankapfel zwischen den dahin pilgernden Christen und den muselmännischen Besitzern des gelobten Landes: die ersteren fanden es unleidlich, daß die Orte, wo der Fuß des Menschensohnes gewandelt und wo der Leib des Gottessohnes gekreuzigt und begraben sei, sich in den Händen der Ungläubigen befänden, die letzteren drückten und mißhandelten gelegentlich die christlichen Mönche und Pilger. Heute ist das ganz anders. Palästina ist auch in unsern Tagen noch der Schauplatz des eifernden und streitenden Glaubens. Aber der Streit wird nicht mehr zwischen Islam und Christenthum geführt, die christlichen Religionsparteien, die römisch-katholische und die griechische und die armenische Kirche streiten untereinander mit der echten Kleinigkeitskrämerei und der müthenden Erbitterung von Fanatikern um den Besitz oder die Benutzung der heiligen Stätten. Wer das Dach der niedergebrannten Kirche des heiligen Grabes bauen, wer am Grabe der Jungfrau Maria zuerst die Messe lesen soll, ob die Lateiner oder die Griechen, ob in der Grotte der Hirten zu Bethlehem der Stern von den Lateinern wiederhergestellt werden dürfe, — das sind solche wichtige Fragen, um die das Pfaffengezänk sich dreht. Die beiden Parteien schelten und prügeln sich an Ort und Stelle, es vergeht kein großer Festtag, an dem sie sich nicht in die Haare gerathen und mit ihrem Handwerkszeug, gemeichten Kerzen,

Leuchtern, Rauchfässern und Processionsstangen auf einander loszuschlagen.

Die Türken spielen diesem tragikomischen christlichen Skandal gegenüber die Rolle von Schiedsrichtern und Friedensstiftern. Aber nirgends mag eine solche Rolle schwieriger sein als in diesem Fall. Wenn es sich um weiter Nichts handelte, als den Schlägereien ein Ende zu machen, wie es vom türkischen Militär in Jerusalem meistens geschieht, so wäre die Sache einfach genug. Aber jede Partei hat ihren mächtigen Rückhalt im Auslande, und wenn sie sich von der Pforte in ihren Privilegien beeinträchtigt, die Gegner begünstigt glaubt, so schlägt sie Lärm in Petersburg, in Rom, in Wien, in Paris — je nachdem.

Der Einfluß, den Rußland im türkischen Reiche überhaupt gewonnen, spiegelt sich auch in dieser Angelegenheit ab. Die Griechen hatten die Lateiner vom Besitz und von der Benugung der heiligen Stätten schrittweise zurückgedrängt, hatten der Pforte eine Begünstigung nach der andern abgepreßt und steigerten ihre Ansprüche immer höher.

Die Reklamationen der Katholiken fanden seit 1850 Gehör in Paris: die französische Republik beauftragte ihren Gesandten in Konstantinopel, sich für die Forderungen der Lateiner zu verwenden; er stieß dabei sofort auf den Widerstand Rußlands, und damit begannen die diplomatischen Schachbrettzüge in Konstantinopel, welche als erster Anstoß zu dem orientalischen Kriege zu betrachten sind.

Es kann uns nicht einfallen, in das Detail dieser

diplomatisch-antiquarischen Verhandlungen einzugehen, wir begnügen uns vielmehr, einige allgemeine politische Gesichtspunkte hervorzuheben.

Zunächst ist die Stellung der türkischen Regierung bemerkenswerth. Sie hatte an der ganzen Angelegenheit kein unmittelbares Interesse, es war ihr vollkommen gleichgültig, wie die Christen sich über die heiligen Stätten einigten, sie dachte nicht daran, aus religiösen Motiven die eine oder die andre Partei zu begünstigen oder zu beschränken; aber je nachdem sie stärker von Frankreich oder von Rußland gedrängt wurde, machte sie den Griechen oder den Lateinern Concessionen. Sie sollte den Schiedspruch zwischen den Streitenden fällen, und doch wollten die russische und die französische Regierung ihren Schiedspruch nur anerkennen, wenn er günstig für sie lautete.

So sank bald die Waagschale Rußlands, bald die Frankreichs. Im Sommer 1851 erwirkte der französische Gesandte, Marquis von Lavalette, einige Verfügungen zu Gunsten der Katholiken, im Februar 1852 wußte der russische Gesandte, von Titof, einen Firman des Sultans zu erlangen, wonach alle Privilegien der griechischen Christen bestätigt und somit jene Verfügungen annullirt wurden; im Laufe des Sommers 1852 setzte Lavalette die französischen Ansprüche abermals durch. Im Herbst desselben Jahres war die Pforte von beiden Mächten auf's äußerste bedrängt: Herr von Titof drohte, seine Pässe zu fordern, wenn am Status quo Betreffs der heiligen Stätten das Geringste geändert werde, Herr von Lavalette

drohte, die Dardanellen blokiren zu lassen, falls die Pforte am Status quo festhalte.

Dann ist es zu beachten, daß sich England von diesen Verhandlungen gänzlich fern hielt; es sah dieselben als eine religiöse, seine Interessen gar nicht berührende Frage an; es begnügte sich nur, zum Frieden zu mahnen, und in Petersburg wie in Paris daran zu erinnern, wie traurig es sei, wenn christliche Heere um des Grabeß Christi willen zusammenstießen. In der letzten Zeit rief jedoch die Pforte die Vermittlung des englischen Cabinettes an; und der brittische Gesandte gab in Konstantinopel die Erklärung ab, daß es die Drohungen der beiden Mächte für ungerechtfertigt und die Beschuldigungen derselben gegen die türkische Regierung für unbegründet halte.

Endlich ist hervorzuheben, daß Rußland es war, das zuerst in diese Frage andre Dinge einmischte. Dieß geschah durch die Sendung des Fürsten Mentschikof, der am 28. Januar 1853 in Konstantinopel anlangte.

Nikolaus hielt die Stunde für gekommen, wo der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen sei.

Alle Zweifel, die man dagegen erheben könnte, werden beseitigt durch die Versuche, welche der Zar in London machte, um sich die Zustimmung dieses Hofes zu sichern.

Am 9. Januar 1853 war Sir George Hamilton Seymour,*) der brittische Gesandte in Petersburg, in einer von der Großfürstin Helene — Wittve Michaels — gegebenen Gesellschaft, als der Kaiser ihn bei Seite zog, seine Freude darüber aussprach, daß das neue englische Ministerium — Aberdeen — definitiv konstituiert

*) Vergleiche Aktenstücke zur orientalischen Frage. Von Dr. J. von Sasmund.

sei, und den Wunsch daran knüpfte, daß „die beiden Regierungen, d. h. die englische Regierung und ich, und ich und die englische Regierung“ im besten Einvernehmen bleiben möchten. Es sei diese Einigkeit namentlich nothwendig in Bezug auf die Türkei, fügte er hinzu. Das Land befinde sich in einem kritischen Zustande, es drohe den Einsturz; „glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann.“ „Es wäre, ich sage es Ihnen frei heraus, ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages hinfallen sollte, zumal ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ „Es ist wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständnisse kommen, und daß keine der beiden Mächte, ohne Vorwissen der andern, einen entscheidenden Schritt thut.“

Diese Unterhaltung gab den Anstoß zu einer Reihe fernerer Unterredungen, die sich durch den Januar, Februar und März bis in den April hineinzogen, und einen lebhaften Schriftenwechsel zwischen Petersburg und London veranlaßten.

Am 14. Januar wurde der englische Gesandte zum Kaiser eingeladen, und dieser begann sofort von den orientalischen Angelegenheiten zu reden. Indem er sich dagegen verwahrt, daß er den Träumen Katharinens von Eroberung noch nachhänge, und daß er irgendwelche Erweiterung seines umfangreichen Landes wünsche, weist er von neuem auf die Hinfälligkeit der Türkei hin und stellt die Frage, ob es nicht zweckmäßig sei, sich für den Fall, daß das türkische Reich zusammenbrechen sollte, vorzu-
 ehn und Verabredungen zu treffen.

Damit ist das Thema formulirt für die weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen.

Der Glaube an das nahe Ende der Türkei steht in Nikolaus fest. Sie wäre schon zusammengebrochen, meint er, wenn er nicht 1829 dem siegreichen Diebitsch ein Halt zugerufen, wenn er nicht dem Sultan gegen den Pascha von Egypten zu Hülfe geeilt sei. In Bulgarien herrsche die größte Unzufriedenheit, und ohne die russischen Anstrengungen würden die Bulgaren schon im Aufstande sein. Wenn Omer Pascha den Versuch machen sollte, die aufständischen Montenegriner auszurotten und wenn in Folge dessen eine allgemeine Erhebung der Christen stattfände, „so verliert der Sultan nach aller Wahrscheinlichkeit seinen Thron; aber in diesem Falle fällt er, um nicht wieder aufzustehn. Ich wünsche seine Autorität zu stützen, aber verliert er sie, so ist sie für immer dahin.“ Der moralische, finanzielle und administrative Zustand des türkischen Reiches ist ein Zustand der Auflösung. Es könne sein, daß der Sultan die Absicht habe, die Lage der christlichen Bevölkerung zu verbessern, aber seine Dekrete hätten keine Beachtung gefunden. Die Pforte wird von Frankreich bedroht und bedrängt; sie zieht daraus den Schluß, daß sie von Frankreich Alles zu hoffen und zu fürchten habe, und daß sie Forderungen Oesterreichs und Rußlands ungestraft umgehen könne. Eine französische Expedition würde eine unmittelbare Krisis hervorbringen, und hätte diese Krise den Sturz des „Großtürken“ zur Folge, so würde Nikolaus das bedauern, aber sich bewusst sein, daß er nicht anders hätte handeln können. Zugleich wird sehr bestimmt darauf hingedeutet, daß Rußland selbst

gezwungen sein könne, die Krise herbeizuführen. Es hat das Recht und die Pflicht, die Interessen der Christen in der Türkei zu überwachen. Nikolaus meint, daß er von diesem seinem Recht einen mäßigen und schonenden Gebrauch mache, aber er könne sich der Erfüllung der Pflicht nicht entziehen. Der Sultan aber sei abgeneigt, seine Pflichten zu erfüllen, die Verträge zu halten. „Dieser Herr — ce monsieur — bricht sein mir gegebenes Wort.“ Zu dieser Abneigung komme hinzu der Einfluß anderer Mächte, z. B. Frankreichs, das die Pforte durch Drohungen von Erfüllung ihrer Pflichten zurückhalte. So sei auch Rußland genöthigt zu drohen.

Vergeblich machen der englische Gesandte und das Londoner Kabinet Einwürfe gegen diese Ueberzeugung des Zaren. Allerdings sind diese Einwürfe ziemlich matt und vag, die Differenz beschränkt sich im Grunde nur auf ein früher oder später des Sturzes der osmanischen Pforte.

Was soll aber werden in solchem Fall? Nicht sowol darüber will sich der Kaiser mit England vereinbaren, was werden soll, als vielmehr über das, was nicht werden soll. Er will auch keinen eigentlichen Theilungsvertrag, nur einen freien Ideenaustausch mit England.

Zuerst will Nikolaus nicht, daß Konstantinopel bleibend von den Russen besetzt werde. Er fügt hinzu: „Konstantinopel darf auch niemals im Besiz der Engländer oder der Franzosen sein oder sonst einer großen Nation.“ Er hat aber schon früher gesagt, daß die Umstände ihn zwingen könnten, Konstantinopel zeitweilig zu besetzen. „Hinwieder werde ich nimmermehr erlauben einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reichs oder

einer solchen Ausdehnung Griechenlands, die es zu einem mächtigen Staat machen würde; noch weniger werde ich erlauben die Zerstückelung der Türkei in kleine Republiken, Ajple für die Rossuth und Mazzini und andere Revolutionäre Europa's. Lieber als daß ich mich einem dieser Arrangements bequeme, würde ich Krieg ansangen und ihn so lange fortführen als mir noch ein Mann und eine Muskete bliebe.“ Jedoch auch einige Andeutungen positiver Art wirft der Kaiser hin; er hält eine Territorialanordnung nicht für so schwierig. „Die Fürstenthümer sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schuß. Dies könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien, und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb nicht diese letzte Provinz einen unabhängigen Staat bilden sollte. Was Egypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebiets für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß, wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reichs, die mit dem Fall desselben einträte, von Egypten Besitz nehmen, ich Nichts dagegen haben werde. Ich sage dasselbe von Candia; diese Insel paßt Ihnen, und ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht eine englische Besizung werden sollte.“

Der Plan des Kaisers zielte also doch darauf hin, die Türkei zu theilen: er dachte davon unter dem Titel des Protectors zu nehmen, was ihm bequem war, den Rest so zu arrangiren und zu zerstückeln, daß er in Zukunft nothwendig in Rußlands Hände fiel, und England, als dem treuen Gehülfsen, einen kleinen Antheil zu gewähren. Die andern Großmächte sollten das Zusehen

haben. Von Preußen war mit keiner Sylbe die Rede. Oesterreich wird nichts von dem Erbe des kranken Mannes bekommen, aber es wird zufrieden sein. „Sie müssen wissen,“ sagt Nikolaus zu Sir Hamilton, „wenn ich von Rußland spreche, spreche ich ebensogut von Oesterreich, was dem einen konvenirt, konvenirt auch dem andern; unsre Interessen hinsichtlich der Türkei sind vollkommen identisch.“ Frankreich wird wol kaum mit einer solchen Theilung einverstanden sein, aber was will es, sofern es allein steht, machen? Wenn wir nur einig sind — „ich und England, England und ich!“ Und sehr geschickt weiß der Kaiser dem englischen Gesandten die Absichten Frankreichs gelegentlich zu verdächtigen. „Gott bewahre mich,“ sagt der gekrönte Tartüffe, „daß ich irgend Jemand ungerecht anklagen sollte, aber in Konstantinopel sowol als in Montenegro gehen Dinge vor, die äußerst verdächtig sind. Es sieht gar sehr so aus, als trachtete die französische Regierung dahin, uns alle im Orient zu verwickeln, in der Hoffnung auf diesem Wege um so besser an ihre eignen Ziele zu gelangen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis ist.“

Die brittische Regierung ging auf die Vorschläge Nikolaus I. nicht ein; d. h. sie protestirte nicht etwa überhaupt gegen seine Pläne, sie dankte ihm vielmehr für sein Vertrauen und für den Beweis seiner freundlichen Gesinnung; sie schloß die Verhandlungen nur mit einer diplomatischen Wendung: sie that, als habe sie von all den Umsturzideen des Kaisers Nichts gehört, sie hielt sich nur an heiläufige wohlverklausulirte Versicherungen jenes, daß er die Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reichs

aufrecht erhalten werde, und nahm von diesen Versicherungen Akt, den Wunsch hinzufügend, daß beide Mächte auch ferner zusammenwirken und der Pforte freundlichen Rath ertheilen möchten.

Daß sich das englische Ministerium wirklich über die Absichten des Kaisers getäuscht habe, ist unmöglich zu glauben, vielmehr ist man zu der Annahme berechtigt, daß die russischen Eröffnungen in London geneigte Ohren fanden, daß das brittische Ministerium jedoch sich nicht verpflichten zu dürfen glaubte, sondern auf alle Fälle freie Hand behalten wollte. Für diese Annahme spricht sowol die lange Geheimhaltung dieser Eröffnungen — sie wurden erst ein volles Jahr später, mitten in dem Lärm des orientalischen Krieges, dem Parlamente vorgelegt, — als auch die zuversichtliche Sorglosigkeit, womit das Ministerium Aberdeen den ersten Angriffen Rußlands auf die Türkei zusah. Somit läßt sich sagen, daß England den Kaiser Nikolaus betrog, wenn es ihm später an der Seite Frankreichs entgegentrat. Freilich auch Nikolaus betrog England, denn noch während seiner Verhandlungen mit dem brittischen Gesandten, während er diesem die Versicherung seiner Friedensliebe gab, ging Mentischitoff nach Konstantinopel, um die Krise zum Ausbruch zu bringen.

Der Moment — man muß das unbedingt einräumen — war vortrefflich gewählt, der Schein bis dahin ausgezeichnet gewahrt. Jahre lang war über ein und denselben Gegenstand, über die heiligen Stätten in Konstantinopel verhandelt worden: das russische Kabinet hatte sich anscheinend friedliebend, langmüthig genug bewiesen; jetzt endlich riß ihm, dem Uebergebuldigen, die Geduld. Es

stand kaum zu erwarten, daß ihm von Seiten der übrigen Großmächte ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt werden würden. Oesterreich war Rußland zu Dank verpflichtet, Preußens König seit lange gewohnt, in dem Zaren seinen Schutzherrn, seinen Rathgeber, sein Orakel zu verehren, — beide Regierungen konnten überdieß der innern Zustände wie ihrer Stellung zu einander halber unmöglich geneigt sein, es auf einen Bruch mit Rußland ankommen zu lassen. Napoleon III. strebte offenbar darnach, sich in der Gunst der legitimen Monarchen festzusetzen, — es war also möglich, ihn zu gewinnen; wenn aber nicht, so durfte man ihn für einen ungesährlichen Feind halten, da er schwerlich Bundesgenossen fand. Namentlich war es nicht anzunehmen, daß zwischen ihm und England eine Allianz gegen Rußland geschlossen werden könne, — war doch gerade im brittischen Volke die Furcht vor einer bonapartistischen Invasion erwacht, und stand doch ein „guter Freund“*) des russischen Monarchen, Graf Aberdeen, an der Spitze des englischen Ministeriums, und hatte doch Nikolaus diesem letzteren seine Pläne anvertraut.

Mit Oesterreich mögen auch, wie Nikolaus dem englischen Gesandten andeutete, specielle Verabredungen getroffen, in Wien mögen ähnliche Eröffnungen gemacht sein wie in London. Die Angelegenheit von Montenegro beweist das. Die griechisch-katholischen Bewohner dieses Landes der „schwarzen Berge,“ — das dem Namen nach zur Türkei gehört, — von Rußland abhängig ist, weil der geistlich-weltliche Häuptling, der Wladika, in Peters-

*) S. die Depesche Hamilton Seymour's vom 14. Jan. 53.

burg seine geistliche Weihe vom Zaren empfing*) — für Oesterreich eine große Wichtigkeit hat, weil es das dalmatinische Küstenland beherrscht, — die Bewohner Montenegro's hatten sich im November 1852 auf die türkische Festung Schabliak geworfen und sie genommen. Die Pforte sandte Omer Pascha mit einer Armee ab, um die Ausständischen zu unterwerfen. Da legte sich Oesterreich ins Mittel. Ein außerordentlicher Gesandter, Graf von Leiningen, ging nach der türkischen Hauptstadt und legte dem Divan am 11. Februar ein Ultimatum vor, in welchem Einstellung der Feindseligkeiten begehrt wurde. Das russische Kabinet billigte diese Forderungen und ist ohne Zweifel zuvor davon unterrichtet gewesen. „Weder wir noch Oesterreich hätten eine in die Länge gezogene Verheerung oder eine gewaltsame Unterwerfung Montenegro's zugeben können“ — heißt es im russischen Memorandum vom 21. Febr. 1853. Die Pforte nahm jenes Ultimatum an. Wahrscheinlich war das wider Nikolaus I. Erwarten, er hatte an eine Weigerung der Pforte gedacht und den Anlaß zum Kriege darin zu fin-

*) Im Februar 1852 starb der Vladika zu Montenegro, nachdem er seinen Neffen, Daniel Petrowitsch, zum Nachfolger designirt hatte. Der letztere schlug der Volksversammlung des Ländchens eine Trennung der weltlichen von der geistlichen Gewalt vor, erlangte die Billigung seines Antrags, ward zum erblichen Fürsten gewählt und reiste darauf an der Spitze einer Deputation nach Petersburg, um vom Zaren diese Beschlüsse bestätigen zu lassen. Der Vladika erschien sonach im eigentlichen Sinne des Worts als ein Fürst von Nikolaus Gnaden.

den gehofft. Kaum aber war die Kunde von dem Erfolge der Mission Leiningen's nach Petersburg gelangt, so beeilte sich der Zar, auch seine Forderungen zu stellen.

Also — am 28. Februar 1853 langte Menschikof in Konstantinopel an. Unterwegs hatte er die Flotte im Hafen von Sebastopol und die Truppen, die bereits am Pruth zusammengezogen waren, gemustert. Zu Topshane, wo er landete, empfing ihn das sämmtliche Personal der russischen Gesandtschaft, und Tausende von Griechen begleiteten ihn wie im Triumphe zum Absteigequartier. In Konstantinopel trat er in einer maßlos unhöflichen Weise auf, die ganz dem verächtlichen „ce monsieur“ seines Gebieters entsprach. Dem Großvezier stattete er den ersten Besuch in Reiskleidern, in dem berühmt gewordenen Paletot und im runden Filzhut ab, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fuad Effendi, weigerte er sich zu besuchen, da dieser Rußland beleidigt habe,*) und zwang dadurch den Sultan, diesen Minister zu entlassen; dagegen machte er dem alten Khosrew Pascha einen Besuch, den die allgemeine Meinung als Ruffrennd und Verräther und Urheber des Traktats von Unkar-Skelessi bezeichnete. Eine ängstliche, gewitterschwüle Stimmung lagerte sich über die türkische Hauptstadt. Man ahnte eine Katastrophe, wenn man sich auch keine bestimmte Vorstellung von der drohenden Gefahr machen

*) Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er an dem Status quo hinsichtlich der heil. Stätten gerüttelt, also die Verpflichtungen der Pforte gegen Rußland verletzt habe. Uebrigens war Fuad Effendi es auch, der die Räumung der Donaufürstenthümer 1851 verlangt hatte.

konnte. Gerade das tiefe Geheimniß, worin Mentchikof seine Aufträge hüllte, steigerte die Besorgniß. Er hatte von vornherein von den Ministern des Sultans verlangt, daß sie weder dem englischen noch dem französischen Gesandten irgend eine Mittheilung über seine Forderungen machten.

Indeß nach einigen Wochen lüftete sich das Geheimniß. Der Dolmetscher des englischen Gesandten, Herr Pisani, wurde von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Risaat Pascha, mit dem Hauptinhalt der russischen Forderungen bekannt gemacht; ihm wurde mitgetheilt, daß Mentchikof einen Vertrag zwischen Rußland und der Pforte vorschlage, — einen Vertrag, der weitergehe als der Vertrag von Untiar Stelessi. Dann hatte der englische Gesandte selbst, Oberst Rose, vertrauliche Unterhaltungen mit dem Großvezier und zwei andern türkischen Ministern; die Mittheilungen Pisani's bestätigten sich, und Rose hielt den Stand der Dinge für so bedenklich, daß er die englische Flotte von Malta herbeirief. Aber der Admiral Dundas weigerte sich, dem Rufe zu folgen, und das englische Ministerium billigte sein Verhalten. In London floß man über vom Vertrauen auf den Zaren und auf seine Friedensliebe; das Vertrauen wurde noch bestärkt, als der englische Gesandte in Petersburg vom Grafen Nesselrode die ausdrückliche Versicherung erhielt, daß es sich bei der Sendung Mentchikof's nur um die Frage der heiligen Stätten und um nichts Anderes handle. Und als das Kabinet Napoleon III. beunruhigt ward, die Flotte von Toulon nach Salamis schickte und seinem Botschafter in Konstantinopel energi-

sche Weisungen auf alle Fälle gab, suchte der englische Minister des Auswärtigen die Befürchtungen Frankreichs zu zerstreuen und die Absendung der Flotte als eine übereilte Maßregel darzustellen. *)

Mentschikof's Forderungen, zu Anfang mündlich und unbestimmt hingestellt, hatten mittlerweile im April eine festere Form angenommen.

In einer Note vom 19. April stellte der russische Gesandte die Forderungen schriftlich. Die beiden ersten bezogen sich auf die heiligen Stätten. Wir wollen sie wörtlich folgen lassen, da sie den schlagenden Beweis geben, um was für Bagatellen die Diplomatie ein paar Jahre lang in Aufregung gewesen war. Rußland verlangt: 1. einen Firman, über dessen Form man sich zu verständigen hätte, Betreffs der Schlüssel der Bethlehemskirche, Betreffs des silbernen Sterns auf dem Altare der heiligen Geburt in dem unterirdischen Theile desselben Santuarius; ferner den Besitz der Grotte von Gethsemane für die Griechen, mit Zulassung der Lateiner zur Ausübung ihres Kultus daselbst, so jedoch, daß den Orthodoren (Griechen) die Präcedenz und die Priorität der Feier des Gottesdienstes in diesem Santuarium bleibt; endlich eine Regelung des gemeinsamen Besitzes der Gärten von Beth-

*) Es ist wol kaum zufällig gewesen, daß Mentschikof in Konstantinopel zu einer Zeit eintraf, da die bei der Pforte bevollmächtigten Gesandten Frankreichs und Englands nicht auf ihrem Plage waren: Lord Stratford de Redcliffe befand sich auf einer Urlaubskreise, der französische Gesandte, Lavalette, war eben abberufen, und sein Nachfolger, De la Cour, noch nicht eingetroffen.

lehern für Griechen und Lateiner, alles auf den Grundlagen, welche zwischen Sr. Excellenz Risaat Pascha und dem Botschafter (Mentschikof) discutirt sind; 2. einen großherrlichen Befehl für die Ausbesserung der Kuppel des heil. Grabestempels durch die ottomanische Regierung mit Betheiligung des griechischen Patriarchen und ohne Einmischung des Delegates irgend eines andern Kultus, so wie über die Aufrihtung einer Mauer vor den Harems, die auf das Sanktuarium hinaussehen, und für die Demolirung der an die Kuppel stoßenden Harems, wenn die Möglichkeit nachgewiesen ist."

Diese Forderungen Mentschikof's wurden erfüllt. Zwei Firmane, wie er sie begehrt, wurden ihm am 5. Mai 1853 eingehändigt.

Aber auf das dritte Verlangen ging die Pforte nicht ein. Es lautete in der erwähnten Note so: Rußland verlangt „einen Sened oder eine Konvention zur Sicherung des Status quo der Privilegien des griechisch-russisch-katholischen Kultus, der orientalischen Kirche und der Heiligthümer.“ Zuerst antwortete der türkische Minister auf dies Verlangen gar nicht. Als Mentschikof am 5. Mai auf Antwort drang und den Entwurf einer solchen Konvention vorlegte, lehnte Risaat Pascha die Forderung ab, indem er sich darauf berief, daß ein solcher Vertrag die Unabhängigkeit der Pforte beeinträchtigen und ihre Autorität untergraben müsse.

Der russische Botschafter droht nun mit seiner Abreise (18. Mai), erklärt seine Sendung für beendet, und kündigt an, daß er Konstantinopel mit dem sämtlichen Gesandtschaftspersonal verlassen werde. Der Großvezier

fordert die Gesandten Oesterreichs, Englands und Frankreichs in dieser Bedrängniß auf, ihr Gutachten über den Entwurf des Sened, den Mentschikof vorgelegt hatte, zu geben. Jene lehnen das — am 21. Mai — ab: „in einer Frage, welche die freien Entschlüsse und die Souveränität Sr. Majestät des Sultans so nahe berührt, werde Se. Excellenz Reschid Pascha am besten beurtheilen, welche Schritte er zu thun habe.“ Mentschikof verläßt am selben Tage — 21. Mai — Konstantinopel.

Der entscheidende Schritt ist geschehen. Nikolaus hat die Kugel auf den Rand der geneigten Fläche gesetzt. Noch rollt sie langsam dahin. Wird er sie anhalten? Wird er sie rollen lassen?

Warum soll er nicht das Letztere thun? Es hat sich Nichts ereignet, was ihn irre machen könnte. Als er seinen Botschafter absandte nach Konstantinopel, mußte er sich das Entweder — Oder des Resultats voraussagen. Entweder überrumpelt der Fürst durch sein brüskes und herrisches Auftreten die Pforte; der Sultan läßt sich herbei, einen Vertrag zu schließen; dann ist ohne Mühe, ohne Geld und ohne Blut ein Ungeheures gewonnen; dann sind die Privilegien der griechischen Christen unter die Aufsicht und Obhut des Zaren gestellt; dann ist der Großherr dem Zaren verantwortlich für die Aufrechthaltung und strenge Beachtung dieser Privilegien; dann ist jede wirkliche oder scheinbare Beeinträchtigung eines Rajah ein Bruch des Vertrages, eine Verletzung der dem Zaren gegebenen Zusagen; dann ist Nikolaus mit einem Worte der Protektor, die höchste Instanz für die 10—11 Millionen Christen in der Türkei; Abdul Med-

schid ist der Vasall des Kaisers in Petersburg. — Oder — die Pforte sträubt sich, weigert sich. Dann ist der Moment gekommen, um Gewalt zu brauchen, um die Krisis herbeizuführen, um den Halbmond — wie eine Broschüre jener Zeit sagte — verschwinden zu machen vor dem Kreuz, die Türken fortzutreiben aus Europa.

Und warum sollte Nikolaus nicht Gewalt brauchen? Er weiß sich ja mit England einig. Und sein Kanzler Neßelrode läßt mitten in dem Lärm, der sich über des Fürsten Menschikoff Forderungen in der diplomatischen Welt erhoben hat, dem englischen Minister des Auswärtigen sagen: „Die Haltung Englands wird genügen, um die Maßregeln zu neutralisiren, welche Seitens Frankreichs oder Seitens der Türkei — wenn diese durch die Anwesenheit der französischen Flotte sich ermuhtigt fühlen sollte — zu lange die günstige Lösung des Streits erschweren oder verzögern könnte.“

Es ist im Rathe des Kaisers beschlossen: das Schwert soll den Großtürken demüthigen. Am 31. Mai schreibt Neßelrode dem Großvezier den Fehdebrief: „In einigen Wochen werden die Truppen des Zaren Befehl erhalten, die Grenzen des Reichs zu überschreiten.“ Aber auch jetzt wirft Nikolaus die Maske nicht völlig ab, die Verstellung ist ihm und seinem Kabinet zur andern Natur geworden. Die Truppen sollen die Grenzen überschreiten, aber nicht, „um gegen den Sultan Krieg zu führen — einen Krieg, den es Sr. Majestät widersteht, gegen einen Souverän zu unternehmen, den er immer gern als einen wahrhaften Alliirten und gutmeinenden Nachbar hat betrachten wollen, — sondern um materielle Garantien zu haben.“

Gleich darauf erging eine Circularnote der russischen Regierung an die übrigen Kabinette, worin sie sich hauptsächlich bemühte, das an den Sultan gerichtete Verlangen eines Vertrages zu rechtfertigen. Diese Note fand es seltsam, daß man an einem solchen Vertrage Anstoß nehmen könne, — sei doch die Beschützung der Christen in der Türkei durch Rußland längst ein Factum, seine Verträge darüber schon zu Kutschuk Rainardsche und später zu Adrianopel abgeschlossen, enthalte doch das gegenwärtige Verlangen durchaus nichts Neues. In diesen Behauptungen lag, es läßt sich nicht leugnen, viel Wahres. Auf die Westmächte jedoch machten sie keineswegs einen beruhigenden Eindruck, vielmehr erinnerten sie nur an die Verblendung der vergangenen Jahre und an die Vortheile, die man Rußland im Frieden von Adrianopel hatte erbringen lassen.

Alle Vorbereitungen zum Einmarsch des russischen Heeres in die Donaufürstenthümer waren längst getroffen, die Truppen standen marschfertig, die Pontons zum Brückenschlagen lagen bereit, — die paar Wochen Frist wurden lediglich deshalb gegeben, um einen neuen Beleg von der Irledensliebe und Langmuth des Kaisers von Rußland zu liefern: konnte sich der Sultan doch in diesen Wochen noch eines Bessern besinnen!

Aber der Sultan besann sich nicht. Am 26. Juni erging ein Manifest des Selbstherrschers aller Reußen an seine geliebten und treuen Unterthanen, worin denselben angezeigt wurde, daß die Truppen in die Donaufürstenthümer einrücken würden. Auch in diesem Manifest vermahnt sich Nikolaus dagegen, daß er Krieg führe; er wolle

sich nur eines Pfandes versichern, welches unter allen Umständen für die Wiederherstellung seiner Rechte einstehen solle, und er wolle der Pforte damit zeigen, wohin ihre Halsstarrigkeit sie führen könne. Eins aber ist besonders bemerkenswerth: das Manifest zielt im Gegensatz zu jenen vertraulichen Unterhaltungen, welche Nikolaus mit dem englischen Gesandten pflog, auf den Schutz des orthodoxen Glaubens, dem durch die Willkür der Pforte Gefahr drohe. Sir H. Seymour gegenüber hatte Nikolaus der religiösen Interessen nur so beiläufig erwähnt: in diesem Manifest von 37 Zeilen kommt — wie Wurm nachgerechnet hat — der orthodoxe Glaube nicht weniger als sechsmal vor. Auch der stolze Zar läßt sich herab, an die Sympathien seines Volkes zu appelliren, wenn diese ihm nützlich sein können.

Am 2. Juli 1853 überschritten die moskowitzischen Truppen bei Leowa und Stuteny den Pruth. Es waren c. 80,000 Mann unter dem Kommando Gortschatof's. Am 15. Juli rückten sie, ohne daß ihnen irgendwo Widerstand geleistet wäre, in Bukarest ein, etablirten dort ihr Hauptquartier und nahmen die Donaufürstenthümer unter ihre Administration.

Fünftes Kapitel.

Die Flotten der Westmächte in der Bosphorabai. — Die Wiener Note. — Die Flotten passiren die Dardanellen. — Kriegserklärung der Pforte. — Der „Unglücksfall“ von Sinope. — Die Flotten der Westmächte fahren ins Schwarze Meer. — Brief Napoleon III. an Nikolaus. — Antwort des letzteren. Manifest an's russische Volk.

Was ist Krieg und was nicht?

Niemals ist diese Frage so subtil und so haarspaltend erörtert worden als in dem halben Jahre, das auf die Ueberschreitung des Pruth durch die Russen unmittelbar folgte. Der russische Staatskanzler ließ mit einer Zähigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, immer wiederholen und nach allen Weltgegenden hinaus-schreiben, daß die militärische Besetzung türkischen Landes kein Krieg sei; die englische und französische Diplomatie bemühte sich das Gegentheil zu beweisen, und die Pforte erklärte die Invasion rundweg für einen feindseligen und offensiven Akt.

Rußlands Sophistik hatte wenigstens Eins für sich: sie war von Erfolg, sie verwirrte die Begriffe des Publikums, sie schob die aktive Einmischung der Westmächte

hinaus. Die Proteste und die Erklärungen der Pforte hatten für sich den gesunden Menschenverstand. Die Haltung der Westmächte hatte Nichts für sich.

Die Abreise des Fürsten Mentschikof von Konstantinopel und die Drohungen Rußlands schreckten die Kabinette von London und Paris allerdings einigermaßen auf. Zumal in London begann nun auch Besorgniß wach zu werden, wozu die Depeschen des Gesandten in Konstantinopel, des Lord Stratfort de Redcliffe, am meisten beitrugen. Der Pforte gab England freilich noch den Rath, die Besetzung der Moldau und Walachei nicht als einen Kriegsfall zu betrachten, aber es einte sich doch mit Frankreich über eine Demonstration der Flotten. Zu Anfang des Juni gingen die betreffenden Befehle an die Kommandanten der Mittelmeersflotten ab, und vierzehn Tage später warfen beide Geschwader in der Besikabai, am südlichen Ausgange der Dardanellen, ihre Anker aus. Das geschah also noch vor dem Vollzug des Einmarsches der Russen in die Moldau.

Dem Kaiser Nikolaus ist diese Demonstration unerwartet gekommen; sie war ganz gegen seine Berechnung. Er hatte nicht gedacht, daß die rivalisirenden beiden Mächte sich einigen könnten, er hatte England fest an sich gekettet, völlig beschwichtigt geglaubt. Er war überrascht, aber nicht aus der Fassung gebracht, nicht geneigt, einen Schritt rückwärts zu thun. Vielmehr suchte er die Demonstration der Flotten zu seinen Gunsten auszubenten.

Eine Circularnote Nesselrode's, vom 2. Juli, an die bei den Großmächten beglaubigten russischen Gesandten gerichtet, enthält diesen Versuch. Die Note klagt England

und Frankreich an, daß sie ihre Flotten an die Dardanellen geschickt; die beiden Mächte hätten „damit die Initiative ergriffen und Rußland unter das Gewicht einer drohenden Demonstration gestellt“; die Stellung der Flotten in der Nähe der Dardanellen, im Angesicht von Konstantinopel sei unter den gegenwärtigen Umständen als eine Besetzung der Türkei zur See anzusehn; dem gegenüber müsse Rußland nunmehr seine Truppen wirklich in die Moldau einrücken lassen, und den Westmächten schiebe es die Verantwortlichkeit zu, wenn neue Verwicklungen in die Krisis kämen.

Diese Insinuation indeß war zu sophistisch und dabei doch zu plump, als daß sie in London und in Paris einen für Rußland günstigen Eindruck hätte machen können. Das englische Kabinet war im Gegentheil dadurch gereizt, daß ihm der Bruch des Friedens zugeschrieben wurde. Diese Gereiztheit spricht deutlich aus der Antwort, die der englische Minister Clarendon auf die russische Depesche ertheilte; er weist mit Daten nach, daß die russischen Folgerungen durchaus windig und haltlos sind: am 1. Juli ertheilte das englische Kabinet seinem Gesandten in Konstantinopel Vollmacht, unter Umständen die Flotte herbeizurufen, am 2. Juni sandte es dem Kommandeur der Flotte Befehl, sich nach der Besslabai zu begeben, am 1. Juni aber kündigte auch Rußland an, daß es die Donaufürstenthümer besetzen werde, konnte also von der Flottendemonstration gar nicht unterrichtet sein, konnte damit seine Invasion nicht motiviren. Ueberdies führte der englische Minister aus, daß die Position der Flotten und die Invasion der russischen Truppen zwei himmelweit

verschiedene Dinge seien, — jene besetzten kein türkisches Gebiet, verletzten keinen Vertrag, während diese geradezu die bestehenden Verträge verletzten.

Inzwischen bürgerten sich die Russen in der Moldau und Walachei ein und behandelten das Land wie eine gute Beute; sie stellten die Miliz des Landes unter anderm in ihre Regimenter ein, drohten jedem mit dem Strange ohne Proceß, der übel von Rußland spräche, griffen die Gemeindefassen und Depositengelder an und hielten den Tribut, welchen die Fürstenthümer an den Sultan zu zahlen hatten, zurück. Die Flotten der Westmächte blieben in der Besikabucht. Die Pforte rüstete sich mit aller Macht, erklärte aber vorläufig nicht den Krieg, sondern begnügte sich mit einem Protest. Noch immer hoffte die Diplomatie, die Sache friedlich beilegen zu können.

Vor allen Dingen gab Oesterreich sich Mühe, einen Vergleich zu Wege zu bringen. Sein Interesse daran liegt auf platter Hand. War es überhaupt nicht in der Lage, einen an seinen Grenzen ausbrechenden Krieg ohne Beunruhigung ansehen zu dürfen, so mußte ein Krieg, dessen Zwecke sich nicht absehen, dessen Umfang sich gar nicht abschätzen ließ, ihm die höchste Besorgniß für seine staatliche Existenz einflößen. Konnten nicht die revolutionären Leidenschaften in Ungarn und Italien wiedererwachen? Und dann — wie konnte ihm eine Aenderung des Territorialbestandes der Türkei wünschenswerth sein! Durfte es mit Gleichgültigkeit zusehn, wenn die Donauländer in russische Hände übergingen? Konnte es in einem Kriege seinen Allirten und Protectors — den Kaiser von Rußland — im Stich lassen? Konnte es Rußland nieder-

werfen lassen durch den Napoleoniden? Solche widersprechende Gedanken mochten in Wien maßgebend sein, wenn mit ängstlicher Geschäftigkeit und Hast Alles angeboten wurde, um für das Ideal der modernen habsburgischen Politik, die Aufrechterhaltung des status quo, zu wirken.

Schon zu der Zeit, als sich Mentschikof in Konstantinopel befand, hatte die Wiener Diplomatie ein Wort davon fallen lassen, daß ein Kongreß der Großmächte das geeignetste Mittel sein möchte, die Krisis zu beschwören. Man mag in diesem Gedanken bestärkt sein, als ein Versuch Oesterreichs, in Petersburg zum Frieden zu mahnen, eine ziemlich höhnische Aufnahme fand. Franz Josef sandte kurz vor der Invasion der Donaufürstenthümer einen Adjutanten mit eigenhändigem Schreiben an den Kaiser Nikolaus. Aber am selben Tage, an welchem Nikolaus diesen Brief empfing, gab er Gortschakof die Ordre, den Pruth zu überschreiten. Der Zar war damals noch entschlossen, keine Vermittlung anzunehmen; er betrachtete nach alter russischer Anschauungsweise sein Verhältniß zur Pforte als ein privates, als eine Familiensache, möchte man sagen, in die sich Niemand zu mischen habe.

Oesterreich ließ sich durch diese Zurückweisung nicht abhalten, seine Bemühungen um den Frieden fortzusetzen: einestheils that sein Gesandter in Konstantinopel, Herr von Bruck, alles Mögliche, um ein Schriftstück zu Stande zu bringen, das Rußland sowol wie der Pforte genüge, anderntheils traten auf seinen Vorschlag die Gesandten Frankreichs, Englands, Preußens und Oesterreichs in Wien zusammen zu demselben Zweck. Rußland ist ohne Zweifel

hiermit einverstanden gewesen: dies einheitliche Auftreten Frankreichs und Englands hatte den Zaren wenigstens bedenklich gemacht, es paßte in seine Absichten, wenn die Westmächte auf diplomatische Weise hingehalten wurden, während er der Pforte gegenüber handelte.

Die Diplomaten-Konferenz zu Wien brachte in der That ein Schriftstück zu Stande, das unter dem Namen der Wiener Note vom 31. Juli eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. An sich ist das Dokument werthlos, es ist ein auf Schrauben gestellter Ausgleichungsvorschlag, der weder Klarheit in die thatsächlichen Beziehungen Rußlands zur Türkei brachte, noch künftige Verwicklungen abzuschneiden im Stande war. Aber die Wiener Note ist in so fern von Wichtigkeit, als sie Anlaß gab, daß das Petersburger Kabinet seine Absichten unumwundener aussprach.

Nikolaus nahm die Wiener Note sofort und unbedingt an, nur den Vorbehalt machte er, daß auch die Pforte dasselbe thue, sonst werde er sich nicht für gebunden halten. Aber wider Erwarten erhob die Letztere Schwierigkeiten; Reschid Pascha verlangte Abänderungen, der Divan mit ihm. Vergeblich drangen die Botschafter der vier Großmächte in Reschid, nachzugeben. Die Minister Englands und Frankreichs waren entrüstet über den türkischen Minister, der mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit auf Modificationen bestehe, die ja unwesentlich, unbedeutend und Wortklaubereien seien. Als alle Vorstellungen in Konstantinopel Nichts halfen, versuchten die Vermittler in Petersburg ihr Heil; sie bestürmten das russische Kabinet, sich die Aenderungen gefallen zu lassen,

gleichfalls unter dem Bemerken, die Aenderungen seien ja unwesentlich.

Bei dieser Gelegenheit kam es an den Tag, was die russische Diplomatie aus einem Vertrage, aus einem politischen Aktenstücke zu machen versteht. Von allen Seiten waren die Aenderungen Reschids für unwesentlich erklärt: Nesselrode erklärte sie zu allseitiger Bewunderung für höchst wesentlich; er wies das im Detail nach: er enthüllte in einer Depesche vom 8. September 1853 den staunenden Augen der Gesandten und Staatsmänner Englands und Frankreichs, daß in der Wiener Note Alles das steckte, was Mentschikof begehrt hatte, daß die Annahme derselben das vollständige Protektorat Rußlands über die 10—12 Millionen griechischer Christen in der Türkei in sich schließe.

In London und Paris war man so ehrlich, den Irrthum wie das Unrecht, das man Reschid Pascha angethan hatte, einzugestehn. Vorher war davon die Rede gewesen, die Pforte nöthigenfalls zur Annahme zu zwingen. Oesterreich blieb bei dieser Meinung auch dann noch, als Nesselrode's Commentar der Note in Umlauf gesetzt war, und drohte, sich von der Theilnahme der Konferenz loszusagen, wenn das türkische Ministerium nicht zur Nachgiebigkeit genöthigt werde. Aber das englische Ministerium erklärte in Petersburg, daß es jetzt, wo die Pforte durch Rußland selbst gewarnt worden, unehrenhaft sei, wenn England ferner auf Annahme der Note durch den Sultan dringen wolle; und der französische Minister des Auswärtigen meinte, es sei „weder Würde noch Logik

darin, den Divan zur Unterzeichnung des Dokuments zu zwingen.“

Neben diesen Verhandlungen liefen andre her, welche die Aufstellung der Flotten Englands und Frankreichs betrafen. Rußland hatte mit seinem nichtigen Protest gegen das Verweilen der Geschwader in der Besikabai Nichts ausgerichtet, es erhob neuen Protest dagegen, daß die Flotten die Dardanellen passirten. Anfang September hatten in Konstantinopel Unruhen Statt gefunden, in Folge deren der Sultan die Gesandten Englands und Frankreichs ersuchte, einige Kriegsschiffe in die Dardanellen einlaufen zu lassen. Dem Gesuche ward gewillfahrt, und Rußland wiederholte das Kunststück, das es bereits nach der Aufstellung der Flotten in der Besikabai angewandt hatte: es bemühte sich, den Westmächten die Absicht des Friedensbruches, die Initiative der Feindseligkeiten, die Verletzung der Verträge zuzuschreiben und sich als die schwerbeleidigte Partei darzustellen.

Baron Brunnow, der russische Gesandte in London, richtete unter dem 25. September eine förmliche Anklageschrift an's englische Kabinet. Er verwies auf den Vertrag vom 13. Juli 1841,*) wonach es nur im Kriegsfalle gestattet sei, Flotten in die Dardanellen zu schicken. Jetzt aber sei kein Krieg, die Pforte habe ihn nicht erklärt. „Bevor ein Krieg ausbricht, wird er erklärt. Selbstver-

*) Vergl. Bd. VIII. S. 98. Dort ist der Traktat vom 15. Juli 1840 erwähnt, die Quadrupelallianz, zwischen Oesterreich, Rußland, England und der Pforte. Der Vertrag von 1841 ist eine Erneuerung dieses Allianzvertrags unter Zuziehung Frankreichs.

ständig existirt der Krieg nach dem Völkerrechte also nicht.“ Der Sultan also habe den Vertrag verlegt, indem er fremde Kriegsschiffe herbeigerufen, die brittische Regierung hätte den Vertrag verlegt, indem sie der Aufforderung Folge geleistet.

Diese Note und der Ton derselben drückt abermals die Gereiztheit aus, von welcher Nikolaus gegen England beseelt war. Die Schwentung der englischen Politik, die täglich steigende Annäherung zwischen England und Frankreich war ganz gegen seinen Kalkül, und er vermochte das nicht zu verbergen. In Olmütz, wo er Ende September den Kaiser von Oesterreich besuchte, ließ er sogar den brittischen Gesandten, Grafen von Westmoreland, deutlich fühlen, daß er gegen das von diesem vertretene Kabinet erbittert sei, während er den Gesandten Frankreichs sichtlich auszeichnete. In diese Zeit — zwischen dem Einlaufen der englisch-französischen Geschwader in die Bistabucht und der Einfahrt derselben in die Dardanellen — fällt auch der Versuch des Zaren, Frankreich auf seine Seite zu ziehn. Nach den Berichten des Pariser „Moniteur“ und des Journal „de l'Empire“ wurden nämlich dem Kaiser Napoleon durch den russischen Gesandten in Paris ähnliche vertrauliche Mittheilungen gemacht, wie sie früher Hamilton Seymour gemacht waren. Das Journal de l'Empire deutete sogar an, und von russischer Seite ist dem nicht widersprochen worden, daß eine Kombination vorgeschlagen sei ähnlich der von Tilsit, eine Kombination, wonach Rußland und Frankreich eine Theilung der Oberherrschaft über Europa bezweckten. Indeß Napoleon III. lehnte die Vorschläge ab.

Die Pforte war es, die den gordischen Knoten zer-

hieb, die Frage, ob Krieg oder Frieden sei, löste. Nachdem die Bemühungen der Wiener Konferenz gescheitert waren, berief der Sultan einen großen Rath von 172 geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Reichs, welcher am 26. September die Beschlüsse faßte: an Rußland sei die kategorische Aufforderung zu richten, daß es die Donaufürstenthümer räume, und der Krieg zu erklären, falls es dieser Aufforderung keine Folge leiste. Ein separater Versuch der österreichischen Regierung, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, war auch vergeblich, und am 4. October 1853 erließ der Sultan ein förmliches Kriegsmanifest. Am 6. October richtete Omer Pascha, als Commandant der türkischen Truppen an Gortschakof die Aufforderung, die Fürstenthümer in einer Frist von fünfzehn Tagen zu räumen, am 10. October antwortete der Russe mit einer Weigerung, und nach Ablauf der gegebenen Frist eröffnete Omer die Feindseligkeiten.

Es wäre nun zu erwarten gewesen, daß die Westmächte sich der von der Pforte erlassenen Aufforderung und Kriegserklärung angeschlossen hätten: hatten sie doch tief genug in die Pläne Nikolaus I. geblickt, hatten sie doch lange genug seine friedlichen Versicherungen angehört und die mit jenen im Widerspruch stehenden feindlichen Maßnahmen angesehen; hatten sie doch lange genug das müßige Wortgefecht um Krieg oder Nichtkrieg geführt. Wenn sie die Türkei nicht Preis geben wollten, so war es nunmehr an der Zeit, thätig einzuschreiten, bevor dieselbe vielleicht dem ersten Stoße der moskowitzischen Heeresmassen erlag oder wenigstens schwere Verluste erlitt

Aber nein! das geschah nicht, die Pforte stand im Kampfe allein, Frankreich und England beschränkten sich noch immer auf diplomatische Unterhandlungen. Der Krieg, der wirkliche Krieg tobte im Donauthal, die Diplomaten in Konstantinopel arbeiteten neue Noten aus.

Was ist die Ursache dieses Zauderns gewesen, — was hielt das Schwert noch in der Scheide, nachdem die Hand bereits an den Griff gelegt war? War es die allgemeine Furcht vor einem europäischen Kriege? War es das Mißtrauen zwischen den Regierungen Großbritanniens und Frankreichs? War es die Besorgniß, gerade gegen Rußland und gegen Nikolaus I. Krieg führen zu müssen? Was auch der Grund gewesen sein mag, — dies Zaudern beweist, wie richtig der Kaiser von Rußland im Allgemeinen die Situation beurtheilt hatte, wenn er sich auch im Einzelnen irrte. Dies Zaudern bezeugt ferner, was der Zar Europa zu bieten gewohnt war, und was Europa vom Zaren sich bieten ließ.

Gilt es den Antheil abzuschätzen, den jede einzelne der Großmächte an diesem Zaudern hatte, so trägt ohne Zweifel England die größte unmittelbare Schuld. Sein Gesandter rieth noch in der letzten Stunde dem türkischen Ministerium dringend ab, den Krieg zu erklären, die Depeschen des brittischen Ministers athmeten noch immer einen Rest Vertrauens zum russischen Kabinet, und die Presse Englands hielt ein militärisches Einschreiten keineswegs schon für nöthig. Wahrscheinlich hat sich auch Frankreich durch diese Zurückhaltung Englands gelähmt gefühlt, obwol es zu Anfang October die Erklärung abgab, „unter dem Drange der Umstände müsse es aus

seiner zuwartenden Stellung heraustreten, um das allgemeine Interesse Europa's und die Erhaltung des osmanischen Reichs zu sichern." Den größten mittelbaren Einfluß aber übte die zweideutige und unbestimmte Rolle, welche Oesterreich und Preußen spielten. Waren sie für Rußland, waren sie gegen Rußland, durfte man sie als dessen Alliirte oder als dessen Gegner oder als Neutrale betrachten? Das war das Geheimniß, welches die Kabinette von London und Paris zu lösen wünschten, ehe sie sich in den Krieg stürzten.

Wir erinnern uns, wie Nikolaus über die Politik der beiden deutschen Großstaaten dachte: was Preußen betraf, so hielt er es Hamilton Seymour gegenüber nicht einmal für nothwendig, desselben zu erwähnen; mit Oesterreich glaubte er sich vollkommen einig. Die Wiener Konferenz, auf der Oesterreich und Preußen — wenn auch in der mildesten Form — gegen Rußlands Ansprüche austraten, scheint ihm einige leise Zweifel an der unverbrüchlichen Treue der beiden quasi-Vasallenstaaten eingeflößt zu haben, aber er hielt es noch für ein Leichtes, sich dieser Treue wieder zu versichern. Er griff zu Drohungen. Die Westgrenze Rußlands wurde stark und stärker besetzt, eine Armee-Division nach der andern dahin beordert. Und als Oesterreich, dadurch beunruhigt, ebenfalls Truppen in seine Grenzprovinzen schickt, so entschließt sich Nikolaus zu einer Reise, um bei Franz Josef und Friedrich Wilhelm IV. das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Waagschale zu legen. Am 25. September traf er mit dem österreichischen Kaiser in Olmütz zusammen; von da ging er nach Berlin. An beiden Orten trat er in derselben gebieterischen

Manier auf, wie früher in Warschau. Er verlangte Nichts weniger, als eine Allianz der beiden Reiche mit Rußland; er machte bittere Vorwürfe über die Betheiligung an der Wiener Konferenz und über die Hinneigung zum französischen Kaiserthum. Wurde ihm auch in Wien so wenig als in Berlin eine bestimmte Zusage gegeben, so wurden seine Forderungen doch auch nicht bestimmt abgewiesen, und man zollte ihm selbst eine so demonstrative Verehrung, daß England und Frankreich dadurch ernsthaft beunruhigt wurden. Namentlich in Berlin sprach sich die ministerielle Presse durchaus im russischen Sinne aus, und ein lauter Jubel erscholl in allen reaktionären Kreisen, als der Kaiser bei seiner nächtlichen Abreise von Berlin die Schildwache umarmte, dadurch die Waffenbrüderschaft der kaiserlichen und königlichen Kriegsheere versinnlichend.

Aber in der Besorgniß, welche diese Besuche Nikolaus I. wach riefen, haben die Seemächte es wol an der Zeit gehalten, in Wien und in Berlin Andeutungen über die vertraulichen Eröffnungen zu machen, welche ihnen von Petersburg aus geworden waren. Der Versuch einer Kombination ähnlich der von Tilsit mußte freilich das preussische Kabinet dringend zur Vorsicht mahnen. Und so ist es leichter zu erklären, daß die zu Olmütz und Berlin begonnenen und in Warschau fortgesetzten Bemühungen des Zaren resultatlos blieben.

Die Friedensverhandlungen wurden eifriger geführt als je. Die Westmächte hatten nach der türkischen Kriegserklärung auch den Rest ihrer Flotten die Dardanellen passiren lassen, aber diese lagen unthätig im Hafen von Konstantinopel, ohne sich dem eigentlichen Kriegstheater zu

nähern. Am 1. November erschien auch das russische Kriegsmanifest gegen die Pforte, worin natürlich wiederum alles Unrecht und alle Schuld der Friedensstörung der letzteren zugeschrieben ward. „Vergebens,“ hieß es, „haben sich selbst die europäischen Großmächte bemüht, durch ihre Ermahnungen die verstockte Hartnäckigkeit der türkischen Regierung zu beugen. Auf die friedliebenden Bemühungen Europa's, auf unsre Langmuth hat sie mit einer Kriegserklärung und einer Proklamation, angefüllt mit Beschuldigungen gegen Rußland, geantwortet. Endlich, nachdem sie Empörer aller Länder in die Reihen ihrer Heere aufgenommen, hat die Pforte bereits die Feindseligkeiten an der Donau begonnen!“ Rußland ist zum Streit herausgefordert etc. Obwohl alle diese Behauptungen mit der Wahrheit in schroffem Widerspruch standen und kein Mensch, der mit den Thatfachen bekannt war, ihnen Glauben beimaß, so bauten die Westmächte auf eine Versicherung Rußlands, die gleichzeitig mit dem Kriegsmanifest gegeben wurde. Der Kaiser ließ nämlich bekannt machen,*) er werde sich auf die Defensiv beschränken, er werde den Angriff der Türkei abwarten, ohne die Initiative der Feindseligkeiten zu ergreifen, er werde vorläufig nur seine Stellungen behaupten, und, wurde hinzugefügt, diese durchaus zuwartende Stellung setze der Fortsetzung der Verhandlungen kein Hinderniß entgegen.

Diesen beiläufigen Fingerzeig betrachteten die vermittelnden Mächte als eine Aufforderung, die ihnen gerade

*) Vergl. die Circulardepeche Nesselrode's vom 31. October.

recht war, und im October und November wurde zwischen Oesterreich, England und Frankreich eine ganze Anzahl Ausgleichungsprojekte entworfen und berathen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese bis ins Detail verfolgen, genug man war eben im Begriff, sich zu einigen, als die Nachricht durch Europa scholl, daß die Russen die türkische Flotte bei Sinope überfallen und vernichtet hätten.

Im Hafen von Sinope lag eine türkische Flotte vor Anker, die sich durch die russischen Kreuzer hindurchgeschlichen hatte. Es waren sechs Fregatten und drei Korvetten. Ihre Bestimmung war nach türkischer Angabe die Verproviantirung der türkischen Festung Batum, nach russischer Angabe die Subvention der mit Rußland im Kriege befindlichen Bergvölker. Am 30. November erschien eine überlegene russische Flotte von fünf Linienschiffen und zwei Fregatten unter dem Befehle des Admirals Nachimow vor Sinope, griff die überraschten Türken an, bohrte die Schiffe derselben trotz eines verzweifelten Widerstandes in den Grund, und von 4500 Personen der türkischen Schiffsmannschaft kamen gegen 4000 um.

Das Gemetzel von Sinope bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des orientalischen Kriegs. Die Kunde davon erregte eine allgemeine Entrüstung in Europa, — im Publicum, an den Höfen zu London und Paris. Wir dürfen freilich nicht sagen, daß diese Entrüstung durchweg eine wohlmotivirte war. Schreibt z. B. der englische Minister des Auswärtigen an seinen Botschafter in Petersburg von der „grauenvollen Schlächtere!“

bei Sinope, so ist das im Munde eines Staatsmanns der gewöhnlichen Art lediglich eine Phrase; der Krieg ist überhaupt eine grauenvolle Schlächterei, das Schlachten sein Zweck; und wenn man den Russen gestattete, Krieg zu führen, so mußte man ihnen auch gestatten, die Türken niederzumeheln. Oder wenn der französische Minister in einer Depesche*) Rußland anklagt, daß es nicht zu Frieden sei, eine widerrechtliche Oberherrlichkeit in den Donaufürstenthümern auszuüben, und daß es noch mit allen Gräueln des Kriegs seine unumschränkte Herrschaft über den Pontus Eurinus scheinbar auszudehnen zu wollen, so ist das, nachdem der Krieg einmal erklärt war, eine beinahe komische Beschuldigung Seitens einer Regierung, welche die widerrechtliche Besetzung der Donaufürstenthümer eben zugelassen hatte, und Kesselrode entgegenete mit vollem Rechte darauf, daß die Türken in Asien das russische Gebiet angegriffen hätten, und daß Niemand Rußland zumuthen könne, es solle ruhig zuwarten und den Türken das Recht der Offensive allein lassen.

Wir sind nicht geneigt, für die Ehrlichkeit und Redlichkeit Nikolaus I. eine Lanze zu brechen: der Verlauf des orientalischen Konflikts hat der Beweise genug von einer Doppelzüngigkeit gegeben: er sandte Mentschikof nach Konstantinopel, während er Hamilton Seymour von seinen wohlwollenden Absichten gegen die Pforte erzählte, er ließ fremden Gesandten in Petersburg sagen, es handle sich lediglich um die heiligen Stätten, während er vom Sultan einen „Vertrag“ forderte, er besetzte die Donau-

*) An den Grafen Malewski vom 15. December 1853.

fürstenthümer und erklärte, das sei kein Krieg, er versuchte in sophistischer Weise mehr als einmal, der Pforte und den Westmächten die Urheberchaft der Feindseligkeiten zuzuschreiben. Niemand kann den Zaren von diesen Zweizüngigkeiten und betrügerlichen Versicherungen reinigen. Aber der Ueberfall der Türken bei Sinope gehört nicht in diese Kategorie. Selbst die früher von uns erwähnte Versicherung des Kaisers, sich vorläufig in der Defensiv halten und einen Angriffskrieg vermeiden zu wollen, ändert Nichts an der Sache; er hatte hinzugefügt, „so lange es seine Würde und seine Interessen erlaubten,“ und es war nicht seine Schuld, wenn Andere das übersehen hatten.

Der Anstoß, den die Westmächte an dem Zusammenstoß vor Sinope nahmen, hatte in der That einen andern Grund als die sittliche Entrüstung über die „grauenvolle Schlächtere“ oder über die Doppelzüngigkeit des kaiserlichen Kabinetts. Englands und Frankreichs Flotten lagen im Bosphorus in der offenkundigen Absicht, die Türkei zu beschützen. Gleich nach dem Einlaufen der Geschwader in's Marmorameer hatten die Befehlshaber derselben dem russischen Admiral zu Sebastopol angezeigt: sie hätten Auftrag, Angriffe der russischen Flotte auf türkisches Gebiet oder sonstige offene Feindseligkeiten zu hindern. Diese Anzeige war nicht beachtet, unter den Augen der zum Schutze anwesenden Geschwader war die Vernichtung der türkischen Schiffe erfolgt. Der russischen Regierung freilich war auch aus der Nichtbeachtung dieser Anzeige kein irgendwie begründeter Vorwurf zu machen; sie hatte einfach geantwortet: sie erkenne Niemanden die

Befugniß zu, ihr Kriegsrecht zu beschränken, ohne ihr den Krieg zu erklären, und der Ueberfall bei Sinope war lediglich die Konsequenz dieser Antwort. Aber die Kabinette von London und Paris hatten sich selbst die schwersten Vorwürfe zu machen; sie hatten eine Protektion übernommen, und nicht das gethan, was diese Uebernahme gebot; sie hatten in's Blaue hinein darauf vertraut, daß Rußland die türkische Marine ungeschoren lassen werde, sie hatten ihren Allirten, die Pforte, an ihre Hülfe glauben machen, und im entscheidenden Momente ließen sie ihn im Stich; sie waren wenige Tage vor dem Zusammenstoß in officieller Weise von der Pforte benachrichtigt worden, daß russische Kriegsschiffe vor Sinope gesehen seien, und aufgefordert, Hülfe hinzusenden — und dennoch hatten sich die Schiffe der Westmächte nicht vom Fleck gerührt. Es war die politische und militärische Ehre Englands und Frankreichs, die durch das Ereigniß von Sinope einen argen Flecken erhielt.

Die beiden Mächte begriffen das, wenn sie die Erkenntniß auch unter lauten Anklagen gegen Rußland zu verhüllen suchten; sie waren gezwungen, zu handeln, und sie ertheilten ihren Admiralen Befehl, in's schwarze Meer einzulaulen und jedes russische Schiff, das ihnen begegnete, in einen russischen Hafen zurückzuweisen.

Von diesem Moment an war der Krieg unvermeidlich geworden, sofern nicht die eine oder die andre der Parteien sich noch in der zwölften Stunde besann und entschieden nachgab; auch im englischen Kabinet begann dies Bewußtsein aufzudämmern und fand seinen Ausdruck in dem bekannten Wort des Grafen Aberdeen: „we are

drifting towards war,“ wir treiben dem Kriege zu. Nikolaus I. sah, wie die beiden Seemächte in vollkommener Uebereinstimmung ihm gegenübertraten, und so sehr er sich über den Sieg bei Sinope gefreut hatte — dem Fürsten Mentschikof, der die Meldung davon gemacht, antwortete er als „wohlaffectionirter und dankbarer“ Nikolaus — so mag die unerwartete Gewißheit, den Kampf gegen die Pforte und gegen England und Frankreich zugleich aufnehmen zu müssen, ihn mit Sorge erfüllt haben. Aber er war nicht der Mann, der zum Nachgeben geneigt war und der einen einmal gefaßten Plan so leicht fallen ließ. Mit dem starren Eigensinn beschränkter Geister hielt er auch dann an seinem Vorhaben fest, als die Umstände sich ganz anders gestalteten, als er sie berechnet hatte, und mit all seinem selbstherrlicherlichen Hochmuth betrachtete er jedes Hinderniß, das ihm in den Weg gelegt wurde, nur als einen Eingriff in seine Rechte, jeden Widerspruch, der gegen ihn erhoben ward, als einen Frevel gegen die autokratische Willkür, die er in russischen und europäischen Angelegenheiten zu üben sich gewöhnt hatte.

Man darf nicht sagen, daß die Westmächte dem Zaren den Rückzug, das Nachgeben schwer gemacht hätten: im Gegentheil, unmittelbar nach dem „Unglücksfalle von Sinope,“ wie Nesselrode höchst euphemistisch den russischen Sieg betitelt, gaben sie sich alle Mühe, die türkische Regierung friedlich zu stimmen, sie bewogen dieselbe, den mit Hülfe Preußens und Oesterreichs zu Stande gekommenen Notentwurf zu acceptiren, und Nichts hinderte Nikolaus I., auf diesen Entwurf hin einen Waffenstillstand

abzuschließen und in Friedensverhandlungen einzutreten, als sein eigener Wille. Er aber hielt sich nur an das Factum, daß die anglofranzösischen Geschwader in's Schwarze Meer gesegelt waren, und an die Drohung, daß sie Feindseligkeiten russischer Schiffe gegen die Türken verhindern sollten: das sei eine Beleidigung, ließ er den Westmächten kund thun, eine Gewalt, die seinem eignen Kriegsrechte angethan werde; er protestirt dagegen, wäscht seine Hände in Unschuld und schiebt, wie gewöhnlich, England und Frankreich die Verantwortlichkeit zu, wenn ein feindlicher Zusammenstoß und hintennach ein Weltbrand die Folge sei. Freilich einen Versuch macht er, den Krieg mit den Westmächten zu umgehen. Aber es ist nur ein lahmer, trügerischer Versuch. Als die Kabinette von London und Paris ihm ankündigen, daß sie zu dem erwähnten Zweck ihre Kriegsschiffe in den Pontus sendeten, nimmt er die Miene an, als habe er die Mittheilung nicht völlig verstanden; er ignorirt-es, daß die beiden Mächte die Pforte beschützen wollen, er zeigt ihnen einen Ausweg, der Rußland genehm sein würde: wenn die anglofranzösischen Flotten nämlich den Türken gleiche Beschränkung wie den Russen auslegen, wenn sie nur den Seekrieg suspendiren, Rußland aber freie Hand zu Lande lassen würden, — dann könnte er sich die Intervention gefallen lassen.

England und Frankreich lehnten — 31. Jan. und 1. Febr. — diesen Vorschlag ab. Sie beriefen sich darauf, daß die Türkei, als der schwächere und angegriffene Theil, des Schutzes bedürfe, und daß die Beherrschung des Schwarzen Meeres kaum den Vortheil ausgleiche,

den Rußland durch die Besetzung der Donaufürstenthümer erlangt habe.

Darauf hin verließen die Gesandten Rußlands London und Paris, und England und Frankreich riefen ihre Botschafter von Petersburg ab.

In diese kritischen Zeiten fällt ein Versuch Napoleon III., das Zerwürfniß mit dem Zaren durch ein eigenhändiges Schreiben zu erledigen. Ein solcher Verkehr direkt von Monarchen zu Monarchen ist ungewöhnlich in der modernen Politik, aber man kann nicht sagen, daß in dem ungewöhnlichen Versuche des französischen Kaisers etwas Unangemessenes lag. Es entsprach vollkommen der Situation beider Autokraten, wenn sie direkt mit einander verhandelten. Der Eine war so unbeschränkter Herr über Krieg und Frieden in seinem Lande als der andre, und Nikolaus zumal hat unzählige Beweise davon gegeben, daß er die Politik Rußlands als seine persönliche, private Angelegenheit betrachtete. Es kann immerhin sein, daß Napoleon III. auch seine Nebenabsichten bei diesem Sendschreiben hatte; es kann sein, daß er die Gelegenheit ergriff, um Europa recht auffallend seine friedliebende Gesinnung zu zeigen, um dem Kaiser Nikolaus das „bon ami“ zurückzugeben, das dieser bei der Thronbesteigung des Napoleoniden gebraucht hatte, aber gewiß ist der Brief unter der Voraussetzung geschrieben, daß ein Erfolg möglich sei.

Der Brief Napoleon's ist vom 23. Jan. 1854 datirt. Er beginnt mit einer zusammengedrängten Geschichte des orientalischen Konflikts, die zu wiederholen hier unnöthig ist, dann fährt er fort: Dieses, Sire, ist

die wirkliche Aufeinanderfolge und Verkettung der Begebenheiten. Es ist klar, daß, nun sie auf diesem Punkte angelangt sind, sie schleunig entweder eine endliche Verständigung oder einen entschiedenen Bruch herbeiführen müssen. Ew. Majestät haben so viele Beweise Ihrer Fürsorge für die Ruhe Europa's gegeben, durch Ihren wohlthätigen Einfluß gegen den Geist der Unordnung so mächtig eingewirkt, daß ich bei der Alternative, die sich Ihrer Wahl darbietet, über Ihren Entschluß nicht im Zweifel sein kann. Wenn Ew. Majestät eben so sehr wie ich eine friedliche Beilegung wünschen, was ist dann leichter, als zu erklären, daß heute ein Waffenstillstand unterzeichnet werde, daß die Dinge wieder ihren diplomatischen Gang nehmen, daß alle Feindseligkeit aufhöre und daß alle kriegsführenden Streitkräfte sich von den Punkten zurückziehen, wohin Beweggründe des Krieges sie gerufen haben? Die russischen Truppen würden also die Fürstenthümer, und unsere Geschwader das schwarze Meer verlassen. Da Ew. Majestät vorziehen, mit der Türkei unmittelbar zu unterhandeln, so würden Sie einen Gesandten ernennen, der mit einem Bevollmächtigten des Sultans eine Uebereinkunft unterhandelte, die der Konferenz der vier Mächte unterbreitet werden würde. Wenn Ew. Majestät diesen Plan annehmen, über den die Königin von England und ich völlig einverstanden sind, so ist die Ruhe wieder hergestellt und die Welt befriedigt. Es ist in der That Nichts in diesem Plane, das Ew. Majestät nicht würdig wäre, Nichts, das Ihre Ehre verletzen könnte. Aber wenn aus einem schwer zu begreifenden Beweggrund Ew. Majestät eine Weigerung ent-

gegensetzten, dann würde Frankreich wie England genöthigt sein, dem Loos der Waffen in den Wagnissen des Kriegs zu überlassen, was heute durch Vernunft und Gerechtigkeit entschieden werden könnte. Glauben Ew. Majestät nicht, daß die geringste Leidenschaftlichkeit in mein Herz eindringen kann; es hegt keine andern Gesinnungen, als die von Ew. Majestät selbst in Ihrem Brief vom 17. Januar 1853 ausgedrückten, als Sie mir schrieben: „Unsere Beziehungen müssen aufrichtig freundschaftlich sein, auf denselben Ansichten beruhen: Aufrechthaltung der Ordnung, Liebe zum Frieden, Achtung vor den Verträgen und gegenseitigem Wohlwollen.“ Dieses Programm ist würdig des Souverains, der es entwarf, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten: ich bin ihm treu geblieben. Ich bitte Ew. Majestät, an die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu glauben, und in diesen Gesinnungen bin ich, Sire, Ew. Majestät guter Freund

Napoleon.

Die Antwort Nikolaus I., datirt Petersburg 9. Febr. 1854, mag hier ihrem ganzen Umfange nach eine Stelle finden. Sie lautete:

Sire! Ich weiß Ew. Majestät nicht besser zu antworten, als indem ich, weil sie mir gehören, die Worte wiederhole, mit welchen Ihr Brief schließt: „Unsere Beziehungen müssen aufrichtig freundschaftlich sein und auf denselben Absichten beruhen: der Aufrechthaltung der Ordnung, der Liebe zum Frieden, der Hochachtung vor den Verträgen und dem gegenseitigen Wohlwollen.“ —

Indem Sie, sagen Sie, dies Programm, so wie ich es selbst gezeichnet hatte, annehmen, versichern Sie, ihm treu geblieben zu sein. Ich wage zu hoffen, und mein Gewissen sagt es mir, daß ich mich davon durchaus nicht abgewendet habe. Denn in der Angelegenheit, welche uns trennt und deren Ursprung nicht von mir kommt, habe ich immer gesucht, wohlwollende Beziehungen zu Frankreich aufrecht zu erhalten; ich habe es mit der größten Sorgfalt vermieden, auf diesem Felde mit den Interessen der Religion zusammen zu stoßen, welche Ew. Majestät bekennt, ich habe der Erhaltung des Friedens alle formellen und sachlichen Concessionen gemacht, welche meine Ehre mir ermöglichte, und indem ich für meine Religionsgenossen in der Türkei die Bestätigung der Rechte und Privilegien, welche ihnen seit Langem um den Preis russischen Blutes erkaufte sind, in Anspruch nahm, habe ich nichts Anderes verlangt, als was sich aus den Verträgen ergab. Wenn die Pforte sich selbst überlassen geblieben wäre, so wäre der Zwist, der Europa in der Ungewißheit hält, längst ausgeglichen.

Ein verhängnißvoller Einfluß aber ist gekommen, um sich dem entgegenzustellen. Indem er grundlosen Verdacht hervorrief, den Fanatismus der Türken steigerte, ihre Regierung über meine Absicht und die wahre Tragweite meiner Forderungen verwirrte, hat er der Frage eine so übermäßige Wichtigkeit gegeben, daß der Krieg daraus hervorgehen müssen.

Ew. Majestät wird mir erlauben, mich nicht im zu ausgedehnten Detail über die Ereignisse auszulassen, die

Sie von Ihrem besonderen Gesichtspunkt auseinander-
 gesetzt haben, und deren Folge und Verkettung Ihr Brief
 darbietet. Mehrere meiner Handlungen, die nach meiner
 Ansicht wenig genau gewürdigt sind, und mehr als eine
 in verkehrter Ordnung dargestellte Thatsache, würden,
 um in das rechte Verhältniß gestellt zu werden, — so
 wenigstens wie ich sie auffasse — lange entwickelnde Aus-
 einandersetzungen nothwendig machen, die nicht eben geeig-
 net sind, in einem Briefwechsel zwischen Souverainen vor-
 genommen zu werden. So schreibt Ew. Majestät der
 Befehung der Donaufürstenthümer es zu, plötzlich die
 Frage von dem Boden der Erörterungen auf den der
 Thatsachen hinübergeschafft zu haben. Aber Sie verges-
 sen, daß diese Befehung, als sie noch ganz unbestimmt
 war, zum großen Theil durch ein sehr ernstes Ereigniß,
 das ihr voranging, herbeigeführt wurde, nämlich durch
 die Erscheinung der englisch-französischen Flotten in der
 Nachbarschaft der Dardanellen; außerdem, daß schon lange
 vorher, als England noch schwankte, gegen Rußland eine
 drohende Haltung anzunehmen, Ew. Majestät zuerst Ihre
 Flotte bis nach Salamis geschickt hat. Diese verletzende
 Demonstration zeigte mindestens wenig Vertrauen zu
 mir. Sie mußte die Türken anreizen und von vorn
 herein den Erfolg der Unterhandlungen zu nichte machen,
 indem sie zeigte, daß Frankreich und England bereit wä-
 ren, die türkische Partei in jedem Falle zu unterstützen.

So behauptet Ew. Majestät ferner, daß die erläu-
 ternden Commentare meines Cabinets über die Wiener
 Note für Frankreich und England die Unmöglichkeit ge-
 schaffen hätten, die Annahmen derselben der Pforte zu

empfehlen. Aber Ew. Majestät mag sich erinnern, daß unsere Commentare der einfachen Nichtannahme der Note gefolgt, nicht aber vorangegangen sind, und ich glaube, daß die Mächte, wenn sie anders ernstlich den Frieden wollten, gehalten waren, energisch diese einfache Annahme zu verlangen, anstatt der Pforte zu erlauben, das, was wir ohne Veränderung angenommen hatten, zu verändern. Wenn übrigens etwa irgend ein Punkt unserer Commentare Anlaß zu Schwierigkeiten hätte geben können, so habe ich zu Olmütz eine Lösung derselben angeboten, die Oesterreich und Preußen für genügend hielten.

Unglücklicher Weise war inzwischen ein Theil der englisch-französischen Flotte schon in die Dardanellen eingelaufen unter dem Vorwande, das Leben und das Eigenthum der englischen und französischen Unterthanen zu beschützen: damit sie aber ganz einlaufen konnten, mußte, um den Vertrag von 1841 nicht zu verletzen, uns von dem ottomanischen Reiche noch der Krieg erklärt werden. Meine Meinung ist, daß, wenn Frankreich und England, wie ich, den Frieden gewollt hätten, sie um jeden Preis diese Kriegserklärung hätten verhindern müssen, oder, wenn der Krieg einmal erklärt war, mußten sie wenigstens so handeln, daß er in den engen Grenzen, welche ich ihm an der Donau zu ziehen wünschte, blieb, damit ich nicht mit Gewalt dem bloßen Defensivsystem, das ich befolgen wollte, entzogen würde. Aber konnte man von dem Augenblick an, wo man den Türken erlaubt hat, unsere asiatischen Besitzungen anzugreifen, einen unserer Grenzposten zu nehmen (und zwar noch vor dem zur Eröffnung der Feindseligkeiten bestimmten Termin), Akthal-

zyl zu blokiren und die Provinz Armenien zu verheeren; von dem Augenblicke an, wo man die türkische Flotte frei Truppen, Waffen, Kriegsmunition an unsere Küsten führen ließ, — konnte man von diesem Augenblick an vernünftiger Weise noch hoffen, daß wir geduldig das Ergebniß eines solchen Versuches abwarten würden? Mußte man nicht voraussehen, daß wir Alles thun würden, um ihm zuvorzukommen? Das Ereigniß von Sinope ist daraus gefolgt: es war die nothwendige Consequenz der von den beiden Mächten angenommenen Haltung und konnte ihnen wahrlich nicht unerwartet kommen.

Ich hatte erklärt, aber vor dem Ausbruch des Krieges, in der Defensivè bleiben zu wollen, so lange meine Ehre und meine Interessen es mir erlauben würden, und so lange der Krieg sich in gewissen Gränzen hielt. Hat man gethan, was man thun mußte, damit diese Gränzen nicht überschritten wurden? Wenn die Rolle des Zuschauers oder selbst des Vermittlers Ew. Majestät nicht genügte, und wenn Sie sich zum bewaffneten Bundesgenossen meiner Feinde machen wollten, dann, Sire, würde es loyaler und Ihrer würdiger gewesen sein, mir dies von vorn herein offen zu sagen, indem Sie mir den Krieg erklärten. Jeder würde dann seine Rolle gekannt haben. — Aber uns nach geschehener That ein Verbrechen daraus zu machen, daß man Nichts zur Verhinderung gethan hat, ist das ein billiges Verfahren? Wenn die Kanonenschüsse von Sinope einen schmerzlichen Wiederhall in den Herzen aller derer gefunden haben, welche in Frankreich und England das lebendige Gefühl nationaler Würde haben, glaubt da Ew. Majestät, daß die dro-

hende Anwesenheit Ihrer 3000 Feuerchlünde am Eingange des Bosporus und das Geräusch Ihres Eintritts in's schwarze Meer ohne Echo in den Herzen der Nation bleiben konnten, deren Ehre ich zu vertheidigen die Ehre habe? — Ich höre von Ihnen zum erstenmale (denn die mündlichen Erklärungen, welche man früher gemacht hat, hatten Nichts davon gesagt,) daß die beiden Mächte, obgleich sie die Verproviantirung der türkischen Truppen auf ihrem eigenen Territorium beschützten, beschloßen haben, uns die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zu untersagen, das heißt also wohl das Recht, unsere eigenen Küsten zu verproviantiren. Ich gebe Ew. Majestät zu bedenken, ob das heißt, wie Sie meinen, den Abschluß des Friedens erleichtern, und ob bei der Wahl, welche man mir stellt, es mir erlaubt ist, Ihre Vorschläge eines Waffenstillstands, ferner der unverzüglichen Räumung der Donaufürstenthümer und der Verhandlung mit der Pforte über einen Vertrag, welcher nachher einer Conferenz der vier Mächte vorgelegt werden soll, auch nur einen Augenblick zu erörtern oder selbst zu prüfen. — Sire! wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie eine ähnliche Stellung annehmen? Würde Ihr Nationalgefühl es erlauben? Ich werde dreist Nein antworten. Lassen Sie mir also auch meinerseits das Recht zu denken, wie Sie selbst. Was auch Ew. Majestät entscheide, vor der Drohung wird man mich nicht zurückweichen sehen. Mein Vertrauen ist auf Gott und auf mein Recht, und Rußland, dafür verbürge ich mich, wird wissen, sich im Jahre 1854 so zu zeigen, wie es 1812 gewesen. Wenn jedoch Ew. Majestät, weniger gleichgültig gegen meine Ehre, einfach

auf unser Programm zurückgeht, wenn Sie mir die Hand so herzlich darreichen, wie ich Sie Ihnen in diesem letzten Augenblicke darreiche, so werde ich gern das, was die Vergangenheit Verletzendes für mich gehabt haben mag, vergessen. Dann, Sire, aber auch nur dann, werden wir auf Erörterungen eingehen und uns verständigen können. Ihre Flotte begnüge sich damit, die Türken zu verhindern, daß sie neue Streitkräfte auf den Kriegsschauplatz führen; ich verspreche gern, daß dieselben von mir sollen keine Anfechtungen zu fürchten haben; sie mögen mir einen Unterhändler senden, ich werde ihn empfangen, wie es sich gebührt. Meine Bedingungen sind in Wien bekannt. Das ist die einzige Grundlage, auf der es mir erlaubt ist, zu unterhandeln. Ich bitte Ew. Majestät an die Aufrichtigkeit der Gefühle zu glauben, mit denen ich bin, Sire, Ew. Majestät guter Freund

Nikolaus.

Es ist bemerkenswerth, daß der Zar in diesem Briefe die haltlose Behauptung erneuert, durch das Erscheinen der englisch-französischen Flotten vor den Dardanellen sei die Besetzung der Donaufürstenthümer provocirt. Das ist der einzige, und zwar völlig aus der Luft gegriffene Versuch einer Entschuldigung oder Rechtfertigung. Im Uebrigen athmet der Brief den vollen Troß des Autokraten, der seinen Entschluß gefaßt, seine Bedingungen gestellt hat und von diesen abzugehn nicht gesonnen ist. Die Erinnerung an 1812 war eine speciell an den französischen Kaiser gerichtete Drohung. Den Commentar zu diesem Briefe, wenn ein solcher noch nöthig, giebt ein Manifest, das der Zar unter demselben Datum, an welchem das Antwort-

schreiben an Napoleon abging, an sein Volk richtete. Im Eingange desselben beklagt er sich über die Pforte und namentlich über die Westmächte, welche letzteren für die Türkei aufgetreten wären, sie zur Hartnäckigkeit ermuntert und zuletzt ihre Flotten ins schwarze Meer gesandt hätten. „Nach einer solchen, unter civilisirten Staaten,“ heißt es weiter, „unerhörten Handlungsweise haben wir unsre Gesandtschaften aus England und Frankreich abberufen und alle politischen Verbindungen mit diesen Mächten abgebrochen.“ „Und so stellen sich England und Frankreich in eine Reihe mit den Feinden des Christenthums Rußland gegenüber, das für die orthodoxe Kirche streitet.“

„Aber Rußland wird seinen heiligen Beruf nicht verleugnen, und wenn die Feinde sein Gebiet angreifen, so sind wir bereit, ihnen mit der von unsern Vorfahren uns überkommenen Standhaftigkeit entgegenzutreten. Sind wir nicht jetzt dasselbe russische Volk, von dessen Tapferkeit die denkwürdigen Begebenheiten des Jahres 1812 Zeugniß ablegen? Möge uns denn der Allerhöchste dazu verhelfen, dies mit der That zu beweisen! In dieser Hoffnung, indem wir für unsre unterdrückten Brüder, die den christlichen Glauben bekennen, zu den Waffen greifen, wollen wir mit dem einen Herzen ganz Rußlands ausrufen:

Unser Herr! Unser Erlöser! den wir fürchten! Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!“

Dies Manifest war eigentlich eine Kriegserklärung. Aber die formelle Kriegserklärung erfolgte erst am Ende des März. In den Wochen, die dazwischen lagen, wurden in Wien noch nutzlose Verhandlungen gepflogen.

Rußland hatte den Notenentwurf, der im December 1853 zwischen den vier Großmächten und der Pforte vereinbart worden, entschieden abgelehnt; ein vom russischen Kabinet eingereichter Vorschlag fand bei den Mitgliedern der Wiener Konferenz so wenig Anklang, daß dieselben sich weigerten (Protokoll vom 2. Februar 1854), ihn der türkischen Regierung zuzustellen. Am 27. Februar fertigten die beiden Westmächte der russischen Regierung ein Ultimatum zu, worin sie binnen sechs Tagen eine Erklärung darüber verlangten, ob Rußland bis zum 30. April die Donaufürstenthümer räumen wolle; die Weigerung oder das Schweigen des Petersburger Kabinetts solle als Kriegserklärung gelten. Nikolaus weigerte sich, eine Antwort darauf zu geben. Aber er that noch einen Schritt, um den Schein der Friedensliebe und der Versöhnlichkeit zu retten: er ließ dem Wiener Cabinet durch den Grafen Orlof einen neuen Vorschlag zu Friedenspräliminarien zustellen und der Konferenz vorlegen. Der Vorschlag indes enthielt nichts Neues, keine Koncession, kein Zurückweichen von den alten Forderungen, — er ward demnach ebenfalls zurückgewiesen. Am 28. März erfolgte die förmliche Kriegserklärung der Westmächte, die unter dem 12. März bereits einen Vertrag mit der Pforte abgeschlossen hatten. Am 10. April kamen England und Frankreich über einen Allianztraktat überein, worin sie jedem besondern Vortheile, der aus den bevorstehenden Ereignissen hervorgehen könnte, entsagten.

Bevor jedoch die Waffen zwischen Rußland und den Westmächten entschieden, ruhte auch nach der Kriegserklärung die Feder nicht. Eine ausführliche Antwort auf

die Kriegserklärung erließ Nikolaus unter dem 11. April: wir finden darin die Anklagen gegen die feindselige Haltung der Westmächte während der orientalischen Frage erneuert, so wie die Bethuerung bis zum Ueberdruß wiederholt, daß Rußland keine Vergrößerungs- und Eroberungspolitik befolge; nur in einem Punkte wird ein unbefangener Leser den Ausführungen dieser Schrift beipflichten müssen, — nämlich da, wo England und Frankreich eine Lektion erteilt wird, daß sie eben so gut als Rußland in die Unabhängigkeit und in die Souveränitätsrechte schwächerer Staaten eingegriffen hätten. Der Hinweis auf Griechenland, Sicilien, Neapel und Toscana war in der That eine bitterere Bille als alle sonstigen Anklagen zusammengenommen, und der „Moniteur,“ welcher die russische Denkschrift beantwortete, versuchte es auch nicht einmal, in diesem Punkte die Westmächte zu rechtfertigen oder zu entschuldigen.

In Petersburg kannte man seine Leute; man verstand es dort, die Sprache derer anzuwenden, zu denen man redete. Also lautete jenes für die Fürsten und Völker Europa's bestimmte Manifest bei aller Feindseligkeit sehr würdevoll und sehr civilisirt, — ganz anders lautete ein neues für die Russen bestimmtes Manifest. In diesem roch es nach Zuchten, und Nikolaus wetterte darin wie ein wüthender, betrunkenener Kosak. Nach diesem Manifest hatten sich's England und Frankreich seit lange zur „Aufgabe gemacht, die Pforte in „Irrthum zu führen;“ sie haben die russischen Absichten „perfide“ ausgelegt; sie haben endlich die Maske abgeworfen und erklären, daß die orientalische Angelegenheit ihnen nur Nebensache, daß

ihnen „Hauptzweck“ sei, Rußland zu schwächen, ihm „einen Theil seiner Provinzen zu entreißen,“ sie wollen „unser Vaterland von der Stufe der Macht herabbringen, auf welche es durch die Hand des Allmächtigen hingestellt worden ist.“

Aber nicht genug, daß der bevorstehende Krieg somit als ein Vertheidigungskrieg, als ein Nationalkrieg hingestellt, die Westmächte wider besseres Wissen als Erroberer denuncirt wurden, — noch einen mächtigern Hebel setzte Nikolaus an. Auch die Religion ist in Gefahr, der christliche Glaube wird bedroht, — insinuirt er der rohen Masse: „Nein,“ ruft er aus, „Rußland hat Gott nicht vergessen. Es hat nicht in einem weltlichen Interesse die Waffen ergriffen; es kämpft für den christlichen Glauben und zur Vertheidigung seiner unterdrückten Glaubensgenossen gegen unversöhnliche Feinde. Möge es die ganze Christenheit erfahren, der Gedanke des Zaren ist jener seines ganzen rechtgläubigen Volkes, welches Gott und seinem einzigen Sohn, unserm Heiland Jesus Christus treu geblieben ist! Wir kämpfen für den christlichen Glauben.“

„Gott ist mit uns, wer ist wider uns?“ schloß Nikolaus sein Manifest. In der That, er hatte damals schon die Gewißheit, daß er sich keines andern Bundesgenossen in der weiten Welt rühmen durfte als eben des Herrgottes; und auf diesen Bundesgenossen pochten die Gegner des Zaren, die Türken wie die Westmächte, eben so gut als er.

Der erste Irrthum des Kaisers von Rußland war der gewesen, daß sich England und Frankreich niemals einigen würden, um seinen Angriff auf die Türkei zu

stören. Sein zweiter Irrthum war, daß er in dem Kampfe gegen die Westmächte nicht ohne Bundesgenossen sein werde. Ursprünglich hatte er der eiteln Meinung gelebt, es bedürfe nur seines Kommandoworts, um die alten Allirten, Oesterreich, Preußen und Deutschland gewaffnet an seine Seite zu rufen. Hatte diesen Wahn bereits seine vergebliche Reise nach Olmütz und Berlin zerstört, so schmeichelte er sich doch im Januar 1854 noch mit der Hoffnung, wenigstens indirekte Unterstützung bei Preußen und Oesterreich zu finden.

Aber auch diese Illusion war rasch geschwunden. Im Januar 1854 hatte Graf Erlow einen Entwurf nach Wien, Buddberg nach Berlin gebracht, wonach die beiden Kabinette sich zu strenger Neutralität und nöthigenfalls zur Aufrechthaltung derselben mit den Waffen in der Hand verpflichten sollten. Rußland verbieth dafür zweierlei: zunächst, daß es militärische Hülfe leisten wolle, falls das Gebiet Preußens, Oesterreichs oder Deutschlands angegriffen werde, sodann daß es in Bezug auf die Türkei keine Vereinbarung mit den Seemächten treffen wolle ohne vorgängige Verständigung mit seinen Verbündeten.

Aber dieser Vorschlag fand weder in Berlin und noch weniger in Wien Anklang. Der preussische König und seine nächste Umgebung verhehlten ihre Sympathien für Rußland nur schlecht, aber das Ministerium wagte es nicht, der antirussischen Stimmung des ganzen Landes die Spitze zu bieten. Die Worte, womit Nesselrode den Entwurf des Neutralitätsvertrags begleitete, und worin er an die Tripelallianz der drei nordischen Höfe erinnerte, und an die „Grundsätze, die durch lange Prüfungen hin

die allgemeine Ordnung und den Weltfrieden aufrecht erhalten hätten," verhalten in den Wind. Preußen lehnte es ab, sich die Hände zu binden gegenüber von Eventualitäten, deren Tragweite unübersehbar sei, und es erkannte, daß „von Rußland durch solche defensiv Tripelallianz die preußische Hülfleistung in anderer Form beansprucht werde.“ Der Kaiser von Oesterreich fragte den Grafen Orlof, ob der Zar die Donau nicht überschreiten, die Fürstenthümer nach dem Kriege räumen und den allgemeinen Zusammenhang der türkischen Provinzen nicht stören werde. Als er hierauf die Antwort erhielt, der Kaiser von Rußland könne keine Verpflichtungen auf sich nehmen, so lehnte er auch den russischen Vorschlag ab und entschloß sich gleichzeitig, seine Armee in Siebenbürgen zu verstärken.

So stand also Nikolaus in dem Kriege völlig isolirt.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg an der Donau. — Gefechte bei Oltenizza, bei Betate, bei Kalafat. — Einfall in die Dobrudscha. — Paskewitsch zum Oberbefehlshaber ernannt. — Belagerung von Silistria. — Paskewitsch fällt in Ugnade. — Aufhebung der Belagerung. — Rückzug der russischen Armeen über die Donau. — Der Feldzug in Asien. — Stärke und Position der feindlichen Armeen. — Operationen derselben im Herbst 1853, und im Sommer 1854.

Wir sind den Kriegereignissen vorausgeeilt, um die Erzählungen der diplomatischen Verhandlungen nicht zu unterbrechen; wir müssen also jetzt um sechs Monate rückwärts greifen, um auch den Gang des Krieges möglichst im Zusammenhange darzustellen.

Die thatsächliche Eröffnung der militärischen Operationen, welche von russischer Seite durch die Besetzung der Donaufürstenthümer am 2. Juli 1853 erfolgte, ward von türkischer Seite, wie bereits bemerkt worden ist, mit der formellen Kriegserklärung zu Anfang Oktober beantwortet, und nach kurzer Frist schritten die türkischen Truppen in Europa und Asien zum Angriff.

In der Türkei waren die Sommermonate wohl benutzt, um das Reich mit Aufgebot aller seiner Kräfte in Angriffs- und Vertheidigungszustand zu setzen. Wie es

dem Charakter der türkischen Regierung gemäß ist, hatte sie sich durch den langen Frieden zwischen ihr und Rußland in Sorglosigkeit und Unthätigkeit wiegen lassen: die Grenzfestungen, welche in den Jahren 1828 und 1829 geschleift waren, lagen noch zu Anfang des Jahres 1853 in Schutt und Trümmer, die übrigen festen Plätze waren gleichfalls verfallen, die reguläre Armee war sowol in Rücksicht auf die Zahl als auf die Disciplin in einem Zustande, welcher der vom Nachbarreiche drohenden Gefahr schlecht entsprach, und auf den türkischen Truppen lastete noch die Erinnerung der schimpflichen Feldzüge gegen Mehemed Ali. Aber das Bewußtsein, daß es sich um Sein und Nichtsein handele, das Gemeingefühl der Entrüstung gegen einen übermüthigen durch keine Nachgiebigkeit zu versöhnenden Gegner hat eine magische Wirkung: es schwellt den Muth, es vervielfältigt die Kraft, es ruft die Hingebung hervor und erleichtert die Opfer. Dies bewährte sich an den Osmanen in der kritischen Zeit von 1853: Freiwillige strömten von allen Seiten zu den Fahnen, an den Festungen wurde mit Eifer gearbeitet, Geld und Naturalien bereitwillig geliefert, — im ganzen Reiche machte sich ein Aufschwung bemerklich, der im Verhältniß zu der Größe der Gefahr stand. In überraschend kurzer Zeit war die Armee auf eine Zahl gebracht, wie sie die Türkei in diesem Jahrhundert noch nicht in's Feld gestellt hatte. Außer den vereinzeltten Corps, welche an den Grenzen von Serbien, Montenegro und Griechenland postirt werden mußten, um diese mehr oder weniger unter russischem Einfluß stehenden Länder

in Schach zu halten, häuften sich an der Donau wie an den Grenzen Georgiens gewaltige Operationsheere an.

Die Pforte hatte einen glücklichen Griff gethan, indem sie Omer Pascha das Kommando der Donauarmee übertrug. Von Haus aus ein ungarischer Renegat hatte er von der Pike an gedient und sich durch Verdienst zum General aufgeschwungen. Der Ruf eines umsichtigen und energischen Führers ging ihm voraus, und die Armee hing an ihm, weil sie von ihm wußte, daß er nicht nur streng auf Disciplin hielt, sondern auch für das Wohl des Soldaten nach Kräften Sorge trug. Omer Pascha hatte bereits im Juni 1853 gegen 120,000 Mann unter seinem Befehl. Sein Hauptquartier war in Schumla, der rechte Flügel lehnte sich an Karasu in der Dobrudscha, der linke an Widdin, das Centrum stützte sich auf die Linie Ruffschut-Silistria. So war die Donaulinie vorläufig gegen einen Handstreich der Russen gesichert. Die Monate Juli bis Oktober wurden noch eifrig benutzt, das Heer zu organisiren und die Festungen in vertheidigungsfähigen Stand zu versetzen. In der Mitte des Oktober ging man zur Offensive über.

Den Russen ist dieser Angriff offenbar unerwartet gekommen. Sie hatten die verachteten Türken einer solchen Verwegenheit nicht für fähig gehalten. Fürst Gortschakof stand an der Spitze einer Armee, — von 80,000 Mann — die an sich zu klein war, um die Fürstenthümer gegen einen mit Energie geführten Stoß zu vertheidigen, und er hatte diese Armee überdieß in größter Sorglosigkeit in der ganzen Walachei zerstreut. Während sich das Hauptquartier in Budaressi befand, waren die ein-

zeln Armeekorps auf der langen Linie von Galacz bis in die kleine Walachei vertheilt; die äußersten Flanken dehnten sich bis auf 20 — 25 Meilen von Budaress aus; am linken Donauufer standen nur schwache vorgeschobene Posten.

Omer Pascha ließ seine Armee fast gleichzeitig auf allen Punkten vorgehen, in der leicht erkennbaren Absicht, sich der Donauübergänge zu bemächtigen. Die zahlreichen Inseln, welche der Fluß in seinem unteren Laufe bildet, boten dazu eine bequeme Brücke. Am 17. Oktober nahm der linke Flügel der Türken von Widdin aus Besitz von der gegenüberliegenden Donauinsel, verschanzte sich auf derselben, wurde an dem Versuche, sich auf dem linken Stromufer festzusetzen, freilich von den russischen Vorposten gehindert, erneuerte jedoch den Versuch am 23. Oktober, und dies Mal mit glücklichem Erfolge. Die Russen wurden aus Kalafat hinausgeworfen, und die Türken legten sofort Hand an, den Platz durch Erdaufwürfe zu sichern.

Der rechte Flügel der türkischen Armee machte indes einen Versuch, die russische Donauflotte zu zerstören, die bei Isattscha lag. Er war nicht so glücklich als der linke Flügel. Eine heftige Kanonade brachte den Russen einen Verlust von einigen sechzig Mann bei, zerstörte aber auch ein türkisches Dorf auf dem rechten Donauufer.

Das wichtigste Resultat hatte das Vordringen des Centrums. Während einzelne Truppenabtheilungen desselben an verschiedenen Stellen über die Donau gingen und Dschurdschewo und Kalarasch rekognoscirten, brach Omer Pascha selbst am 27. Oktober mit c. 8000 Mann von

Schumla auf. Von Turtukan aus, wo bereits eine türkische Besatzung von 4000 Mann lag, ließ er zunächst die gegenüberliegende Donauinsel am 31. Oktober besetzen, und dann drei Bataillone mit sechs Stücken Geschütz und 120 Pferden unter dem Schutze eines dichten Nebels über den Strom gehen. Diese verschanzten sich auf einem engen Terrain, zwischen der Donau und dem in dieselbe mündenden Flusse Arshis, wo ihnen ein massives Quarantainegebäude eine Art von Haltpunkt gewährte, dem wallachischen Städtchen Oltenizza gegenüber.

Am 4. November hatten sich die nach diesem Städtchen zurückgewichenen Vorposten der Russen so weit verstärkt, daß sie einen Angriff auf die türkischen Bataillone wagen zu können glaubten. General Pauloff rückte mit 20 Bataillonen, 20 Geschützen und 3 Kavallerieregimentern heran, und machte in fünf Kolonnen, unterstützt vom Geschützfeuer, den Angriff. Aber die drei Bataillone Dmer's hielten Stand, ihr Kleingewehrfeuer und das grobe Geschütz vom rechten Donauufer her räumte fürchterlich unter den Russen auf, — sie mußten weichen. Und als ein zweiter Versuch gleich erfolglos blieb, sahen sie sich genöthigt, den Rückzug nach Oltenizza anzutreten, nachdem sie 1900 — 2000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt.

Dieser Sieg bei Oltenizza war für die türkische Armee von ungeheurem Gewinn: er löschte ihr Muth ein, er lieferte ihr den Beweis, daß die Moskowiter geschlagen werden könnten, er gab ihr Vertrauen auf sich selbst und auf die Führer.

Freilich — bei diesem moralischen Gewinne blieb

es. Omer Pascha verfolgte den Sieg nicht, obwohl er über 50 — 60000 Mann hätte verfügen können, um in die Walachei, direkt auf Bukarest, einzudringen, und obwohl es bei der starken Zersplitterung der russischen Streitkräfte mehr als wahrscheinlich gewesen wäre, daß ihm die Russen nicht gewachsen sein würden. Die Schuld dieser Versäumnis lag übrigens nicht an Omer, die Schuld lag an der Diplomatie. England und Frankreich hofften damals noch, den Konflikt beilegen zu können und drangen in die Pforte, daß sie ihren Feldherrn über die Donau zurückgehn lasse. In der That gingen die drei Bataillone am 12. November nach Iurtutan zurück.

Die nächsten Monate vergingen, ohne daß bedeutende Kriegseignisse im Donauthal stattfanden. Beide Heere erwarteten Verstärkungen. Fürst Gortschakoff hatte gleich beim Beginn der Feindseligkeiten den Nachschub von Truppen verlangt, und zwei Armeekorps, das eine unter Osten-Saden, das andere unter Lüders, rückten aus Bessarabien und aus der Ukraine heran. Der Marsch derselben aber wurde durch anhaltendes Regenwetter, das die Wege verdarb, so verzögert, daß das Ende des Jahres herannahte, bevor sie eintrafen. Krankheiten, besonders Ruhr und Typhus, lichteteten die Reihen der Russen, und es ist kaum anzunehmen, daß der Effectivbestand der kaiserlichen Armee so groß war, als die Berichte angaben; nach diesen letzteren wäre zu Anfang 1854, nach Eintreffen des Osten-Sadenschen und Lüders'schen Corps, das ganze Heer 145 — 150,000 Mann stark gewesen; davon standen 68,000 Mann auf dem rechten Flügel, in der kleinen Walachei, 32,000 Mann an der Donaumündung,

45,000 Mann im Centrum zwischen Bukarest und der Donau. *)

Die türkische Armee verstärkte sich gleichfalls bedeutend; die Irregulären eingerechnet veranschlagte man sie im Januar auf 200,000 Mann, die Omer Pascha in drei Corps vertheilte. Auf der rechten Flanke operirten 45,000 Mann unter Abdul-Halil Pascha, im Centrum 40,000 Mann unter Mustapha Pascha, auf dem linken Flügel 80,000 Mann und 36,000 Mann Reserven unter Sami-Pascha. Auch die Türken hatten, wie ihre Gegner, von Krankheiten zu leiden. Beide Armeen hatten reichlich Gelegenheit, ihren passiven Muth, ihre Ausdauer in Entbehrungen, eine gemeinsame Eigenthümlichkeit beider Nationen, zu erproben. Omer Pascha benutzte die Waffenruhe übrigens nebenbei, seine ungeübten Soldaten zu schulen und die Festungswerke der Donaustädte noch mehr zu sichern.

Auch im Laufe des Januar fielen nur einzelne Scharmühel vor, unter denen das Gefecht bei Zetate das bedeutendste ist.

Zetate liegt ungefähr einen Tagemarsch von Kalafat, und die Russen begannen in der Nähe davon Verschanzungen aufzuwerfen, um die Türken, die aus Kalafat bereits einen festen Platz gemacht hatten, allmählig zu cerniren. Der türkische Befehlshaber in Kalafat, Achmet Pascha, beschloß, diese Arbeiten zu stören und das vorgeschobene russische Detaschement zu überrumpeln. Am

*) Der Effectivbestand ist nach den verlässlichsten Berichten wol nur 120,000 Mann gewesen.

5. Januar 1854 Abends verließ er seine Feste, rückte mit 11,000 Mann bis Maglavid, ließ dort zwei Bataillone, nachher in Solenza noch zwei Bataillone und schickte Ismail Pascha mit 3 — 4000 Mann gegen Betate vor.

Diesem tapfern Officier gelang es, die Russen aus dem Dorfe zu werfen; was die Kugeln nicht vertrieben, das vertrieb das Bajonnet. Erst in den Verschanzungen hinter dem Dorfe machten die Flüchtigen Halt. Nun entspann sich ein wechselvolles Gefecht. Ismail, von Achmet Pascha unterstützt, warf sich auf die russischen Verschanzungen, vermochte es aber nicht, in dieselben einzudringen. Die Russen, denen inzwischen auch Zuzug von etwa 10,000 Mann gekommen war, stürzten sich dann auf die Türken, prallten aber ab an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der von wohlbedienter Artillerie unterstützten Truppen.

Das blutige Gefecht — wir wagen nicht ohne einigen Zweifel die Angabe von 4000 getödteten Russen und 300 getödteten Türken niederzuschreiben — hatte ebenso wenig weitere Folgen als das bei Oltenizza, — die Türken zogen sich nach Kalafat zurück, — aber es lieferte von neuem den Beweis, daß das osmanische Militär von 1854 ein anderes war, als das, welches 1829 den Russen gegenüberstanden hatte. Wie empfindlich Nikolaus über die Schlappe war, die seine Truppen erlitten hatten, zeigte am nachdrücklichsten die Thatsache, daß er den Commandeur der Armee des rechten Flügels bald darauf abrief und durch den General Liprandi ersetzte. Uebrigens drängte er den Obergeneral Gortschakoff, zum Angriff zu

schreiten und schickte ihm seinen Generaladjutanten, den Ingenieurgeneral Schilder, der die Belagerungsarbeiten leiten sollte.

Noch im Laufe des Januar gelang es den Russen, Kalafat zu cerniren und sich dadurch vor einem plötzlichen Einfall der türkischen Armee in die kleine Walachei zu sichern; im Februar, nach Schilder's Ankunft, wurden Rekognoscirungen der Donauufer unternommen und die Vorbereitungen zum Flußübergang getroffen. Der Plan war, zunächst in die Dobrudscha einzudringen und sich dieser Halbinsel zu bemächtigen. In der ersten Hälfte des März fielen an verschiedenen Punkten der Donaulinie blutige, aber wenig entscheidende Scharmügel vor: bei Galacz, bei Kalarasch, bei Oltenizza, bei Kalafat; die Russen erlitten in fast allen diesen Treffen den größeren Verlust an Menschen, und es erprobte sich darin die alte Bravour der Türken wie der für die Russen verderbliche Einfluß, den die polnischen und ungarischen Officiere in den türkischen Reihen ausübten. Am 20. März endlich bewerkstelligten die Russen den Donauübergang in Masse bei Hirsowa, am 23. bei Galacz, Braila und Ismail, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Nur bei Tultscha, Ismail gegenüber, entspann sich ein blutiges Gefecht, das mit Erstürmung der türkischen Schanzen endete. Matschin, Isaltscha, Hirsowa fielen nach kurzer Beschießung in die Hände der Russen, und die Besatzungen, welche die schlechten Werke nicht halten konnten, wurden gefangen. Der Befehlshaber des türkischen rechten Flügels, Mustapha Pascha, wich vor den nachdringenden Gewaltthausen des Feindes langsam gegen den

Trajanswall, der die Dobrudscha von Bulgarien scheidet, zurück.

Gortschakof hatte zu Anfang April gegen 60,000 Mann mit 160 Geschützen in der Dobrudscha vereinigt; er schob seine Armee weiter donauaufwärts, nach Ischernewoda hin; Schilder ging auf das linke Donauufer zurück, sammelte bei Kalarasch drei Divisionen, rief die Donauflotte herbei, und Ischernewoda nebst dem benachbarten Theile des rechten Stromufers ward nun gleichzeitig von Norden und Osten her angegriffen. Die ersten Versuche waren vergeblich, die Russen mußten mit blutigen Köpfen abziehen; aber Mustapha Pascha hielt sich nicht stark genug, der Gesamtmacht auf die Dauer zu widerstehn, er ließ die Festungswerke von Ischernewoda schleifen und trat in der Nacht vom 6. auf den 7. April den Rückzug in voller Ordnung an, gab auch die Stadt Karasu und die Trajanslinie Preis, und nahm sein Hauptquartier in Barsardschit.

Weniger glücklich waren inzwischen die Russen auf dem rechten Flügel gewesen. In der zweiten Hälfte des März und der ersten des April lieferten sie täglich Gefechte, aber sie eroberten keinen Fußbreit Erde. Diese Gefechte kosteten den Russen außerordentlich viel Blut, und sie schienen nur darauf angelegt, die türkische Besatzung Kalasat's, die Baschiboschuk's und vor allen den kühnen Reiterofficier, Iskender Bei, mit Ruhm zu bedecken.

Der Gang des Kriegs überhaupt befriedigte weder in Konstantinopel, noch in Petersburg. In der türkischen Hauptstadt erregte das Vordringen Gortschakof's in der Dobrudscha Besorgniß; das Glück der Waffen im

Herbst 1853 hatte überspannte Hoffnungen wach gerufen, und die erste Enttäuschung entmuthigte um so mehr. Zugleich flöste die drohende Haltung Griechenlands*) ernste Unruhe ein; in diesem Königreiche rüstete sich Alles, am Kampfe Theil zu nehmen, die Aufregung und Kriegslust theilte sich den in der Türkei zerstreuten Griechen mit, Epirus erhob die Fahne des Aufbruchs, russische Emissäre reizten die Bosnier, die Serben und die Bewohner der Dobrudscha auf, und das russische Kabinet proklamirte offen den Kampf auf Leben und Tod gegen die Muselmänner. In einem Rundschreiben des Grafen Nesselrode vom 2. März verwahrte sich die russische Regierung freilich dagegen, den Aufstand in Epirus hervorgerufen zu haben, — eine Verwahrung, die ganz ohne Werth ist, — aber sie stellte den Empörern zugleich ihre Hülfe und ihren Beistand in Aussicht, wenn sich die Westmächte — was damals bereits unzweifelhaft war —

*) Zwischen Griechenland und der Pforte wurden in den ersten Monaten 1854 erbitterte Noten gewechselt. Die Pforte beklagte sich mit Recht über Einfälle, die von Bewohnern des Königreichs in ihr Gebiet gemacht wurden, über die Zusammenziehung griechischer Truppen an der türkischen Grenze, über Unterstüzung der Empörer in Thessalien und Macedonien mit Kriegsbedarf, über die feindliche Sprache der athenischen Journale. Am 19. März reichte der türkische Gesandte in Athen der Regierung König Otto's ein Ultimatum ein und drohte seine Pässe zu verlangen, wenn ihm nicht befriedigende Antwort auf die erhobenen Beschwerden werde. Als dies nicht half, und die Aufregung in Griechenland sich nicht legte, besetzte ein französisches Detachement den Piräus.

der Türkei annehmen würden. Das war allerdings, zumal in einer Zeit, wo die Hülfe Englands und Frankreichs noch nicht gewiß schien, eine trübe Aussicht in die Zukunft für die Pforte.

Kaiser Nikolaus war ebenfalls unzufrieden mit den Erfolgen seiner Armee. Er dürstete nach einem Siege und erhielt nur Berichte über blutige Gefechte, theuer erkaufte kleine Vortheile und sehlgeschlagene Versuche. Der Gang des Kriegs entsprach nicht seiner Vorstellung von dem kranken Manne und von der Unfähigkeit der türkischen Armee, eine Vorstellung, die in ihm zur fixen Idee geworden war. So schrieb er die Nichterfolge seiner Truppen lediglich seinen Generalen zu, und zunächst dem Oberbefehlshaber, Gortschakof. Er beschloß, den Sieger von Erivan, den Fürsten Paskewitsch, an die Spitze zu stellen.

Paskewitsch folgte ungern dem Rufe. Er hatte von vornherein davon abgerathen, den Krieg auf das rechte Donauufer zu verlegen, und sich für eine defensive Haltung in den Donaufürstenthümern erklärt. Gleichwol war der Fürststatthalter Polens ein zu gehorsamer Diener des Zaren, um nicht die Aufforderung desselben für Befehl zu halten und einen Operationsplan auszuführen, der mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch stand.

Am 16. April traf Paskewitsch in Bukarest ein und übernahm das Kommando. Ohne Zweifel war er ein besserer Führer wenigstens als Gortschakof. Dieser letztere hatte in der That in dem Herbstfeldzuge des Jahres 1853 durch die nutzlose Zerstreung der Truppen seine Unfähigkeit erwiesen, und die Zerstreutheit seines

Wesens machte ihn zum Posten eines Oberbefehlshabers überhaupt ungeeignet. Er pflegte im nächsten Augenblick zu vergessen, was er im vorigen angeordnet, und ein guter Kenner russischer Personen und Verhältnisse behauptet, es sei von Gortschakof bekannt, daß er schon den Kopf verliere, wenn es sich um Revuen unter den Augen des Kaisers handle. Aber die Fähigkeit oder Unfähigkeit des Feldherrn kam in der russischen Armee nur sekundär in Betracht, da die Operationen im Wesentlichen doch immer vom Winterpalaste aus geleitet wurden.

Die ersten Anordnungen, die Paskevitsch traf, hatten die Concentration der Armee zum Zweck. Er rief namentlich den rechten Flügel, der die kleine Walachei besetzt hielt, herbei, und überließ diese Provinz den nachrückenden Türken. Dann machte er Anstalten, die Festung Silistria zu belagern.

Ueber diesen Truppenbewegungen und Vorbereitungen verstrichen etwa vier Wochen, in denen allerdings keine entscheidenden Ereignisse vorfielen, in denen aber auch die Waffen nicht ruhten. Es war abermals eine Periode unzähliger Vorpostengefechte und Scharmügel. An der Donau, in der Dobrudscha umschwärmten türkische Reitergeschwader die russischen Korps und griffen an, wo und wann sich nur eine Aussicht auf Erfolg zeigte. Es war für die Russen eine verderbliche Zeit. Sie litten unter den Strapazen der Märsche, unter dem Einflusse des Klima's; in den heißen, baumlosen Steppen der Dobrudscha mangelten ihnen oft die Nahrungsmittel, öfter das Wasser, die feindlich gesinnten Einwohner verbargen die Brunnen oder verdarben die Quellen; in den

Niederungen der Donau schleppten sich Mann und Roß und Wagen mühsam weiter auf den erbärmlichen Wegen. Die Hospitäler füllten sich mit Kranken, die Wagen reichten kaum hin, die transportablen Kranken aus der ungesunden Dobrudscha nach der Moldau zu schaffen, der Tod raffte Tausende hinweg. Wer auch die Zahl derer, die der kede Feind in den Gefechten tödtete oder kampfunfähig machte, war bedeutend, man wird sie mit 5—6000 Mann nicht zu hoch veranschlagen.

Die Operationen gegen Silistria begannen in der Mitte des Mai. General Lüders eröffnete nach einigen Scharmüßeln in der Nacht vom 16. — 17. die erste Parallele.

Silistria liegt hart am rechten Ufer der Donau auf einem halbinselartigen Vorsprunge des Landes; nach der Stromseite hin, die etwa 1800 Fuß lang, wird es vertheidigt durch eine Reihe von Batterien, auf der Landseite, südlich von der Stadt, ein paar hundert Schritte entfernt, wird das Terrain hügelig und steigt bis zu 200 Fuß an, wo das bulgarische Plateau beginnt. Hier liegen die Außenwerke der Festung, zwei alte Schanzen, die schon im Feldzuge von 1828 und 29 existirt hatten, Yiman Labiassi und Ischengele Labiassi, und vier neuerbaute Werke: Arab Labiassi, Abdul Medschid, Merike Red und Mahmudie Red. Unter Leitung tüchtiger Officiere ausgebessert und aufgeführt, waren die Festungswerke in verhältnißmäßig gutem Zustande, aber der Platz war immer doch nur eine Festung dritten Ranges und die Hauptstütze der Vertheidigung war die Garnison von 14000 Mann, die meist aus Egyptern, den bravsten und wohldiscipli-

nirtesten Truppen der türkischen Armee, bestand und welche unbedingt Vertrauen zu ihrem Führer, dem tapfern Mussa Pascha, hatte. Die türkische Hauptarmee befand sich im Süden der Festung, um Schumla, das 13 Meilen von Silistria liegt, concentrirt. Omer Pascha hatte Alles gethan, um möglichst viele Truppen an sich zu ziehn, die Verpflegung zu ordnen, die Verbindung mit der bedrohten Festung aufrecht zu erhalten; er stellte mit furchtbarer Energie Disciplin unter den irregulären Truppen her oder schickte sie fort, — kurz seine Anstalten waren ganz darnach angethan, um Silistria wo möglich zu schützen, schlimmsten Falls aber wenigstens die Balkanlinie bis aufs äußerste zu vertheidigen.

In den Tagen vom 17. bis zum 19. Mai bemächtigten sich die Russen nach heftigem Geschützfeuer der Uferbatterien an der Nordseite Silistria's und drangen gleichzeitig von Osten her vor; bis zum 25. gelang es ihnen auch, die Festung von der Westseite her einzuschließen, der Besatzung blieb nur nach Süden die Verbindung mit Schumla frei. Der russische Feldmarschall Gortschakof und Schilder waren nunmehr bei ihrer Armee, und der Hauptangriff zielte zunächst auf das im Südosten der Festung gelegene Fort Arab Labiassi. Redouten wurden errichtet, Tranchéen begonnen und das Terrain von Bäumen und Gesträuch gesäubert. Ehe noch eine Bresche geschossen war, schritt man zum Sturm. In der Nacht vom 28. — 29. Mai rückte General Selwan mit 4—5000 Mann gegen Arab Labiassi, das mit 4 Bataillonen Egyptern und 500 Albanesen besetzt war, vor. Die Kolonnen passirten mit Todesverachtung das Kanonen-

und Musketenfeuer der Türken, sie sprangen in den Graben, sie erkletterten die Brustwehr, sie erhoben das Siegesgeschrei. Aber der Jubel war verfrüht, die Arbeit noch nicht gethan. Die Egyptianer wandten sich nicht zur Flucht. Sie griffen zum Bajonnet, zum Kolben, ein gräßliches Handgemenge begann im Dunkel der Nacht, ein paar hundert Russen büßten ihre Verwegenheit mit dem Leben, der General Selwan ward tödtlich verwundet, der Rest der Eingedrungenen ergriff die Flucht. Eine zweite Abtheilung von 4000 Mann, unter dem Generalmajor Paulof, stand schon bereit, sie lief jetzt Sturm gegen das Fort, — auch sie mußte zurückweichen; zum dritten Anlauf vereinten sich die Reste beider Kolonnen; sie hatten keinen bessern Erfolg. Der anbrechende Morgen beleuchtete ein mit 2000 Russen, darunter mehre hohe Offiziere, bedecktes Schlachtfeld. Die Türken hatten noch nicht 200 Tode und Kampfunfähige.

In derselben Nacht mißlang ein Sturm auf das Fort Abdul Medschid, am darauf folgenden Tage, am 29., wurde eine russische Heerabtheilung, die weiter donauaufwärts, westlich von Silistria sich befand, von einem türkischen Corps überfallen und zur Hälfte aufgerieben. Es kam der russischen Generalität zum Bewußtsein, daß sie die Festung so leichten Kaufs nicht in ihre Hände bringen würde.

Nun wurden Minen gelegt und gesprengt von den Belagerern, Ausfälle gemacht von den Belagerten. Die Ausfälle wurden zurückgeschlagen, aber auch die Minen thaten wenig Wirkung, eine derselben fügte sogar den Russen selbst mehr Schaden zu als den Türken. Der

2. Juni brachte den letztern einen schweren Verlust, eine zerplagende Bombe tödtete den Kommandanten, Mussa Pascha (Shiritli Pascha trat an seine Stelle), aber derselbe Tag führte ihnen auch 5000 Mann Verstärkung vom Heere Omer's zu. Die Russen näherten sich mit ihren Parallelen den Festungswerken freilich, aber außerordentlich langsam und mit schwerem Verlust.

Am 9. Juni nahm Paskewitsch selbst mit etwa 40,000 Mann eine Rekognoscirung vor im Süden Siliſtria's, aber er mußte zurückweichen, als zahlreiche feindliche Heerhaufen auftauchten und ihn zwischen ihr Feuer und das der Forts zu nehmen drohten. Auf dem Rückzuge schlug eine Geschützkuugel in unmittelbarer Nähe des Feldmarschalls ein und verursachte ihm eine Kontusion, die anfangs unbedeutend, nachher aber angeblich mit großen Schmerzen verbunden war.

Paskewitsch gab in Folge dessen das Kommando ab, — an Gortschatof zurück, — verließ die Armee und ging zunächst nach Jassy. Man sagte, die Verletzung sei unerheblich gewesen, aber der Feldherr habe den Vorwand eiligst benutzt, um sich einer höchst undankbaren Aufgabe zu entziehen. Befehle des Kaisers hätten die seinen gekreuzt, Günstlinge jenes hätten ihm das Leben sauer gemacht, und der vorschnelle Sturm auf Arab Tabiaſſi z. B. sei wider seinen Willen, ja wider sein Wissen vom jungen Grafen Orlof (dem Sohne des Generaladjutanten) angezettelt. Ist es wirklich so gewesen, so war die Unzufriedenheit eine gegenseitige: auch Nikolaus zürnte dem Feldherrn; er wies ihn an, sich auf seinen Gütern, seinem einsamen Schlosse Gommel in Podolien, von den

Folgen seiner Verwundung zu erholen, und ganz Rußland legte das als eine Ungnade, als eine Art von Verbannung aus.

Die Belagerung Silistria's hatte indeß ihren Fortgang, jedoch mit demselben geringen Erfolg. Am 13. Juni erlitten die Russen einen neuen Verlust in der Person des Ingenieurgenerals Schilder. Bei einer Inspektion der Schanzarbeiten zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel den rechten Fuß, und in Folge der Amputation verschied er am 22. Auf die Armee machte dieser Verlust einen höchst niederschlagenden Eindruck. War auch Schilder kein so ausgezeichnete Ingenieur, als wofür er mitunter ausgegeben ist, hat er sich wirklich mit tollen, unausführbaren Projekten getragen, und hätte er in der That bei dieser Belagerung grobe Fehler gemacht und durch seinen Eigensinn Alles verdorben, so stand er doch in großem Ansehen bei dem Heere, galt für einen tapfern Offizier und einen ächten Freund der Soldaten. Die Belagerung wurde seit der Zeit nur noch mit einer hoffnungslosen Resignation, gleichsam maschinenmäßig fortgesetzt. Am 14. Juni drang von der türkischen Hauptarmee ein Zweigcorps heran und lieferte einer Divizion des Belagerungsheeres ein Gefecht, worin sich diese nur mühsam behauptete. Die folgenden Tage donnerte fortwährend das schwere Geschütz, aber wichtigere Operationen wurden nicht gemacht. Da traf am 21. Juni plötzlich von Petersburg der Befehl an Gortschakof ein, die Belagerung aufzuheben und über die Donau zurückzugehn. Die russischen Berichte behaupten, dieser Befehl sei gerade zur Unzeit gekommen, die Armee habe sich gerade vorbereitet

zu einem umfassenden und entscheidenden Sturm, und die Festung sei nicht länger zu halten gewesen. Lassen wir das dahingestellt und bemerken nur, daß die Garnison von Silistra noch immer in Verbindung stand mit der türkischen Hauptarmee und daß sie noch kein Zeichen von Ermattung gegeben, — Gortschakof kam dem Befehle unverzüglich nach, ließ die Geschütze abführen und trat mit sämmtlichen Truppen auf das linke Donauufer zurück.

Was aber den Zaren eigentlich bewog, seine Armee zurückzurufen, das läßt sich hier noch nicht erörtern, wir müssen darauf zurückkommen, wenn wir theils über die militärischen Operationen der Westmächte, theils die diplomatischen Beziehungen Rußlands zu Oesterreich berichten.

Wenden wir uns vorläufig zu den Ereignissen, die inzwischen auf dem asiatischen Kriegstheater vorgefallen waren.

Die Grenze zwischen den russischen und türkischen Besitzungen in Asien ist ungefähr 80 Meilen lang. Ihr Endpunkt ist im Westen Nikolai am Schwarzen Meere, von da aus läuft sie längs des Abshari-Gebirges hin, folgt eine Strecke dem Laufe des Arpa-Ischai und endigt im Südosten am Ararat; außer Nikolai sind Akhalzik, Akhalkalaki, Alexandropol und Sandarabad die Punkte, welche diese Linie bezeichnen. Die bedeutendste Stadt auf russischem Gebiete zunächst der Gränze ist Tiflis, die bedeutendste auf türkischem Boden Erzerum.

Die Truppenmacht, welche die Russen zum Schutze ihres asiatischen Gebiets disponibel hatten, war nicht unbedeu-

tend, sie war unter dem Namen des „abgesonderten kaukasischen Corps“ zusammengefaßt und belief sich im Herbst 1853 auf c. 80,000 Mann. Aber diese ansehnliche Armee hatte nicht bloß die Aufgabe, die Grenze der an die Türkei stoßenden Provinzen Georgien und Imerethien zu decken, sie mußte zugleich die kaukasischen Bergvölker im Zaum halten und sich zu dem Zweck in den Küstenstädten des Schwarzen Meeres, in den Gebirgsforts des Kaukasus vertheilen und die Bewegungen Schamyl's beobachten, der bereits im Juli, August und September 1853 eine Reihe von verwegenen Angriffen auf die russischen Positionen unternommen hatte. So blieben den Russen nach der Schätzung Klapka's*) nur etwa 25,000 Mann gegen die Türken verwendbar, die theils in Gumri aufgestellt waren, um die Straße nach Tiflis zu decken, theils im oberen Thale des Kur, theils auf der Straße von Erivan nach Bajazid.

Dem gegenüber hatten die Türken eine an Anzahl weit überlegene Armee zusammengebracht. Mehrere Berichte reden von 180,000 Mann, der eben genannte Gewährsmann indeß veranschlagt sie auf nur 40,000 Mann reguläre Truppen mit 100 Kanonen und 24 irreguläre, Baschi-Boschuks. Sie waren in drei Abtheilungen, in Kars, in der Nähe von Batum und bei Bajazid, aufgestellt und das Oberkommando war Abdi-Pascha anvertraut.

Gleich nach erfolgter Kriegserklärung ergriffen die

*) Vergl. Georg Klapka, „der Krieg im Orient.“

Türken hier wie an der Donau die Offensive. In der Nacht vom 27/28. October 1853 warf sich ein türkisches Detaschement von c. 4000 Mann Baschiboschuks von Batum aus auf das russische Fort St. Nicolai. Die Besatzung, aus ein paar hundert Mann bestehend, vertheidigte sich tapfer, ward aber überwältigt und größtentheils niedergehauen. Ein Versuch der Russen, den Platz am nächsten Tage wiederzuerobern, scheiterte.

Die Operationen der Hauptcorps begannen in den ersten Tagen des November. Abdi Pascha, von Konstantinopel aus zum Handeln gedrängt, rückte mit den in Kars gesammelten Truppen gegen die russische Grenze vor, ging über den Grenzfluß Arpa-Ischai und schlug auf der Straße nach Gumri ein Lager auf. Am 14. und 26. November stießen sie mit den Russen zusammen, die Gefechte blieben ohne Entscheidung, aber der türkische Pascha entschloß sich zum Rückzug. Er fühlte sich zu schwach, um eine Belagerung Gumri's zu versuchen, die Belagerungsmittel mangelten, die Lebensmittel wurden knapp, da die Baschi-Boschuks alle umliegenden Dörfer ausgeplündert hatten, und überdieß lief die Nachricht ein, daß der linke Flügel der asiatischen Streitmacht, das Corps von Batum, eine Niederlage erlitten habe. Die Russen unter Bebutof folgten den sich Zurückziehenden, eilten sie auf dem halben Wege zwischen Gumri und Kars, bei dem Dorfe Gebikler oder Basch-Babik-Kar am 1. December und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. Die türkische Armee ward zersprengt, sie verlor 1500 Tode, 24 Geschütze, 1 Fahne und 10 Standarten und floh in wilder Auflösung nach Kars.

Vorher schon war, wie bemerkt, der linke Flügel geschlagen. Er war unter Ali Pascha's Führung von Batum aus in's russische Gebiet eingefallen, und saßte Posto in der Nähe von Athalzit. Der bedrohten Citadelle eilte Fürst Andronikow mit 1000 Mann zu Hülfe, lieferte den Türken ein glückliches Gefecht und griff vereint mit der Besatzung Athalzit's am 26. November von neuem den in den umliegenden Dörfern gelagerten Feind an. Nach hartnäckigem Widerstande räumten die Türken die Dörfer und dann in wilder Flucht überhaupt das Feld. Die Zahl der Verwundeten und Todten mochte gleich sein auf beiden Seiten, aber die Türken büßten 14 Geschütze, 5 Fahnen und 18 Standarten ein, und von ihrem Heere kamen nur Trümmer in's Hauptquartier zurück.

Auf dem rechten Flügel der Türken, dem Corps von Bajazid, hatten nur unbedeutende Vorpostengefechte stattgefunden. Der Feldzug des Jahres 1853 aber war mit den erzählten Kämpfen überhaupt zu Ende. Die Reste des türkischen Heeres sammelten sich in Kars, die Russen getrauten sich nicht, die Grenze zu überschreiten und ihre errungenen Vortheile nachdrücklich zu verfolgen.

Der Winter verstrich, ohne daß die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wären. Die Schwäche Rußlands tritt nirgends schärfer in die Augen als an diesem Punkte. Erhebliche Verstärkungen trafen vorläufig nicht ein, von ihren Streitkräften konnten sie der drohenden Haltung der Bergvölker wegen keine Angriffsarmee abzweigen. Wohl ihnen, daß nur Unfähigkeit im feindlichen Lager ihnen gegenüberstand. Den Türken mangelte sichtlich

ein Omer Pascha, der den regulären Truppen Vertrauen und den Irregulären Furcht einflößte. Die Pforte entsetzte Abdi Pascha nach der Niederlage bei Gediklier des Oberbefehls und berief Achmed Pascha an seine Stelle. Unter diesem kam die Armee in Kars fürchterlich herunter, litt Mangel an allem Nöthigen. Die Pforte rief auch ihn ab, stellte ihn vor ein Kriegsgericht und übergab das Kommando Mustapha = Zariß Pascha. Dieser half allerdings den physischen Leiden der Truppen ab, europäische Offiziere,*) die von Konstantinopel geschickt wurden, unterstützten ihn in der Herstellung der Disciplin und in der Reorganisation der Armee überhaupt. Aber gerade unter diesen Offizieren herrschte die bitterste Eifersucht, der eine intriguirte gegen den andern, so daß an Gemeinsamkeit und Wirksamkeit neuer Operationen nicht zu denken war.

Im Juni 1854 glaubten sich endlich die Russen stark genug, um zur Offensive übergehen zu können. Sie schickten ein Corps von 20,000 Mann gegen Kars, und dies stellte sich der viel stärkern türkischen Armee gegenüber auf. Aber erst, als ein Zweigkorps der Russen seitwärts gegen Bajazid vordrang, die dort aufgestellten Türken schlug und die Straße von Kars auf Erzerum bedrohte, erst da entschloß sich Mustapha = Zariß = Pascha, die angebotene Schlacht anzunehmen. Am 4. August erfolgte der Zusammenstoß. Nicht ohne Bravour fochten die Türken, aber die Unfähigkeit der Führer brachte

*) Die hervorragendsten unter diesen waren Kurtschid Pascha (der ungarische General Guyon), Ferhad Pascha, (der ungarische General Stein) und Ismail Pascha (Kmeth)

sie um den Sieg. Sie verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und das Schlachtfeld dazu.

Aber auch jetzt getrauten die russischen Heerführer sich nicht, ihren Sieg zu verfolgen. Derselbe war nicht so ganz wohlfeil erkaufte, — nach russischen Angaben mit dem Verlust von 3000 Mann, — und im Rücken rührte sich Schamyl. Man stand von einer weitem Offensive ab und ging über die Grenze zurück.

Das gleiche Verhältniß — Unfähigkeit der türkischen Führer und Schwäche der Russen — stellte sich auf der westlichen Grenze, am Rande des Schwarzen Meeres heraus. Türkische Streifcorps waren dort in Georgien eingedrungen, angeblich um die Bewohner gegen Rußland aufzureizen, in der That um zu rauben und zu plündern und Knaben und Mädchen wegzunehmen. Sie machten sich die Georgier dadurch gründlich zu Feinden und ließen sich von den Russen schimpflich in die Flucht schlagen. Aber diese letzteren mußten sich auch hier begnügen, den Gegner über die Grenze gescheucht zu haben.

Siebentes Kapitel.

In Rußland bereitet man sich vor zu verzweifeltem Kampfe. — Vertheilung der russischen Truppen. — Die Beschießung Odesa's. — Das Lager bei Gallipoli. — Ankunft der Allirten in Varna. — Oesterreichs Vertrag mit der Pforte. — Rückzug der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern. — Die Unternehmungen der allirten Flotten in der Ostsee und im Weißen Meere.

Die Türken waren der von Nikolaus verachtete Feind, und doch konnten seine Heere keine glänzenden, entscheidenden, aller Welt imponirenden Erfolge über dieselben erringen. Den hochfahrenden Mann erbitterte das genug, aber zur Nachgiebigkeit stimmte es ihn nicht. Seit dem April 1854 bedrohten auch die Flotten und Armeen Englands und Frankreichs die russischen Küsten. Aber der itarrsinnige Selbstherrscher beugte sich nicht, er traf nur immer neue Maßregeln, sein Land bis an die Zähne zu waffnen, und zu kämpfen, so lange ihm noch ein Mann und eine Muskete bleibe.

Bereits am 1. December 1853 waren Bessarabien und der südliche Theil des Gouvernements Cherson in Kriegszustand erklärt. Ein Ukas vom 28. Februar 1854 verhängte den Kriegszustand über die Gouvernements

Jekaterinoslaw und Taganrog; ein anderer Ukas vom 5. März dehnte ihn aus über die Gouvernements Petersburg, Esthland, Liefland, Archangel, Kurland, Rowno, Wilna, Grodno, Wolhynien, Podolien, Polen und Finnland; am 7. März verfügte der Höchstkommandirende im Kaukasus dieselbe Maßregel in den kaukasischen Distrikten. So ward fast das ganze ungeheure Reich militärisch vertheilt und die einzelnen Theile Generalen untergeordnet. Die Ausländer erhielten Befehl, das Land zu verlassen; der Grenzverkehr ward gehemmt, die Geld- und Getreideausfuhr verboten. In den Kirchen predigten die Popen Krieg gegen die Feinde des heiligen Rußland und des Zaren. Der Adel bot theils freiwillig theils unter dem Drucke der Furcht vor dem Borne des Kaisers Geldbeiträge und Naturallieferungen an. Das Gerücht, vielleicht absichtlich verbreitet, sagte den Leibeigenen Verbesserung ihrer traurigen Lage zu. Auf alle mögliche Weise suchte die Regierung die Wehrkraft zu erhöhen. An der Befestigung der Küstenstädte wurde gearbeitet, Telegraphenlinien angelegt, Aushebungen über Aushebungen wurden angeordnet, um die Lücken im Heere zu ergänzen. Man setzte das bisher übliche Körpermaß der Rekruten herab, man verlangte bis zu zehn Mann von je 1000 Seelen. Ein Ukas vom 13. April rief die Reservisten ein. Jedes Infanteriebataillon bekam dadurch ein Bataillon erster und eines zweiter Reserve, jedes Reiterregiment eine Schwadron erster und eine zweiter Reserve, jede Artilleriebrigade zwei Batterien. Die Reserve erster Klasse belief sich insgesammt angeblich auf 141,000 Mann mit 360 Kanonen, die zweiter Klasse auf 115,000 Mann

mit 264 Geschützen. Auch die Soldaten, die nach beendigter Dienstzeit entlassen waren, wurden unter glänzenden Versprechungen zum Wiedereintritt aufgefordert.

Ende April standen die sämmtlichen russischen Truppen vertheilt wie folgt:

das Gardekorps stand in und um Petersburg bis Narwa;

das Grenadierkorps in den Ostseeprovinzen, in Reval, Dorpat, Mitau und Riga, das 1. Infanteriekorps in Kurland, Litthauen und dem nördlichen Polen, das 2. in Polen, das 3. und 4. an der Donau, vom 5. war eine Division bei Akhalzik, eine andere am Nordrande des Schwarzen Meeres, die dritte mit der zum 5. Corps gehörigen Kavalleriedivision an der Donau, das 6. Infanteriekorps in der Gegend von Moskau;

das abgesonderte kaukasische Heer im Kaukasus.

Die Reserven hatten sich versammelt oder sollten sich noch versammeln an folgenden Punkten:

die ersten Reserven der Garde in Petersburg, Kolumna, Wiborg, Paulowst, Jarstoj-Selo; die der Infanterie des 1. Infanteriekorps zu Kronstadt, des 2. in Bobruisk, Brescz-Litewski, Modlin, des 3. in Kiew, Schitomir und Zamoscz; des 4. in Dubossary, Odesa und Kamniec-Podolski, des 5. in Sebastopol, Niolajef und Ismail, des 6. in Moskau,

die Truppen der zweiten Reserve des 1. Infanteriekorps in Narwa, des 2. in Moskau, des 3. in Kiew, des 4. in Drel, des 5. in Charkof, des 6. in Moskau;

die Reserven der 1. und 2. Kavalleriedivision in

Umami, der 3. 4. und 5. in Nowomirgorod, der 6. in Nowo-Zekaterinoslaw;

die Reserve des Reservecavalleriecorps in Elisabethgrad und Tschugujew;

die Reservebatterien der 1. Artilleriedivision in Riga, der 2. in Dorogobusch, der 3. in Taratich, der 4. in Tiraspol, der 5. bei Odessa, der 6. in Dubny, der 1. 2. und 6. reitenden Artilleriebrigade zu Starobjelsk, der 3. 4. und 5. in den Bezirken der neurussischen Militärkolonien.

Zu dieser Uebersicht, die geeignet ist, dem Leser einen Begriff von dem ungeheuren Bedarf Rußlands an Truppen behufs der Vertheidigung gegen äußere und innere Feinde wie von der ungeheuren Zerstreung der Streitkräfte zu geben, fügen wir eine Uebersicht der russischen Seemacht:

Dieselbe war in fünf Divisionen getheilt, deren drei in der Ostsee und zwei im Schwarzen Meere stationirt waren. In der Ostsee lagen 30 Segellinienschiffe, worunter etwa ein Drittheil seetüchtig, 9 Fregatten, 8 Briggs und Korvetten, 10 Raddampfer, 10 kleine Dampfjachten, 1 Postdampfer, 15 Schooner, 50—60 kleinere Schiffe; im Schwarzen Meer: 14 Linienfahrer, 4 Fregatten, 4 Korvetten, 1 Brigg, 4 kleinere Segelschiffe und 10 Dampfer.

Schon seit dem 3. Januar 1854 befanden sich die Flotten der Westmächte im Schwarzen Meer. Das Treffen bei Sinope hatte sie herbeigerufen. Es war eine

Streitmacht, wie sie auf dem Schwarzen Meere noch nicht gefahren: 22 französische Segel, darunter 9 Linienfahrer, 29 englische, worunter 11 mit 70 bis 120 Kanonen. Rekognoscirungsfahrten, Eskortirung türkischer Fahrzeuge und Bewachung russischer Küstenstädte beschäftigte sie im Januar, Februar und März. Am 14. April erhielten die Admiräle die officiële Nachricht von der Kriegserklärung, und allgemeiner Jubel ertönte auf den Schiffen, als die Signale diese Kunde dem ganzen Geschwader mittheilten.

Am 15. April näherte sich ein englischer Kriegsdampfer, der „*Furious*,“ dem Hafen von Odessa, warf dicht vor demselben Anker und schickte eine Schaluppe mit einer Parlamentärflagge ab, um den englischen Consul abzuholen. Der Consul aber hatte Odessa schon verlassen, und die Schaluppe kehrte mit dieser Antwort zurück. Sie wurde wieder an Bord genommen; aber da der *Furious* sich nicht rührte und keine Miene machte, die Anker zu lichten, so gaben die Hafensbatterien auf ihn Feuer und nöthigten ihn, das Weite zu suchen.

Von den Befehlshabern der vereinigten Flotten ward diese Beschickung des „*Furious*“ als eine Beleidigung der Parlamentärflagge angesehen und ein Angriff auf Odessa beschlossen. Am 21. April legten sich die Geschwader auf der Rhede von Odessa vor Anker und forderten die Auslieferung der im Hafen befindlichen russischen Schiffe. Es kam keine Antwort, und am 22. erfolgte der Angriff. Nach mehrstündiger Beschickung geriethen die Magazine und Kasernen des Hafens in Brand, ein Pulvermagazin flog auf, auch der eine Hafen, der

Kronhafen, litt stark, die darin befindlichen Schiffe gingen theils in Flammen auf, theils wurden sie von den Russen versenkt. Die Stadt litt wenig, theils wurde sie von den Angreifern geschont, theils unterhielten die Strandbatterien ein wirksames, die Schiffe in Respect haltendes Feuer. Ein Landungsversuch der Seetruppen wurde vereitelt, und vier Schiffe der vereinigten Flotten wurden kampfuntüchtig gemacht und mußten von Dampfern nach Varna geschleppt werden.

Das war der erste Akt der aktiven Betheiligung der Westmächte am Kriege. Sie trafen aber längst Anstalten, ihre Betheiligung nachdrücklicher und umfassender zu machen.

Die anfängliche Meinung war in England sowol als in Frankreich gewesen, daß man mit den Russen rasch fertig sein würde. „Der Krieg werde ein kurzer aber entscheidender sein,“ verkündete der Moniteur, und die Zahl der auf den Kriegsschauplatz zu entsendenden Landtruppen wurde auf zehntausend Britten und zwanzigtausend Franzosen bestimmt. Aber diese Unterschätzung der Schwierigkeiten eines Feldzugs gegen Rußland machte bald einer gerechteren Würdigung der Umstände Platz, und man kann sagen, daß ein vorichtiges ja fast ängstliches Zaudern die nächstfolgenden militärischen Maßnahmen leitete. Ein brittischer und ein französischer Officier gingen im Februar 1854 nach Konstantinopel und in's türkische Hauptquartier an der Donau, um sich sowohl über die Beschaffenheit der gegen die Russen im Felde stehenden Armee Omer Pascha's wie über die zu einer Truppenlandung geeigneten Küstenplätze zu instruiren.

Ihr Bericht über die türkische Armee klang niedererschlagend, sie hielten dieselbe nicht für fähig, die Balkanlinie zu halten und riethen, Konstantinopel eiligst zu befestigen. Als passendsten Landungspunkt bezeichneten sie Gallipoli.

Am 22. Februar schifften sich die ersten englischen, am 19. März die ersten französischen Truppen ein und stiegen bei Gallipoli an's Land. Theils in der Stadt theils in Zeltlagern in der Umgegend nahmen sie Quartier. Nach und nach kamen mehr Truppen an, am 27. April der englische Oberbefehlshaber, Lord Raglan, am 29. der französische, Marschall St. Arnaud und der Prinz Napoleon, aber erst im Mai waren gegen 50,000 Mann versammelt.

In dieser Zeit hatte sich's auch herausgestellt, daß von Gallipoli aus kaum wirksam zu operiren sei. Die Vorsicht hatte die Wahl dieses Platzes veranlaßt und es verhindert, daß die vereinten Armeen an einem Hasen des Schwarzen Meeres in größerer Nähe des Kriegsschauplatzes an's Land gesetzt wurden. Man fürchtete ein rasches Vordringen der Russen von der Donau auf Konstantinopel, vielleicht bis an die Dardanellen: dann wäre allerdings den weiter nördlich gelandeten Allirten der Rückzug gesperrt gewesen. Jetzt erwies sich diese Besorgniß als grundlos. Die Russen kamen an der Donau wenig vorwärts. Ueberdies stellten sich die ungeheuren Schwierigkeiten heraus, welche ein Marsch zu Lande über Adrianopel auf den Kriegsschauplatz für ein so zahlreiches Heer wie das der Verbündeten hatte: es mußten erst gangbare Straßen angelegt werden, es fehlte an Proviant, an Transportmitteln in Rumelien und in

Bulgarien. So entschloß sich das brittisch-französische Obercommando zu einer Aenderung des ursprünglichen Plans.

Die Masse der Armee ward von neuem eingeschifft und über Konstantinopel nach Barna transportirt; am 13. Juni landeten zwei Divisionen, am 3. Juli waren 54,000 Mann in und um Barna concentrirt. Ueberdies befanden sich 16,000 Franzosen, die von Gallipoli aus den Landweg eingeschlagen hatten, zwischen Adrianopel und Burgas auf dem Wege nach Schumla.

Jedermann erwartete jetzt ein energisches und entscheidendes Eingreifen der allirten Heere, die nur einige Tagemärsche vom Heere Omer Pascha's — Barna liegt 10—11 Meilen öflich von Schumla entfernt — standen; und die Russen selbst erwarteten das.

Im vorigen Kapitel versprochen wir, auf die Gründe zurückzukommen, welche die Russen zur Aufhebung der Belagerung von Silistra am 21. Juni veranlaßten. Es ist Verschiedenes darüber von verschiedenen Seiten gesagt. Die russische Diplomatie gab sich den Anschein, als habe sie, den Vorstellungen Oesterreichs und Preußens sich fügend, einen Beweis ihrer Friedensliebe und Mäßigung ablegen wollen. Dieses Vorgeben ist überhaupt wenig glaubhaft, aber später auch durch officielle Erklärungen Rußlands selbst widerlegt; es räumte ein, daß der Rückzug der Armee aus „strategischen Gründen“ angeordnet sei.

Von diesen strategischen Gründen war der eine eben das Erscheinen der Allirten auf dem Kriegsschauplatz. Wenn jene sich mit der Armee Omer Pascha's vereinten, so bildeten sie eine Streitmacht von mindestens 150,000

Mann; Gortschatof hatte denselben an der Donau nur 70 höchstens 80,000 Mann entgegenzuwerfen; rechnete er alle verfügbaren Truppen in der Moldau und Walachei hinzu, so hatte er nach Abzug der erlittenen Einbuße im Ganzen 120 — 130,000 Mann; ehe Verstärkungen eintrafen, mußte die Entscheidung bereits gefallen sein, und es war kaum anders anzunehmen, als daß sie ungünstig für Rußland ausfallen werde. Ja selbst jetzt, wo der Rückzug hinter die Donau beschlossen und angetreten wurde, war die Lage der Armee Gortschatof's kritisch genug. Drangen die Türken, Britten und Franzosen rasch und unaufhaltsam nach, so hätte der russische Feldherr schwerlich die Hälfte seiner Legionen über die bessarabische Grenze zurückgebracht.

Dem türkischen Oberbefehlshaber entging es nicht, wie die Dinge lagen, und er drang wiederholt auf kräftige Unterstützung durch die Allirten. Aber im Kriegsrathe der Verbündeten wurde Anderes beschlossen, und die Armee blieb vorläufig in Barna. Lassen wir sie dort einstweilen stehen, und wenden wir uns zu den Operationen der Russen zurück.

Der andre der strategischen Gründe, welche den Rückzug Gortschatof's veranlaßten, war die Haltung Oesterreich's. Um deren Einfluß auf die Kriegsoperationen zu erklären, müssen wir abermals etwas zurückgreifen.

Das österreichische und das preussische Cabinet nahmen anscheinend in den ersten Monaten des Kriegs ganz dieselbe zweideutige Stellung ein, die einer halben Neutralität nach allen Seiten. Beide Regierungen theiligten sich nicht am Kriege, aber sie stimmten mit den For-

derungen der einen kriegsführenden Partei überein, und erklärten sich über diese Uebereinstimmung förmlich und feierlich. Am 9. April wurde von den Vertretern der Westmächte und Oesterreichs und Preußens auf der Wiener Conferenz ein neues Protokoll unterzeichnet. Sie sagten darin: „Die Unterzeichneten erklären feierlich, daß ihre Regierungen in doppelter Hinsicht vereint bleiben, nämlich einestheils zur Aufrechterhaltung des ungetheilten Besißstandes des osmanischen Reichs, wobei die Thatsache der Räumung der Donaufürstenthümer eine der wesentlichsten Bedingungen ist und bleiben wird, — anderntheils zur Consolidirung der bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte.“ Hierin lag von Seiten Oesterreichs und Preußens eine ausdrückliche Billigung der Zwecke des Kriegs, denn die Zwecke des Kriegs waren keine andre als die im Protokoll vorgehobenen Interessen. Gleich darauf gingen beide Mächte noch einen Schritt weiter. Sie schlossen ein Schutz- und Trugbündniß, in welchem sie mit Hinweis auf den Konflikt im Orient sich gegenseitig den Besiß ihrer deutschen und nichtdeutschen Territorien garantirten und zugleich die Rechte und Interessen Deutschlands gegen jeden Eingriff zu sichern versprachen. In einem Zusatzartikel zum Traktat verpflichteten sich beide Regierungen, Rußland aufzufordern, daß es die Donaufürstenthümer baldigst räumen wolle.

Diese Aufforderung ging ziemlich spät*) nach Petersburg ab, der König von Preußen verhandelte über-

*) Die Wiener Depesche ist datirt vom 3., die Berliner vom 12. Juni 1854.

dies ohne Mitwirkung seines Ministeriums zu gleichem Zwecke mit dem Zaren, aber Alles hatte keinen Erfolg. Das russische Kabinet erklärte sich bereit, die Donaufürstenthümer zu räumen, wenn — man ihm Garantien biete, daß seine alten Forderungen erfüllt würden, und daß alle Feindseligkeiten gegen Rußland Seitens der Türkei und der Westmächte damit ein Ende hätten.

Soweit waren Oestreich und Preußen in ihrer zweifelhaften Neutralität ganz genau miteinander gegangen; von nun an schlugen sie — aber unter demselben Banner — verschiedene Wege ein. Die Spuren einer Neigung zur verschiedenen Deutung der Neutralität sind allerdings älter. Dürfen wir der allgemeinen Annahme trauen, so lehnte Oesterreich die Aufforderung der Mächte, die Consequenz des Protokolls vom 9. April, das durch ein neues Protokoll vom 23. Mai gewissermaßen noch einmal bekräftigt war, zu ziehn und sich zur Theilnahme am Kriege zu verpflichten, nicht unbedingt ab; es versuchte vielmehr, — jedoch vergeblich — Preußen zur Unterzeichnung einer dahin lautenden Konvention zu bewegen. In Berlin und in Wien waren die Sympathien und Antipathien offenbar ganz entgegengesetzter Art: dort neigte sich der Hof, die Generalität, der dem Hofe zunächststehende Adel augenscheinlich zu Rußland, wünschten dessen Waffen den Sieg, und sehnten den Tag herbei, an dem das preussische Kriegsheer an der Seite des russischen sechten könne; hier dagegen sah man mit nicht zu verbergender Unruhe die Russen die Donau überschreiten und die Gährung unter den Slaven Serbiens, Bosniens und Montenegros wie Griechenlands überhand nehmen.

Im Mai 1854 hatte das österreichische Kabinet der Pforte bereits angeboten, ihr zur Unterdrückung der Aufstände in Albanien und Montenegro Schiffe und Truppen zu Hülfe zu senden. Im Juni schloß es einen Vertrag mit der Pforte ab, der sich mit der Neutralität gegen Rußland in der That schwer reimen läßt. In diesem Vertrage machte es sich anheischig, „alle Mittel im Wege der Unterhandlung und auch sonst zu erschöpfen, um die Räumung der Donaufürstenthümer von Seite der fremden Armee, welche dieselbe besetzt hält, zu bewirken und nöthigenfalls selbst die zur Erreichung dieses Zweckes erforderliche Truppenzahl zu verwenden.“

Der betreffende Traktat zwischen Oesterreich und der Pforte ist am 14. Juni geschlossen; sein Einfluß auf den Rückzug der Russen über die Donau, wozu der Befehl am 21. eintraf, liegt auf der Hand. Wäre das aber auch nicht, so würde die von diesem Zeitpunkte datirende Erbitterung, die in Rußland gegen Oesterreich herrscht, davon hinlänglich zeugen. Die Armeen der Allirten in Barna, die türkische Armee in Schumla, das österreichische Heer im Rücken und in der Flanke, — es war keine strategische Wahl mehr, es war eine strategische Nothwendigkeit für die Russen zu weichen. Aber auf den Gegner, dessen man sich nicht versehen hatte, fiel der stärkste Haß. Es wäre interessant, authentische Berichte darüber zu haben, wie sich im Winterpalast dieser Haß äußerte und zumal wie der Kaiser Nikolaus selbst sich über den ehemaligen Bundesgenossen ausließ; aber ahnen läßt sich's, wie man dort urtheilte, denn im ganzen Reich, im Heere, in den Petersburger Zeitungen, in den Proklamationen der rus-

sischen Offiziere war nur eine Stimme über die Handlungsweise Oesterreichs, über seinen Undank gegen die großmüthige Rettung in der ungarischen Krise, und Drohungen wurden laut, sogar in den Proklamationen russischer Generale, daß die Rache und die Züchtigung nicht ausbleiben werde.

* * *

Die russische Armee führte ihren Uebergang über die Donau ungestört aus. Kaum aber stand sie auf dem linken Ufer, so drängte Omer Pascha nach. Daß die kleine Walachei von den Russen schon im Mai geräumt worden, ist bereits früher bemerkt, und es ist nur hinzuzufügen, daß dies nicht ohne Verlust geschehen war. Am 28. Mai hatte der tapfere Iskender Bei die Nachhut angegriffen und ein russisches Husarenregiment in Stücke gehauen, auch vier Geschütze erbeutet. Seitdem hatten sich die Türken in der kleinen Walachei festgesetzt, aber über die Grenze derselben, die Muta, waren sie nicht hinausgekommen.

Jetzt gab Omer Pascha Befehl zu allgemeinem Vorrücken, und die Russen hatten also den Andrang von zwei Seiten, einerseits von Süden von der Donau her, andererseits von Westen, von der Muta her, auszuhalten.

Um den Rückzug zu decken, ließ Gortschakof mehre vereinzelte Corps an verschiedenen Punkten zurück, unter andern der Festung Ruzschuk gegenüber eine Abtheilung von etwa 10,000 Mann unter dem General Soimonof. Diese standen dicht am linken Donauufer, ihre Vorposten

auf einer Donauinsel, Namens Radowan, die fast eine Meile lang ist.

Rußschut, 13 — 14 Meilen oberhalb Silistria gelegen und nächst dieser Festung in den vorigen Wochen am meisten von den Russen bedroht, hatte an sich schon eine bedeutende Besatzung, aber seit der Rückwärtsbewegung der russischen Hauptarmee waren von Omer Pascha so viele Truppen dahin detachirt, daß sich die gesammten türkischen Streitkräfte daselbst auf 30 — 40,000 Mann beließen, darunter 10,000 Egypter.

Am 3. Juli, Mittags, eröffneten die Türken ein heftiges Geschützfeuer gegen die Insel Radowan, das diesen Tag und den folgenden andauerte. Am 5. Juli, mit Anbruch des Tages, begannen sie Truppen auf eine andre Donauinsel, Motan, die zwischen Radowan und Rußschut lag, überzusetzen. Sie thaten das unter einem mörderischen Feuer der Russen, wurden von demselben auch einigemale zum Rückzug gezwungen, setzten sich jedoch endlich auf der Insel fest und warfen sofort Batterien auf. Der 6. Juli verstrich unter beiderseitigen Vorbereitungen zu erneutem Kampfe: General Soimonof erhielt Verstärkungen von etwa 5000 Mann; Gortschakof wurde von dem Angriff benachrichtigt und machte auf seinem Rückzuge Halt, um nöthigenfalls mit der Hauptmacht herbeieilen zu können; Omer Pascha, der in Rußschut selbst den Oberbefehl übernommen hatte, ließ Rähne in größerer Anzahl herbeischaffen und Flöße bauen, um Truppen in Masse über den Strom zu führen.

Am 7. Juli früh erneuerte sich der Kampf. Die Batterien des türkischen Ufers spieen einen Hagel von

Kugeln gegen die Insel Radowan, gleichzeitig setzten die türkischen Truppen in dichten Schaaren nach Mofan und nach Radowan über. Die Vorposten der Russen auf letzterer Insel waren inzwischen bedeutend vermehrt und leisteten hartnäckigen Widerstand. Ein verzweifelter Kampf entspann sich. Die Egyptianer drangen mit beispielloser Tapferkeit vor, die Russen vertheidigten sich mit aner kennenswerther Zähigkeit. Der Kampf wogte hin und her, mehrmals ging er in's Handgemenge über. Wiederholt wurden die Egyptianer zurückgetrieben, aber immer von neuem stürmten sie heran. Mehr als ein türkisches Fahrzeug mit frischen Truppen ward in den Grund geschossen, aber die Nachkommenden ließen sich dadurch nicht schrecken. Das Gemetzel dauerte bis zum Abend; dann räumten die Russen die Insel.

Sie trugen bei ihrem Rückzuge die Brücke ab, welche Insel und Festland verband, meinent, sich dadurch vor weiterem Angriffe zu sichern. Aber schon waren sie umgangen und von ihrer Hauptarmee abgeschnitten. Während des Kampfes und in der darauf folgenden Nacht ließ Omer Pascha einige Stunden unterhalb Rustschul's an vier verschiedenen Punkten Truppen über die Donau setzen. Diese kamen dem Corps Soimonof in den Rücken und versperrten ihm den Weg. Dem stark gelichteten und von anhaltendem Kampfe ermatteten Corps blieb keine Rettung, als sich mitten durch die Feinde hindurchzuschlagen. Mit Mühe gelang es unter der Hülfe von 5000 Mann, die Generallieutenant Chrulef zu rechter Zeit von Bukarest her heranzuführte. Aber theuer erkauften Soimonof seine Rettung, einige tausend Mann fehlten,

als er sich in Sicherheit sah, und unter den Verwundeten befanden sich der Generallieutenant Ehrulef, fünf Stabs- und siebzehn Oberoffiziere.

Es verstrichen dann einige Tage in Ruhe, und die Russen benutzten sie theils, um ihre vorgeschobenen Corps von der Aluta weg hinter den Arshis zurückzunehmen, theils um die nach Siebenbürgen führenden Pässe vor einer etwaigen österreichischen Invasion zu schützen oder ungangbar zu machen, theils um den Sereth und Pruth zu überbrücken und der Hauptarmee den Rückzug zu erleichtern. Das Hauptquartier blieb noch in Budaress.

Indeß hatte Omer Pascha schon am 9. Juli sein Hauptquartier nach Giurgewo auf das linke Donauufer verlegt, den Ort befestigt und das Gros seiner Armee herangerufen. Am 17. Juli gingen auch von Silistria aus Truppen über die Donau und nahmen Oltenizza, Turnu und Simniza in Besitz. Am 23. Juli standen 60,000 Mann Türken auf walachischem Grund und Boden.

Jetzt hielt der russische Obergeneral auch seine Stellung am Arshis und um Budaress herum nicht mehr für sicher, — bedrohten ja die Türken von Giurgewo und von Oltenizza aus seine beiden Flanken. Der unterbrochene Rückzug ward wieder angetreten, unter fortbauenden Kämpfen und fortbauenden Verlusten. Iskender Bei's goldne Zeit war wieder da. Bald hier bald dort stürzte sich der tapfre und unermüdbliche Führer, der die wilden Baschi-Boschul's durch eiserne Disciplin im Zaum zu halten mußte, auf die russische Nachhut und brachte ihr empfindliche Verluste bei. Aber das waren —

gerade so wie im Frühling — wiederum nicht die schlimmsten Verluste der Russen. Die Hitze, die Sonnengluth des Juli in den Niederungen der Walachei verursachten das schlimmste Elend; Manche erlagen dem Sonnenstich, Andre dem Sumpffieber, und die Kolonnen mußten möglichst kleine Tagemärsche machen, um mit den Kranken und Halbkranken überhaupt nur weiter zu kommen. Am 2. August verließen die letzten russischen Truppen Bukarest, am 4. sah man dort die ersten türkischen Vorposten; am 4. September räumten jene Galacz, am 8. wurde dasselbe von diesen besetzt; am 16. September zog Gortschakof mit sämmtlichen Truppen von Jassy ab, und schlug am 18. sein Hauptquartier in Bender auf.

Damit waren die Donaufürstenthümer geräumt, und Kaiser Nikolaus hatte das Pfand, von dem er so viel geredet, aus den Händen geben müssen. Ehe die Russen jedoch abzogen, hatten sie noch einen Akt der Brutalität gegen die Moldo-Walachen verübt, der um so mehr hervorzuhoben ist, als im ganzen Verlaufe des orientalischen Krieges sich die übrigen beteiligten Parteien, die Türken nicht ausgenommen, Mühe gaben, den Krieg möglichst mit Humanität zu führen. Sie steckten die moldauische und walachische Miliz unter ihre Reihen und nahmen sie mit über die Grenze. Die Bevölkerung der Fürstenthümer hatte während der Occupation aber keineswegs freundliche Gesinnungen gegen die Russen eingefogen und ein passiver, hie und da ein aktiver Widerstand wurde der Rekrutirung entgegengesetzt. Es bedurfte der Knute und der Ketten, um die Widerspenstigen fügsam zu machen.

In diesen Maßregeln, die natürlich von oben her

angeordnet waren, spricht sich eine Barbarei aus, die durch die Plünderungen und Mordthaten, welche von einzelnen Baschi-Boschuks verübt und von den türkischen Befehlshabern streng geahndet wurden, keineswegs wett gemacht wird.

* * *

Wollen wir den Verlauf und das Resultat des Donaukriegs in wenigen Worten ausdrücken, so heißt dies so: Rußland erlitt keine Siege, es hat freilich keine eklatante Niederlagen zu beklagen, aber es erleidet empfindliche Verluste, schließlich wird es auf seine eigenen Grenzen zurückgewiesen und muß jeden Augenblick gewärtig sein, innerhalb seiner Grenzen selbst angegriffen zu werden.

Einen ganz ähnlichen Charakter trug der Krieg, der gleichzeitig mit den erzählten Begebenheiten in der Ostsee geführt wurde.

Sobald die Westmächte den Krieg an Rußland erklärt hatten, entschlossen sie sich, dasselbe von allen Seiten anzugreifen, wo ihm beizukommen ist, aber belehrt durch die Resultate des napoleonischen Feldzugs vom Jahre 1812, hatten sie es zunächst auf die Küsten des ungeheuren Landes abgesehen. Diesem Zwecke diente einestheils die Flotte des Schwarzen Meeres, andernteils aber auch ein in die Ostsee gesandtes Geschwader, und drittens eine in die Gewässer des nördlichen Polarmeers abgegangene Expedition.

Englands maritime Ressourcen erprobten sich bei der Ausrüstung der Ostseeflotte. Schon am 11. März 1854 segelte Admiral Napier mit 17 Dampfern von Spithead

ab, am 16. März folgte ihm der Admiral Corry mit noch 27 Schiffen. Frankreich konnte vorläufig dem Admiral Napier nur ein Linien Schiff, den Austerlitz, zur Verfügung stellen, am 26. April gingen die ersten der übrigen französischen für die Ostsee bestimmten Schiffe in See, und am 13. Juni erst vereinten sich die beiden Flotten im Barö-Sund.

Es sind ungefähr 150 Jahre her, daß Rußland noch keinen Fuß breit Erde am Ostseerande sein nannte, heute gehört ihm dort eine Küstenstrecke von etwa 300 Meilen und eine Reihe von Inseln verschiedner Größe. Die Vertheidigung dieser Küsten und Inseln ist größtentheils durch die Natur sehr erleichtert. Der flache Strand der südlicheren Gestade, die klippenreichen Küsten der nördlicheren machen es Kriegsschiffen schwer, sich zu nähern; rasch die wechselnden Winde, die plötzlichen Stürme gebieten die äußerste Vorsicht, und fast die Hälfte des Jahres hindurch wird die Schifffahrt überhaupt unterbrochen durch das Eis. Aber auch die Kunst hatte Erhebliches gethan, um diese Küsten zu sichern.

Der russische, östliche Rand des baltischen Busens, durch Inseln verdeckt oder durch Klippen geschützt, bedurfte keiner Vertheidigungswerke; solche würden die Mühe nicht lohnen, da die Gegend größtentheils unwirthlich ist und wenig enthält, was den Angreifer reizen kann. Im Ausgange des baltischen Busens besaß Rußland seit 1809 die Ålandsinseln und hatte sie stark befestigt. Am Eingange zum finnischen Busen lagen die Festungen Reval und Sweaborg, im äußersten Winkel desselben das durch seine furchtbare Armirung bekannte Kronstadt. Der süd-

liche, an den finnischen Busen stoßende, Theil Finnlands war vertheidigt durch die sogenannte Scheerenflotte, eine Art kleiner, in den Scheeren brauchbarer Kriegsfahrzeuge. Weiter im Süden war Riga durch bedeutende Werke geschützt. Nur die Küste von Kurland lag offen und unbefestigt da.

Obwol damals wenig Zuverlässiges über das Detail der Befestigungen an der russischen Ostseeküste bekannt war, so reichte das Bekannte hin, der alliirten Flotte eine schwierige Aufgabe zu weiffagen. Admiral Napier, scheint es, hat diese Schwierigkeit von vornherein unterschätzt. Der Tagesbefehl, den er vor Beginn der Expedition erließ, klang wie eine Rodomontade. „Jungens,“ lautete die Proklamation, „der Krieg ist erklärt! Wir werden es mit einem teden und zahlreichen Feinde zu thun haben. Sollte er uns eine Schlacht anbieten, so wißt ihr mit ihm fertig zu werden. Sollte er im Hafen bleiben, so müssen wir versuchen, an ihn heranzukommen. Der Erfolg hängt von der Schnelligkeit und Präcision eures Feuers ab. Jungens, weßt eure Messer und der Tag ist euer!“

Im schroffen Widerspruch mit diesem Tagesbefehl stand die anfängliche Thätigkeit der englischen Flotte: die Küsten wurden rekognoscirt, die Häfen bloßirt und hie und da Handelsfahrzeuge weggenommen, von kriegerischen Ereignissen verlautete Nichts. Fand dies auch zum Theil seine Erklärung in der Taktik der Russen, den offenen Kampf zu meiden — die Seeoffiziere waren ausdrücklich angewiesen, sich nur auf ein Gefecht einzulassen, wenn

sie dem Gegner zwiefach überlegen — so blieb darum doch jener Widerspruch.

Die erste erhebliche Beute machte die Flotte im Hafen von Libau. Zwei Fregatten kamen am 17. Mai vor die offene, gänzlich unvertheidigte Stadt und verlangten die Herausgabe der dort befindlichen Rauffahrtschiffe. Die Bewohner vermochten keinen Widerstand zu leisten, und acht Schiffe wurden als gute Prise mitgenommen.

Am 20. Mai warf Admiral Napier mit einem Theile seiner Flotte auf der Rhede von Hangö, an der Südwestspitze Finnland's, Anker und sandte zwei kleinere Schiffe vor, um die Küsten zu rekognosciren. Die Russen waren auf ihrer Hut, Artillerie und Scharfschützen wurden rasch herangerufen. Bei Eknäs entspann sich ein Gefecht, in welchem die Britten 4, die Russen 8 Todte und Verwundete hatten. Am 22. Mai nahm Napier einen Anlauf, die besetzten Inseln, Gustavsvärn, Domansholm und Gustav Adolf, die den Eingang zur Rhede von Hangö decken, zu beschießen. Die Kanonade dauerte 4 — 5 Stunden, hatte jedoch keinen Erfolg, und hinterher ward sie von den Britten für ein Probeschießen ausgegeben, in welchem die Wirkung der Geschützlugeln gegen Granitmauern beobachtet werden sollte.

Napier hatte den Admiral Plumridge unterdeß mit einem Theil der Flotte in den baltischen Busen gesandt, ihm die kurze Instruktion gegeben: „Nehmen, verbrennen, zerstören,“ und Plumridge war dieser Instruktion buchstäblich nachgekommen. Zwischen dem 19. Mai und dem 8. Juni trieb er sich an der Ostküste des baltischen Bu-

sens zwischen Klippen und Treibeis herum, überfiel die ärmlichen Hafensstädte und stückte die Vorräthe, die des Mitnehmens doch nicht werth waren: Pech, Theer, Holz und Tauwerk, in Brand; Brahestad, Wiborg, Remi erlagen diesem Schicksal. Nur Tornea blieb verschont, und in Gamel Carleby wurden die in Böten andringenden Angreifer mit einem Verluste von 52 Mann, einem Geschütz und einem Boot zurückgeschlagen; die Seichtigkeit des Wassers erlaubte den Linienschiffen und Fregatten nicht Rache zu nehmen. Napier berechnet den Schaden, den die Expedition Blumridge's den Russen zufügte, auf 3 — 400,000 Pfd. Sterling.

Die einzelnen Theile der brittischen Flotten vereinigten sich wieder im Baröfunds — am finnischen Busen, 20 Meilen von Helsingfors —, die französische Flotte unter Admiral Parzeval traf hier, wie erwähnt, am 13. Juni ein, und Napier beschloß eine Expedition gegen Kronstadt. Nachdem ein Theil der Schiffe beordert war, vor dem bottnischen Busen, ein anderer, vor Sweaborg zu kreuzen, fuhr die Hauptmacht von 18 Linienschiffen, 8 Fregatten und einigen kleinern Fahrzeugen am 22. Juni aus dem Baröfunds ab. Es ging in den finnischen Busen hinein bis zur Insel Eeskär, 38 (engl.) Meilen westlich von Kronstadt. Hier wurde alles fertig gemacht, um sofort zum Kampfe übergehn zu können; am 28. Juni früh segelte die Flotte weiter, bald erblickte man die russischen Kriegsschiffe und freute sich schon, den lange gesuchten und erwarteten Gegner jetzt endlich sich stellen zu sehn. Aber es war eine voreilige Freude: die russische Flotte lag, wie sich beim Näherkommen zeigte, nicht im offenen

Meer, sondern im Kronstädter Hasen, hinter Forts und Batterien.

Kronstadt liegt im Hintergrunde des finnischen Busens auf einer Insel Koltinoi Ostrow, die Kesselinsel genannt, welche den finnischen Busen von der Kronstädter Bucht scheidet. Die Insel, etwa $1\frac{1}{2}$ Meile lang und $\frac{1}{2}$ Meile breit, theilt den finnischen Busen in zwei Arme. Der nördliche dieser Arme, zwischen Finnland und der Insel, ist durch Versenkung von Felsblöcken und Schiffen unzugänglich für größere Fahrzeuge gemacht und war von einigen Forts und vielen Kanonenbooten in diesem Fall hinlänglich vor einem Feinde geschützt. Der südliche Arm, zwischen der Insel und Ingermannland, ist breiter als der vorige, hat aber ein schmales Fahrwasser, und dies wird von den Festungswerken vollständig beherrscht. Jedes Schiff, das in diese Wasserstraße einläuft, hat zunächst das Feuer der Werke auszuhalten, die auf der Insel selbst errichtet sind: des Peterforts, der Kesselbatterie und der auf der Südostspitze der Insel liegenden Festung Kronstadt selbst. Ueberdies aber sind die zahlreichen Eilande und Klippen, die sich zu beiden Seiten des Fahrwassers aus dem Meere erheben, mit Befestigungen bedeckt. Dort liegen die von Granit aufgeführten Forts: Konstantin, Alexander, Mentschikof, Nisbant, Kronslot und andere, je mit 40—70 Kanonen in zwei oder drei Etagen bemannt, und die Geschütze sind so geordnet, daß auf ein heranziehendes Fahrzeug in jedem Moment und in jeder Stellung 150—200 Mündungen gleichzeitig gerichtet werden können. In Erwartung eines Angriffs waren damals überdies Pulvertonnen im Fahrwasser versenkt, die

durch elektrische Drähte nach Belieben und mit Leichtigkeit zu entzünden waren.

Hinter dieser Wasserstraße, am Südostrande der Kesselinself lag die russische Flotte, und selbst der verwegene Charles Napier hielt es für ein tollfühnes Wagestück, seine Schiffe diesen schmalen Weg des Todes und des Verderbens zu führen.

Die englische Flotte warf mitten im finnischen Busen, Angesichts der Insel, die Anker aus; die Admiräle selbst rekognoscirten die Zugänge der Meeresarme; die leichteren Dampfer fuhren hin und her, und forderten die Russen gleichsam höhrend zum Kampfe heraus; aber Nichts regte sich drüben, die Linienfahrer im Hasen blieben unbeweglich, und endlich entschloß sich das Oberkommando der vereinten Flotten zur Rückfahrt.

Schon vor der Expedition gegen Kronstadt hatten ein paar englische Schiffe die Festungswerke auf den Alandsinseln wirksam beschossen, waren aber abberufen worden, um eben an jener Expedition Theil zu nehmen. Jetzt, wo sich die Unmöglichkeit des Eindringens in die Kronstädter Bucht herausgestellt hatte, kam man auf jenen Plan, die Alandsinseln anzugreifen, zurück, und am 18. Juli ging das Gros der Flotte dahin ab.

Die Alandsinseln sind eine Gruppe von 200 Felsen-Eilanden; 50 davon etwa sind bewohnt, die größte, Mland, hat 10 Quadratmeilen. Zwischen ihr und der kleineren gegenüberliegenden Insel Prästö hindurch fließt ein schmaler Meeresarm, an beiden Ufern desselben, also theils auf Mland theils auf Prästö, lagen Festungswerke, die den Namen Festung Bomarsund führten. Sie waren

während der Regierung Nikolaus I. erbaut und jetzt noch nicht ganz vollendet; auf der Küste Alands lagen eine befestigte mit 80 Geschützen armirte Kaserne und zwei Thürme, auf Prästö ein Thurm. Die Besatzung bestand nur aus 1200 Mann, aber die russische Regierung hatte Anweisung gegeben, wie einerseits die Bewohner der Inseln zu bewaffnen seien, andererseits der Widerstand bis auf's äußerste getrieben, die Ortschaften nöthigenfalls zerstört, die Wälder in Brand gesteckt werden sollten.

Die Flotten rekonoscirten und sondirten noch im Julimonat die Gewässer um Bomarsund, aber sie warteten das Eintreffen von Landtruppen ab, ehe sie zum Angriff übergingen. Vier Regimenter Linieninfanterie, ein Bataillon Jäger und zwei Batterien unter dem Kommando des Generals Baraguay d'Hillier's trafen in den ersten Tagen des August ein, und die Belagerung begann.

Die französischen Truppen landeten auf Aland im Süden Bomarsund's, 2500 englische Marinesoldaten im Norden desselben, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Am 13. August war man mit Aufwerfen von Brustwehren und Verschanzungen so weit, um den Angriff beginnen zu können. Er richtete sich zunächst gegen den Thurm südlich von der Kaserne. Nach eintägiger Beschießung fingen die Granitmauern desselben bereits an zu splintern, am 14. August ward er erstürmt und die Besatzung gefangen genommen.

Am 15. August ergab sich der nördliche Thurm, nachdem eine Bresche darin geschossen war, den Engländern; und die vereinten Anstrengungen der Alliirten konnten sich nun gegen die Kaserne richten. Der Kom-

mandant, Oberst Bodisco, erwiderte das Feuer bis zum 16. August Mittags, dann gab er sich kriegsgefangen; auch der Thurm auf Prästö ward auf seine Weisung übergeben.

Die ganze Belagerung hatte den Allirten 22 Tödt, den Russen 33 gekostet. Aber die Zahl der Gefangenen, die in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich und England transportirt wurden, belief sich auf 2235 Köpfe. Munition wurde in der Festung wenig erbeutet, dagegen eine große Anzahl Geschütze und ein erheblicher Vorrath an Lebensmitteln. Den letzteren erhielten die durch den Krieg und die strenge Blokade der baltischen Gewässer schwer leidenden armen Bewohner der Alandsinseln.

Das interessanteste Resultat der Eroberung Bomarsund's war die Bestätigung einer Sage, die längst in Westeuropa umging, daß es mit den Granitmauern der russischen Festungen eine eigene Sache sei. Es stellte sich nämlich heraus, daß das in Rußland übliche Betrugssystem auch beim Bau der Festungen walte, die angeblichen Granitmauern Bomarsund's wenigstens waren nur auswendig mit Granit umkleidet, der Kern bestand aus leichtem, brüchigem Stein. Das wichtigste Resultat der Expedition war der moralische Eindruck, den sie auf die Truppen der Allirten machte; hatten diese doch endlich dem unnahbaren und unfaßbaren Feinde eine derbe Schlappe beigebracht.

Die Festungswerke Bomarsund's wurden nun vollends zerstört. Während der Belagerung hatte noch eine andre Absicht obgewaltet, aber die Regierungen Frank-

reichs und Englands kamen wol zu der Einsicht, daß im Winter, wo die Flotten durch das sich bildende Eis heimwärts getrieben würden, eine in Bomarsund zurückgelassene Besatzung so gut als ein verlornes Posten sei. Und zwischen dem 30. August und 2. September wurde der Befehl der Zerstörung vollständig ausgeführt. Damit verloren die Inseln für Rußland in der That ihre Bedeutung, welche die einer den baltischen Busen schließenden und das nahe Schweden bedrohenden festen Position gewesen war.

Die französischen Landtruppen schifften sich nun bald wieder ein; auch von den allirten Flotten ward nichts Erhebliches mehr unternommen. Rekognoscirungen Abo's, Reval's, Helsingfors' und Sweaborg's hatten keine weiteren Erfolge. Mit russischen Kanonenböten trafen die Flotten mehrmals zusammen, aber die schweren Schiffe der Allirten vermochten jenen nicht in die Scheeren und in die seichteren Küstengewässer zu folgen. Wo die Flotten erschienen, waren die russischen Besatzungen meist wohl vorbereitet und vorher unterrichtet. Ein Telegraphennetz umspannte nachgerade die ganze Küste, und schnelle, kleine Boote rapportirten den bedrohten Punkten den Kurs und die Zahl der feindlichen Segel. Auf diese Weise war es den Flotten der Westmächte unmöglich gemacht, die Blokade streng durchzuführen, und es gelang im August sogar fünf russischen Dampfern, von Sweaborg nach Abo sich durchzuschleichen. Wo die Russen sich aber nicht vertheidigen zu können glaubten, da befolgten sie ihre alte Praxis von 1812, sie zerstörten ihre eignen Werke, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen.

So gaben sie die Forts des Hangöbusens, vor welchem eine Flottenabtheilung erschien, auf und sprengten sie selbst in die Luft.

Am 19. September 1854 trennten sich die englischen und französischen Geschwader. Damit war der Feldzug in der Ostsee für dies Jahr beendet.

Wollen wir nun auch hier, wie beim Donaukrieg, den Verlauf und den Erfolg des Ostseefeldzugs in wenige Worte fassen, so ist beides hier und dort einander überaus ähnlich. Die Russen werden hinter ihre Grenze zurückgedrängt, sie hüten sich eine Schlacht zu wagen, ihre Linienfahrer bleiben den überlegenen Flotten gegenüber im sichern Hafen. Aber gleichwol ist der Verlust, den Rußland durch die Blokade der Ostsee wie durch den Rückzug von der Donau leidet, empfindlich genug. Sein ganzer Ostseehandel liegt darnieder. Die 6000 Schiffe, welche sonst im Sommer in den Häfen der Ostküste des baltischen Meers aus- und einlaufen, sind verschreckt. Der russischen Bevölkerung der Küste fehlt der gewohnte Abjaß und die Zufuhr, der Regierung der Zoll.

Bei alledem hat Kaiser Nikolaus am Ostrande wie am Südrande seines Reichs Glück im Unglück. In der Moldau und Walachei hat seine Armee es mit den Türken allein zu thun; die Truppen der Westmächte sammeln sich zaudernd in Gallipoli, stehen unthätig in Varna und versäumen die Gelegenheit, das im Rückzug begriffene, demoralisirte Heer der Moskowiter zu schlagen, vielleicht zu vernichten. In der Ostsee fahren die alliirten Flotten vor allen besetzten Häfen, vor allen mit Kanonen

besetzten Forts umher, scheuen vor Kronstadt zurück und begnügen sich endlich, die ärmlichen Alandsinseln zu stürmen, — aber der unvertheidigte Theil der russischen Küste, Kurland und das dahinterliegende Litthauen, bleiben unangefochten. Hier, wo wenig Widerstand, wahrscheinlich die begeisterte Unterstützung Polens zu erwarten war, wird keine Landung versucht; der wundeste Punkt des Zarenreichs bleibt unangetastet.

* * *

Nach dem weißen Meere hatte England eine Expedition unternommen, die noch erfolgloser war als der Feldzug der vereinten Geschwader in der Ostsee. Das lag freilich in der Natur der Dinge. Die russische Küste am Polarmeer ist wenig oder gar nicht bewohnt, es ist eigentlich kein eines Angriffs werther Punkt dort als die Hafenstadt Archangel. Capitän Ommaney ging am 22. Mai mit drei Schiffen, von denen das kleinste 15, das größte 26 Kanonen führte, nach dem Polarmeere ab. Am 14. Juni erreichte er die Mündung der Dwina, fand aber bald, daß eine Barre, die vor dem Hasen von Archangel sich erstreckt, das Einlaufen unmöglich mache. Er fuhr also in den Dnegabusen, setzte an einigen Stellen Pikets an's Land und ließ ein paar Bollhäuser und einige Duzend Bauernhäuser niederbrennen. Im August begab er sich auf die Rückfahrt, nachdem er im Ganzen drei Kauffahrteischiffe erbeutet hatte. Auf der Rückfahrt gelang es ihm noch, die befestigte Stadt Kola zu zerstören, die

an einem Flusse, 7 Meilen landeinwärts, auf der gleichnamigen Halbinsel liegt. Ommaney lief mit dem Schiffe Miranda in den Fluß ein, hielt das Feuer der Forts aus und warf glühende Kugeln in die Stadt. Nach russischen Berichten gingen die Magazine, zwei Kirchen und 92 Häuser in Flammen auf.

Achtes Kapitel.

Die Armee der Westmächte im Orient. — Die Krimexpedition. — Schlacht an der Alma. — Die Festung Sebastopol. — Die Belagerung. — Erste Beschießung. — Die Schlacht bei Balaklava. — Schlacht bei Inkermann. — Stillstand der Belagerung. — Leiden der Allirten. — Die Lage der Russen in der Krim. — Rückwirkung des Kriegs auf das ganze russische Reich. — Die diplomatischen Verhandlungen. — Manifest des Kaisers. — Schlacht bei Eupatoria.

Wir haben die Landtruppen der Westmächte in Barna verlassen und müssen jetzt zu ihnen, von denen Rußland die größte Gefahr drohte, zurückkehren.

Es waren 60,000 Mann, welche Frankreich und England seit Anfang Juli in der Umgegend von Barna stehen hatten. Wo — das war die erste Frage — sollten dieselben verwandt werden?

Die Entscheidung dieser Frage lag zunächst in den Händen der Oberkommandanten beider Armeen. Lord Raglan als Kommandant der englischen, St. Arnaud, als Kommandant der französischen Truppen, besaßen im Rathe zu Barna die gewichtigste Stimme, wenn auch Omer Pascha, als Oberbefehlshaber der türkischen Armee, und die

Admiräle der drei Flotten gleichfalls ihr Votum abzugeben hatten. Ueberdies ließen sich's die Kabinette von London und Paris nicht nehmen, ihren Oberbefehlshabern mit guten Rathschlägen an die Hand zu gehen, — Rathschlägen, die im Munde des absoluten Beherrschers der Franzosen Befehlen fast gleich zu achten waren.

Der französische Oberfeldherr, Marschall St. Arnaud, verdankte seinen Marschallstab wie die Ehre, das französische Heer gegen Rußland zu führen, lediglich dem 2. December 1851. Ein Offizier von mittelmäßigen Fähigkeiten, ein Mann von schlechtem Ruf, besaß er keinerlei wirklich lobenswerthe Eigenschaft als eine persönliche Bravour, wie sie freilich unter hundert französischen Offizieren neunzigen eigen zu sein pflegt. Zudem war er todtkrank, sein Herzbeutel war angegriffen, fürchterliche Schmerzen peinigten ihn, und Ohnmachten suchten ihn häufig heim.

Lord Raglan, der Oberkommandant der englischen Armee, war ein Kriegskamerad des Herzogs von Wellington, ein anerkannt tüchtiger Offizier und in gutem Ansehen bei seinen Truppen. Aber er war alt, gebrechlich, hing an soldatischen Formen und militärischen Einrichtungen einer längst vergangenen Zeit, und war von Generalstabsoffizieren umgeben, die besser für die Paraden im Hydepark als für ein Feldlager paßten.

Die beiden Oberkommandanten hatten zwischen drei Punkten zu wählen, auf denen sie die Russen angreifen konnten: sie mußten sich auf die Armee Gortschakof's werfen, oder die Russen in der Krim angreifen, oder einen Feldzug nach Asien machen.

Die erste unter den drei Möglichkeiten lag am nächsten; und Omer Pascha machte wiederholt alle Gründe geltend, die sich dafür anführen ließen. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie die russische Armee von der türkischen gedrängt sich im Juli, August und September unter verlustvollen Gefechten aus den Fürstenthümern zurückzog. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um einzusehen, daß eine Betheiligung der 60,000 Mann Anglofranken ihre Verluste mindestens beträchtlich hätte erhöhen müssen. Aber wie die Allirten den Türken an der Donau keine Kompagnie zur Hülfe gesandt, so lehnten sie es auch jetzt ab, an ihrer Seite den Russen nachzurücken. Angeblich geschah das, weil die vereinten Armeen nicht mit hinreichender Kavallerie und mit genügenden Transportmitteln versehen wären, auch keine Belagerungsparks hätten, um gegen die russischen Festungen in Bessarabien vorzugehn. Dieser Grund ist ohne Zweifel nur ein Vorwand gewesen; jener Mangel konnte die Operationen auf ein geringeres Maß beschränken, sie jedoch nicht ganz hindern, und der spätere Feldzug nach der Krim zeigte, daß man im brittisch-französischen Hauptquartier auf solche Mängel nur zu wenig Werth legte. Das Haupthinderniß scheint anderer Natur gewesen zu sein, es lag in den diplomatischen Kombinationen. Der am 14. Juni zwischen der Pforte und Oesterreich abgeschlossene Vertrag berechnete das letztere, die Donaufürstenthümer militärisch zu besetzen. Damit war einer Armee, die von Bulgarien aus gegen das südliche Rußland operiren wollte, die eigentliche Operationsbasis abgeschnitten, ja es war einer solchen bei der zweideutigen Hal-

tung Oesterreichs geradezu eine gefährliche Aufgabe gestellt. Die Besetzung der Moldau und Walachei durch österreichische Truppen war für Rußland eine Demüthigung, für die Türkei und ihre Allirten war sie ein Verlust: sie beraubte dieselben der Hülfquellen, welche diese Fürstenthümer boten, und zwang sie, den Kriegsschauplatz nach einem andern Grenzpunkte des russischen Reichs zu verlegen.

Es blieben sonach die Krim und Aßen übrig. Schon im Monat Juni war davon die Rede gewesen, die Armeen auf jene Halbinsel zu werfen und namentlich Sebastopol anzugreifen. In den Tuilerien war der Plan entworfen, und die englische Regierung gab Lord Raglan den Befehl, die Vorbereitungen zu treffen, falls ihm ein solches Unternehmen ausführbar erscheine. Lord Raglan erwiderte, daß er noch nicht hinreichend instruiert sei, daß ihn aber die Besetzung von Beresop, welche ihm zur Einleitung der Operationen empfohlen worden, weder rathlich noch ausführbar scheinete. Am 4. Juli indeß wurde zu Barna ein Kriegsrath gehalten, der den Beschluß faßte, die Expedition zu unternehmen. Vorbereitungen wurden alsbald getroffen, Proviant und Munitioh herbeigeschafft, Boote gebaut, Manöver ausgeführt und einige Offiziere ausgesandt, um die Küsten der Krim zu rekonosciren. Anfang August ward ein neuer Kriegsrath gehalten. In diesem mußte der französische Marschall die Bedenken des Lord Raglan zu beschwichtigen, und der Prinz Napoleon, der Herzog von Cambridge wie die Admiräle der englischen und französischen Flotte, welche

ebenfalls der Expedition abgeneigt waren, wurden überstimmt.

Bald nach diesem Kriegsrath erließ St. Arnaud eine Proklamation an die Armee und verkündete ihr, was beschlossen sei. Er unterrichtete damit aber auch die Russen von dem Plan und veranlaßte sie, auf ihrer Hut zu sein, ihre Truppen, die sich auf der Krim befanden, zu verstärken und Sebastopol zu besetzen.

Natürlich ist das nicht St. Arnaud's Absicht gewesen. Sein Zweck war, die Truppen in Warna zu beschwichtigen, die höchst unzufrieden damit waren, daß man sie so lange unthätig stehen ließ; vielleicht wollte er nebenbei auch dem europäischen und zunächst dem französischen Publikum, das mit Ungeduld auf Siegesnachrichten wartete, eine hoffnungsvolle Aussicht eröffnen. Aber dieser Zweck wurde auf die ungeschickteste Weise von der Welt erreicht. Eben so ungeschickt war eine andere Maßregel, die dem gleichen Zwecke diente. St. Arnaud befand sich in Konstantinopel, wo er sich einstweilen mit seiner Gattin häuslich niedergelassen hatte. Dorthin schrieb ihm General Canrobert, daß die Armee murre, daß sie verlan-ge, gegen irgend einen Feind geführt zu werden, und daß es dringend nöthig sei, ihr Arbeit zu geben. Der Marschall antwortete darauf Folgendes: „Es muß noch Russen in der Dobrudscha geben, machen Sie Jagd auf diese und erringen Sie irgend einen Vortheil, woraus wir einen Sieg machen können, um ihn dem Kaiser zum Nationalfeste am 15. August darzubringen. Espinasse wäre vielleicht für einen derartigen Handstreich der geeignete General.“

Espinasse, der in jener Zeit mit einer Division in Kustendtsche stand, wurde wirklich mit der Expedition beauftragt. Russen fand er in der Dobrudscha nun freilich nicht. Es waren dort überhaupt nur noch wenige Schwadronen Kosacken, die bei der Annäherung der Franzosen spurlos verschwanden. Aber Espinasse fand in der ungesunden Steppe der Dobrudscha einen schlimmeren Feind, die Cholera. Er strengte durch nutzlose Marsche seine Truppen übermäßig an, verlor ein Beihtheil derselben und schleppte mit dem Rest die böse Krankheit in's Lager.

Die Cholera hatte schon in Gallipoli Einzelne hinweggerafft, in Barna trat sie mit einer furchtbaren Heftigkeit auf. Gegen 5000 Mann starben daran in kurzer Zeit. Entmuthigung und Unzufriedenheit riß ein unter den Ueberlebenden, sie forderten laut, daß man sie gegen den Feind führe und nicht im Lager hinopfre. Die Namen der geächteten Generale, eines Cavaignac, Lamoriciere und Charras wurden gerufen. Zu den Schrecken der Seuche kam eine große Feuersbrunst, Nachts vom 12/13. August, die den größten Theil von Barna in Asche legte. Gleich darauf jedoch — vielleicht gerade in Folge der Flammen — verlor sich die Cholera. Die Lücken, die sie im Heere gerissen, wurden möglichst rasch ersetzt, und der Beginn der Expedition auf den Anfang September festgestellt.

Am 4. September stachen die ersten französischen Schiffe in See. Am 7. und 8. stießen sämtliche Schiffe bei der Schlangeninself, der Donaumündung gegenüber, zusammen. Es war eine ungeheure Armada: 33 Linienschiffe, 102 Dampfer und 420 Transportschiffe.

Am Bord derselben befanden sich an Franzosen: 23,000 Mann Infanterie und 8 Batterien Artillerie (die Kavallerie war vorläufig zurückgeblieben), an Engländern: 22,000 Mann Infanterie nebst 8 Batterien und 5 Schwadronen Reiterei; außerdem 8000 Türken.

Von den Generalen und Admiralen ward in der Nähe der Schlangeninsel ein Kriegsrath gehalten und in Folge dessen ein kleines Geschwader mit einer Anzahl höherer Offiziere abgesandt, um eine zur Landung geeignete Stelle der Krimküste ausfindig zu machen. Diese Offiziere bezeichneten die Rhede und Küste von Eupatoria am Westrande der Krim als den geeigneten Platz, und am 13. September Abends sammelte sich daselbst die Armada.

Eupatoria hatte nur eine Besatzung von 200 Russen. Diese räumten das Feld, und der Ort wurde von einigen Tausend der Uürten besetzt. Am 14. begann die Ausschiffung in Masse, am 16. war sie beendet, nur das zur Belagerung Sebastopol's bestimmte Material blieb auf der Flotte zurück. Ein Theil der geleerten Fahrzeuge segelte nach Barna zurück, um noch 9000 Mann französische Infanterie und die französische Kavallerie zu holen.

Auf der steinigen und baumlosen Küste in der Nähe von Eupatoria bivouakirten die Truppen vom 14. bis zum 19. September. Der Feind störte sie nicht, die spärlichen Bewohner kamen ihnen freundlich entgegen, und nur die ungestüme Witterung verursachte ihnen, zumal den mit keinen Zelten versehenen Britten, Unbequemlichkeiten und Leiden.

Am 19. September setzte sich die ganze Masse in

Bewegung nach Süden zu. Die Flotte fuhr langsam in der Nähe des Strandes entlang; ihr parallel auf dem Lande marschirten die Truppen. Gegen Mittag stießen die letzteren auf den Feind. Es war russische Reiterei, mit der einige Schüsse gewechselt wurden, und die sich dann zurückzog hinter den Fluß Alma, an welchem eine russische Armee unter der Führung Mentchikofs stand.

Die Zahl der russischen Truppen auf der Krim war ursprünglich nur klein gewesen. Außer den Marinetruppen in Sebastopol befanden sich dort im Frühsommer 1854 nicht mehr als zwei Brigaden Infanterie. Erst als die Pläne der Allirten gegen die Krim bekannt wurden, erinnerten sich die Russen an die Nothwendigkeit, ihre Streitkräfte dajelbst zu verstärken. Zwei ganze Infanteriedivisionen, Scharfschützen, Reiterei und Artillerie war hinübergesandt, zum Theil erst vierzehn Tage vor der Landung der Allirten aus der Moldau angekommen, und Mentchikof hatte an der Alma 30 — 35,000 Mann unter seinem Befehl.

Gleichwol war es eine etwas leichtfertige Idee des Fürsten, eine Idee, die an sein frivoles Auftreten in Konstantinopel erinnert, sich mit diesen 35,000 Mann den fast doppelt so starken Allirten in offener Feldschlacht entgegenzustellen. Er wich damit von der traditionellen Vertheidigungsweise der Russen ab, und in diesem Fall ohne genügende Motive. War es eine seltsame Berwegenheit, der stärkeren, ungeschwächten, kampfbegierigen und kriegstüchtigen feindlichen Armee gegenüber auf einen Sieg zu hoffen, so war es eine Tollkühnheit, eine Niederlage zu riskiren. Im letzteren Fall war es immerhin

möglich, daß Sebastopol, das Ziel der anglofranzösischen Armee, im ersten Anlaufe genommen wurde, und Niemand wußte besser als Mentchikof, daß die Befestigungen des Platzes auf der Landseite unvollendet und unzureichend waren.

Das Einzige, was den Entschluß des russischen Oberfeldherrn einigermaßen entschuldigen kann, ist die vortheilhafte Position, die er eingenommen hatte. Sobald ihn die ausgestellten Kosacken von der Landung der Allirten benachrichtigt, zog er sich an den Rand eines Hügelrückens zurück, dessen Erstürmung allerdings Schwierigkeit machen mußte. Zwei bis drei Meilen südlich von Eupatoria fällt der Fluß Alma in's Schwarze Meer, er ist in seinem unteren Laufe gegen 40 Fuß breit, hat überhaupt ziemlich steile Ufer und am linken, südlichen Rande eine Hügelkette, die sich durchschnittlich bis zu 3—400 Fuß erhebt. Auf diesen Höhen erwartete Mentchikof den Feind. Die Abhänge nach dem Flusse zu waren mit Scharfschützen besetzt. Die Höhen selbst, welche nach dem Meere und nach der Alnamündung zu klippenreich und schroff sind, haben überall tiefe Risse und Schluchten, die sich unter verschiedenen Winkeln in's Thal der Alma senken und im Frühling wol die Kanäle bilden, durch welche das Schneewasser herabstürzt. Auf den Spitzen der Hügel und an den Rändern der Schluchten waren Batterien errichtet, von denen die Abhänge, die Flußübergänge und das jenseitige Flußufer bespritzt wurden; das Centrum der russischen Stellung befand sich am Rande einer Schlucht, die breiter als die übrigen ein Seitenthal bildet, durch welches die Straße von Se-

bastopol läuft und geradeswegs auf die Brücke der Alma zuführt; ein hier angelegtes Erdwerk war mit dreizehn 32 Pfündern besetzt. Die Bäume am Flusse waren umgehauen und in's Wasser geworfen, theils um den sich nähernden feindlichen Truppen jede Deckung zu rauben, theils um ihnen die Passage zu erschweren. Das Dorf Burlut am rechten Ufer war zum Anzünden vorbereitet, und die Brücke über die Alma so hergerichtet, daß sie rasch abgetragen werden konnte. Das Gestrüpp an den Abhängen hatte man größtentheils abgeschnitten, um es gleichfalls beim Andringen des Feindes in Brand zu stecken.

Mentschikof selbst behielt sich die Oberleitung der Schlacht vor; den linken Flügel übergab er dem Fürsten Peter Gortschakof*), den rechten dem General Bohadof. Der linke Flügel stand zunächst der Almamündung, ein Reservebataillon weiter südlich auf der Höhe an der Küste, um die feindliche Flotte zu beobachten. Der rechte Flügel war am stärksten besetzt und dehnte sich ziemlich landeinwärts aus, weil man da eine Umgehung befürchtete. Die ganze Front der russischen Armee war eine halbe deutsche Meile lang. Der Oberkommandant war übrigens, nachdem er Alles angeordnet, seines Erfolges so gewiß, daß er die Damen der Umgegend zum Siegesfeste einlud.

Die Nacht vom 19./20. September bivouacirten die verbündeten Armeen Angesichts des Feindes. Am 20.

*) Nicht zu verwechseln mit Michael Gortschakof, dem Kommandeur der Donauarmee.

früh 7 Uhr setzten sie sich den Verabredungen gemäß, welche die beiden Oberkommandanten getroffen hatten, in Bewegung. Zunächst dem Meere sollte die französische Division Bosquet in Gemeinschaft mit den Türken und unterstützt von dem Feuer einiger Dampfer die Höhen stürmen, welche der linke russische Flügel besetzt hielt. Wäre dies geschehen, sollte der Rest der Franzosen gegen das russische Centrum vorrücken und endlich die englische Armee dem rechten Flügel der Russen in die Flanke fallen.

Es ward 10 Uhr, bis die Division Bosquet mit den Türken an der Alnamündung anlangte; die erstere durchschritt den Fluß und zog sich an dem Fuße der Höhen entlang, die dem Meere zunächst liegen, in die Flanke des linken Flügels der Russen. Nun begannen die Dampfer zu feuern. Ueber die Köpfe der Division Bosquet hinweg schlugen die Bomben in die Reihen und zwischen die Batterien der Russen. Diese erwiderten das Feuer, aber ohne Wirkung. Ein Pulverwagen ward von einer französischen Bombe getroffen und flog in die Luft; eine andre fiel in einen Hinterhalt, den die Russen den Franzosen für den Fall gelegt hatten, daß sie gegen die Höhen vordrängen. Endlich zogen die Russen ihre Batterien von dem Rande der Höhe zurück. Gegen ein Uhr Mittags begannen die Franzosen, den Abhang zu erklettern. Vergeblich warfen sich ihnen 7 Bataillone Infanterie und 2 Schwadronen entgegen; sie stußten, aber durchbrachen dann in unvorsehlichem Anlaufe den Feind. Mentschikof sandte vier Bataillone Infanterie und dreißig Geschütze zu Hülfe,

aber die Dampfer überschütteten sie mit einem Kugelregen, und die bergaufstürmenden Franzosen warfen die Weichenden vollends über den Haufen. Damit war die schwierigste Arbeit auf dieser Seite des Schlachtfeldes gethan: der Berggrüden war erklimmt. Die Divisionen Canrobert's, des Prinzen Napoleon und des Generals Forey waren nun auch herangerückt, um den Feind vollends zu werfen. Die Russen fochten mit Todesverachtung, aber dem gewaltigen Andrange der feindlichen Massen widerstanden sie nicht, und die Gefahr, durch die immer mehr Terrain gewinnende Division Bosquet abgeschnitten zu werden, ward mit jeder Minute größer. Gegen 4 Uhr Nachmittags bequeme sich Gortschakof zum Rückzug.

Inzwischen waren auch die Britten zum Angriff übergegangen. Gegen 2 Uhr Mittags setzten sich die Kolonnen in Marsch, gegen das Centrum und den rechten Flügel der Russen. Die Divisionen Lacy, Evans und Brown näherten sich der Alma. Als die erstere, der Sebastopoler Straße folgend, das Dorf Burluk, hart am Flusse, erreichte, stand dies in Flammen. Die Engländer waren genöthigt, dasselbe rechts und links zu umgehen. Unter dem heftigsten Geschützfeuer des Feindes hielten sie eine Zeitlang aus, den Erfolg der französischen Attaque abwartend. Endlich gab Lord Raglan Befehl zum weiteren Vorrücken. Da stürzten sich die Kolonnen unter einem Regen von Kugeln und Kartätschen in die Alma und durchwateten sie. Am anderen Ufer waren die Abhänge von russischen Jägern besetzt, die Batterien donneten fortwährend, und die Infanteriemassen oben erwarteten die Stürmenden. Es entspann sich ein blutiger,

hartnädiger Kampf. In einigen brittischen Regimentern fielen die Leute haufenweise; jeder Schritt hinauf kostete Blut; die Russen ließen es bis zum Handgemenge kommen. Aber die unerschütterliche englische Tapferkeit überwand Alles und näherte sich den Höhen. „In diesem Zeitpunkte,“ erzählt ein Augenzeuge,*) „sah man eine gewaltige russische Infanteriemasse sich hinab nach der Batterie bewegen. Sie machte Halt. Es war die Krisis des Tages. Dicht geschlossen und wie nach dem Lineal gerichtet, sah sie aus, als wäre sie aus massivem Fels gehauen. Es war gar nicht zu bezweifeln, daß unser Fußvolk, wenn es geschwächt und erschöpft in der Batterie ankam, von einem neuen und überlegenen Feuer begrüßt werden würde, welches es in seinem Zustande kaum hätte aushalten können. Lord Raglan erkannte die Schwierigkeit der Lage. Er fragte, ob es möglich sei, ein paar Geschütze herbeizuschaffen, um auf diese Masse zu feuern. Die Antwort lautete bejahend, und ein Artillerieoffizier führte zwei Geschütze herbei. Der erste Schuß ging über die Kolonne hinweg, aber die drei nächsten fuhren mitten in die Glieder und man konnte einen Augenblick ihre Bahn durch die Lücken, die sie gerissen, verfolgen. Nach einigen Schüssen mehr fing die Kolonne an zu wanken, löste sich auf und floh über den Hügel zurück, indem sie sechs oder sieben gesonderte Reihen Verstümmelter zurückließ, wo die Todesboten ihre Glieder durchsucht hatten. Nun war unser Fußvolk von einem

*) William Russell, der Korrespondent der Times, dessen Berichte auch im Folgenden öfters benutzt sind.

bedrohlichen Nachbar befreit und es stürmte wieder in herrlicher todbringender Haltung vorwärts.“ So weit der Augenzeuge. Die Russen mußten gleich darauf die Batterien räumen, und die Höhen wurden gewonnen.

Weiter nach links, dem rechten russischen Flügel gegenüber, hatte die Division Brown nicht minder tapfer gekämpft und einen nicht minder hartnäckigen Widerstand besiegen müssen. Im ersten Anlauf hatte sie die Alma durchschritten und war trotz großer Verluste in eine Redoute eingedrungen, auf welche der russische rechte Flügel sich stützte. Dann aber mußte sie einem mörderischen Kartätschen- und Kleingewehrfeuer weichen, die Redoute verlassen und bis an die Alma zurückgehn. Mittlerweile hatte jedoch auch der Herzog von Cambridge mit seiner Division den Fluß passirt und ließ einerseits die Gardes, andererseits die Hochschotten vorrücken. Die Division Brown ordnete sich wieder und drang ebenfalls von neuem auf den Feind ein. Nach hartnäckiger Gegenwehr ward er auch auf diesem Theile des Schlachtfeldes geworfen. Gegen 4 Uhr Nachmittags waren die Russen überall im Rückzuge begriffen. Sie schoben ihre Reiterei zur Deckung vor, und die Allürten, denen die Kavallerie fast gänzlich fehlte, mußten von der Verfolgung abstehn.

Die Verbündeten konnten die Schlacht an der Alma mit Recht einen Sieg nennen, aber sie hatten ihn ziemlich theuer erkauft. Die Britten hatten 99 Offiziere und 1884 Mann, die Franzosen 57 Offiziere und 1286 Mann an Todten und Verwundeten, der Gesamtverlust also belief sich, — da die Türken in Reserve stehend nicht am

Kampfe betheiliget gewesen waren — auf 156 Offiziere und 3170 Mann. Die Russen hatten wenig mehr verloren: 145 Offiziere und 4337 Mann.

Ihren Zweck hatten beide, die Allirten und die Russen, nicht erreicht. Den letzteren war es nicht gelungen, ihre Position zu behaupten, und sie hatten somit nutzloser Weise über 4000 Mann hingeopfert; die Allirten hatten den rechten Flügel des Feindes nicht zu umgehen vermocht, wie es ihre Absicht gewesen, die feindliche Armee nicht zeriprengt, sondern nur auf Sebastopol zurückgedrängt, und ihr die Möglichkeit gelassen, die Besatzung der Beste zu verstärken oder eine zu unternehmende Belagerung von außen her zu stören.

Folgen wir zuvörderst der siegreichen Armee der Verbündeten.

Zwei Tage, den 21. und 22. September, blieb sie auf dem Schlachtfelde stehn. Es galt die Verwundeten unterzubringen, die Todten zu begraben, neue Lebensmittel herbeizuschaffen und über die ferneren Operationen Rath zu pflegen. Das letztere war die schwierigste Aufgabe und hat zur Verlängerung des Aufenthalts an der Alma wol am meisten beigetragen. Der Marschall St. Arnaud war sterbenskrank. Es ging mit ihm zu Ende. Auf dem Schlachtfelde war er umhergeritten, gehalten von zwei Dragonern auf jeder Seite des Pferdes. Seine Schmerzen waren ohnehin schon entsetzlich, ein paar Blutschwären auf der Brust vergrößerten sie noch. Nach der Schlacht, nachdem er seinem Herrn und Meister lakonisch gemeldet: „le canon de votre majesté a parlé“ kündigten sich die Vorboten der Cholera bei ihm an, und

er lag ruhelos auf einem Heubündel, von einem Militärmantel bedeckt. Lord Raglan's alte Bedenken gegen den Krimfeldzug waren durch die starken Verluste, die seine Armee erlitten, mit neuer Kraft erwacht; er war zaghaft und überängstlich geworden. Der Feind schien in der ersten Zeit nach der Schlacht ganz vergessen, keine Detachements, keine Patrouillen wurden ihm nachgeschickt, um die Richtung seines Rückzugs zu erkunden, keine Kundschafter wurden aufgeboten: Niemand wußte im Lager der Verbündeten, welchen Weg Mentshikof genommen.

Am 23. setzte sich die Armee wieder in Marsch, kam an diesem Tage bis an das Flüsschen Katscha, und am folgenden bis an den Bach Belbek. Die Flotte segelte am Meeresufer entlang. Im Katscha-Thal erst erfuhren die Allirten, wo die russische Armee geblieben: sie habe sich getheilt, die kleinere Hälfte sei nach Sebastopol südwärts marschirt, die größere Hälfte unter Mentshikof ostwärts nach Batschisarai hin. Auch lief hier von der Flotte aus die Nachricht ein, die Russen hätten die Rhede Sebastopols durch Versenkung von 5 Linienschiffen und 2 Fregatten gesperrt. Am Belbek fanden die Anglofranken einige schwache feindliche Haufen, die sich jedoch sofort zerstreuten.

Hier legte der französische Marschall den Oberbefehl nieder. Am 25. schrieb er an den Kriegsminister, er sei außer Stande, das Commando fortzuführen. Ein Nachfolger war ihm in General Canrobert bereits bestimmt, und es sei hier beiläufig bemerkt, daß St. Arnaud drei Tage darauf am Bord eines Schiffes, wohin er sich hatte bringen lassen, an der Cholera starb.

Hier ward auch die Marschroute, welche bisher geradewegs auf Sebastopol zu von Norden nach Süden ging, abgeändert. Im Kriegsrath der Allirten wuchs die Einsicht von der Schwierigkeit und von der Gefahr der Expedition. Die Nachricht von der Versenkung russischer Schiffe schien zu beweisen, daß ein verzweifelter Widerstand zu erwarten stehe und daß auf die Mithülfe der Flotten vielleicht wenig zu zählen sei. Die bei jedem Schritt größer werdende Entfernung von Eupatoria, wo eine Besatzung geblieben, erinnerte daran, daß der Rücken von Mentschikof's Armee bedroht werden könne, und daß man im Begriff sei, zwischen diese Armee und die Festung zu gerathen. Also ward ein anderer Plan entworfen und eine andre Richtung eingeschlagen.

Sebastopol liegt an einem Meerbusen an der westlichen Küste der Krim, ein Theil der Festung am nördlichen Ufer, der andere Theil am südlichen Ufer des Busens. Die bisherige Marschroute der Armeen führte auf die Nordhälfte zu. Jetzt aber wurde eine Schwenkung beschlossen, nach Südosten hin, um die Festung und den Meerbusen herum, damit man Sebastopol von der schwächer besetzten Südseite angreife und zugleich in dem südlichsten Zipfel der Halbinsel, wo ein paar sichere Häfen den Flotten Zugang gestatteten, den Rücken gedeckt wisse.

Am 25. ward diese Flankenbewegung angetreten. Sie führte die Armee durch ein schwieriges Terrain, über Hügel und durch Schluchten, die mit Wald und Gestrüpp bewachsen waren und nur selten gebahnte Wege hatten, dicht an der nordöstlich stehenden Armee Mentschikof's vorbei. Aber beide Heere mußten Nichts von einander.

Auch der russische General hatte das Refognosciren ver-
säumt und war über die Bewegungen seiner Gegner
völlig im Dunkel. Im Laufe des 25. September stieß
die Vorhut der Engländer auf eine russische Kolonne:
beide waren überrascht und vergewisserten sich erst durch
diese zufällige Begegnung von der beiderseitigen Stellung.
Am 25. Abends erreichten die Allirten das Landgut
Metensija, den folgenden Tag gingen sie durch das Thal
der Ischernaja, und die brittische Armee kam vor dem
Hafen von Balaklawa an. Der Platz war noch von den
Russen besetzt, und diese eröffneten ein Feuer gegen den
sich nähernden Feind. Lord Raglan war eben im Be-
griff, angreifen zu lassen, als die englische Flotte, die
nach dem Hafen beordert war, die Festungswerke zu be-
schießen anfing. Darauf streckte dann die schwache rus-
sische Besatzung das Gewehr.

Die französische Armee erreichte ihren Bestimmungs-
ort etwas später, am 27. und 28. ging sie zwischen den
Britten auf der einen Seite und Sebastopol auf der an-
dern Seite hindurch und erlangte so die Verbindung
mit der Kamieschbai, wo die Transportschiffe bereits vor
Anker lagen. Damit war der gefährliche Flankenmarsch
durch unwegsame Gegenden ohne Störung und ohne Ver-
lust beendet; eine Last fiel von den Herzen der beiden
Feldherrn, und die Franzosen nannten in ihrer Freude
die Bucht von Kamiesch den Hafen der Vorsehung.

* * *

Bevor wir den Verlauf der merkwürdigen Bela-
gerung Sebastopols schildern, ist es nöthig, dem Leser

eine flüchtige Skizze der Festungswerke und des umliegenden Terrains zu geben.

Es ist bereits bemerkt, daß Sebastopol an den beiden Ufern eines Meerbusens liegt, der an der Westküste der Krim tief, etwa eine deutsche Meile tief, in das Land der Halbinsel hineinschneidet. Die Richtung dieses Busens geht von Westen nach Osten mit geringer Neigung nach Süden. Am Eingange desselben lagen vierzehn Batterien und vier Forts: an der Nordseite das große und kleine Fort Konstantin, an der Südseite das Quarantainefort und das Fort Alexander; der Zwischenraum zwischen dem kleinen Fort Konstantin und dem Fort Alexander war gesperrt durch die versenkten Schiffe, 5 Linien- und 2 Fregatten. An dem Südrande des Meerbusens, einige tausend Schritt vom Eingange, hat das Meer einen Zweigbusen ausgewaschen, der mit dem größeren Busen beinahe einen rechten Winkel bildet und sich von Norden nach Süden etwa eine halbe Stunde weit erstreckt. Dieses ist der Kriegshafen von Sebastopol. Der Eingang zu demselben ward vertheidigt durch zwei Werke: auf der westlichen Ecke durch das Fort St. Nikolaus, auf der östlichen durch die Batterie von St. Paul. Am westlichen Ufer des Kriegshafens, auf einem Hügel, der sich bis zu 250 Fuß erhebt, liegt die eigentliche Stadt, am östlichen die Vorstadt Karabelnaja; beide zusammen zählten vor der Belagerung ungefähr 40,000 E.

Die Vertheidigungsfähigkeit Sebastopol's beruhte ursprünglich auf den gegen das Meer hin angelegten Werken. Einem Angriffe von der Seeseite her waren fürchterliche Hindernisse in den Weg gelegt. Sieht man auch

ab von den versenkten Schiffen, so konnte aus den Festungswerken ein Alles zerschmetterndes Feuer auf jedes sich dem Hafen nahende Fahrzeug unterhalten werden. Die Granitmauern der Forts waren mit Kanonen bespidt, die steil abfallende Küste mit Verschanzungen umsäumt.

An einen Angriff von der Landseite her war dagegen bei der Anlage der Befestigungen wenig gedacht. Als sich das Gerücht von einer beabsichtigten Landung der Allirten auf der Krim verbreitete, war die Stadt nach dem Lande zu nur geschützt durch eine drei Fuß starke Mauer, welche wol Schießcharten und hie und da einen steinernen Thurm, aber nicht einmal einen Graben hatte. Die Mauer begann bei dem Fort Alexander auf der südwestlichen Ecke der großen Bai, umrahmte die ganze Stadt und den Hafen bis zu seiner südlichsten Spitze und endigte an der Nordostecke der Vorstadt Karabelnaja. Eine solche Mauer konnte einem ernstern Angriff gegenüber nur wenig Schutz bieten, und die Russen sahen das ein. Sie begannen an Erdwerken zu arbeiten, und seit der Landung der Allirten zumal waren sie in unermüdlicher Thätigkeit. Vor der Mauer wurde ein Graben gezogen, ein Glacis aufgeschüttet und fünf Erdbastionen aufgeworfen. Drei dieser Bastionen lagen östlich vom Hafen und von der Stadt: die Thurmbastion — hinter welcher der Malakofthurm lag, — der Redan und die Mastbastion, zwei westlich: die Centralbastion und die Quarantainebastion. Diese Werke waren jedoch noch unvollendet und unvollständig armirt, als die Allirten eintrafen.

Die letzteren hatten ihre Armee auf dem Terrain vertheilt, das südwärts und südostwärts von Sebastopol den Zipfel der Halbinsel bildet. Dieser Zipfel ist ein gleichschenkliges Dreieck, als dessen Grundfläche im Osten eine vom Hafen Balaklawa bis zum innersten Winkel des großen Busens von Sebastopol gezogene Linie betrachtet werden kann. Den einen Schenkel bildet die Südküste der Krim von Balaklawa bis zum Kap Chersones, den andern die Küste vom Kap Chersones bis zum innersten Winkel des erwähnten Busens. Die Linie von Balaklawa bis zum Kap Chersones ist unnahbar und ohne Häfen, die Küste steigt hier steil, fast senkrecht an und hebt sich bis zu einer Durchschnittshöhe von 3—400 Fuß; von hier aus hatten die vereinigten Armeen also Nichts zu befürchten. Der Schenkel des Dreiecks von Chersones bis in den Winkel des Busens von Sebastopol ist von Buchten zersplittert, diese Buchten und Küsten bis zur Festung hin waren in der Gewalt der Allirten, darunter bot die Bai von Kamiesch einen sicheren Hafen. Auch der unterste östliche Theil des Schenkels, der südliche Rand des Sebastopoler Busens wurde von den Allirten besetzt. Die Grundlinie des Dreiecks endlich bildet eine nach Osten, also nach dem Innern der Krim zu geneigte Abdachung, die in krummer Linie von Balaklawa aus sich erst nordwestwärts, dann nordostwärts wendet und bis an den Rand des Busens von Sebastopol sich erstreckt.

Das Innere des Dreiecks ist ein Plateau, eine wüste, baumlose Hochfläche, die von mehren Schluchten durchschnitten wird. Der Boden besteht größtentheils aus

Kalkstein, der theils als fester Fels, theils als Gerölle, theils als Staub verwittert zu Tage tritt.

Die Aufstellung der Truppen, wie sie von Lord Raglan und General Canrobert bald nach der Ankunft vor der Festung angeordnet wurde, war folgende. Die Franzosen theilten sich in zwei Corps; das eine zur Belagerung bestimmte unter General Forey wurde der West- und Südseite der Festung, der Quarantäne-, Central- und Mastbasion gegenüber aufgestellt, das andre unter General Bosquet postirte sich südöstlich auf dem Wege nach Balatlawa und sollte als Observationscorps dienen. Die englische Armee sollte auf der Ostseite Sebastopol's, also die Vorstadt Karabelnaja, angreifen. Abtheilungen derselben lagerten sich vor dem Redan und der Thurm- basion, die Hauptmacht stand weiter rückwärts, und der Rest sammt den Türken vertheidigte den Rand und den Abhang des Plateaus, den wir als die Grundlinie des Dreiecks bezeichnet haben. Der rechte Flügel der Britten reichte bis an das Ufer des Meerbusens von Sebastopol, der linke Flügel derselben war von der französischen Armee unmittelbar vor der Festung durch eine Schlucht geschieden, welche gleichsam die Fortsetzung des Hafens in's Innerste ist. Der linke Flügel der Franzosen lehnte sich an die Nordwestküste, da wo das Schwarze Meer die sogenannte Streligenbai bildet.

Aus diesen Dispositionen ergiebt sich zweierlei, was für das Verständniß der Belagerung von Wichtigkeit ist. Es ergiebt sich daraus erstens, daß die Festung nicht vollständig eingeschlossen war, die nördlich vom Meerbusen gelegenen Forts waren gar nicht mit in den

Kreis der Belagerung gezogen. Die Verbindung zwischen diesen Forts und der Südseite der Festung einerseits und die Verbindung zwischen den Forts und dem Inneren der Halbinsel andererseits war durch Nichts gehemmt. Lebensmittel, Munition, Mannschaften konnten ungestört vom Festlande Rußlands nach der Krim, von da nach der belagerten Stadt gebracht werden. Die Allirten unternahmen dasselbe Wagstück, an dem die Russen vor Silistria gescheitert waren; sie fingen an eine Festung zu belagern, ohne sie ringsum einzuschließen. Es ergiebt sich aus den Dispositionen zweitens, daß die Allirten ihre Kräfte theilen mußten, daß sie zwei Ziele im Auge hatten, einerseits den Angriff, andererseits die Vertheidigung. Die Franzosen stellten ein Observationskorps auf, ein Theil der Britten und die Türken postirten sich am Rande des Plateaus, die Britten warfen überdies auf den Höhen östlich von Balaklava Schanzen auf, — Alles um sich vor einem Angriff der Russen, der Armee Mentchikof's, zu decken.

Gleich nach der Schlacht an der Alma lief in Westeuropa die Nachricht ein, Sebastopol sei gefallen. Ein Tatar sollte die Kunde nach Butarest gebracht haben. Niemand zweifelte mehr, Alles war voll Jubel. Der österreichische Botschafter gratulirte in den Tuilerien, in London wie in Paris traf man Anstalten zu den Siegesfestlichkeiten. Aber niemals ist ein allgemeiner Jubel so unzeitig gewesen als dieser.

Die Heerführer der Allirten, die ursprünglich wol beabsichtigt hatten, Sebastopol durch einen Handstrich zu nehmen, hatten Angesichts der Festung nicht den Muth zum

sofortigen Stürmen; sie begannen eine förmliche Belagerung. Am 28. September waren die bei Eupatoria gelandeten Truppen im Süden der Festung angekommen, acht Tage darauf trafen die noch in Barna zurückgebliebenen Franzosen ein, am 9. October fingen die eigentlichen Angriffsarbeiten an.

In der Nacht vom 9. auf den 10. October schickten die Franzosen Arbeiterkolonnen, gedeckt durch Infanterie, vor und warfen etwa 1200 Schritt von den feindlichen Werken die ersten Parallelen aus. Der felsige Boden erschwerte die Arbeiten außerordentlich, aber sie waren doch mit Tagesanbruch so weit gediehen, daß man, von Erdauswürfen nothdürftig geschützt, den Bau von Batterien beginnen konnte. In der Nacht darauf eröffneten die Britten ihre ersten Laufgräben. Von den Häfen von Ramiesch und Balaklawa wurde mit unfäglicher Mühe alles Nöthige die Höhen hinauf und über das Plateau hinweg herbeigeschafft: Kanonen und Kugeln, Schanzkörbe und Sandsäcke und Lebensmittel; am 16. October war man so weit, um mit der Beschießung beginnen zu können.

Der 17. October ward zum allgemeinen Angriff, von der Land- und von der Seeseite her bestimmt. Früh Morgens, um 5½ Uhr, eröffneten 53 französische und 73 englische Geschütze das Feuer gegen die russischen Bastionen. Die Russen erwiderten jeden Schuß, die Zahl ihrer Geschütze an den bedrohten Punkten war ungefähr eben so groß als die der Gegner. Gegen acht Uhr flog das Pulvermagazin einer französischen Batterie in die Luft, zerstörte 12 Geschütze und tödtete und verwundete

gegen 100 Mann, um 10 Uhr explodirte ein kleineres Magazin in einer anderen Batterie. Die Russen litten auf dieser Seite wenig, sie verdoppelten nun ihre Anstrengungen und brachten das Feuer der Franzosen vollständig zum Schweigen. Die Engländer setzten indeß den Geschüßkampf fort, und sie waren etwas glücklicher. Sie sprengten kurz nach Mittag das Pulvermagazin des Redan und machten dadurch dreißig Geschüße unschädlich, etwas später flog ein Magazin im Malakof in die Luft; überhaupt fügten sie den russischen Werken bedeutenden Schaden zu und unterhielten das Feuer bis zum Anbruch der Nacht.

Im Laufe des Morgens hatte sich auch ein Theil der Flotten kampffertig gemacht, und um Mittag legten sie sich den am Meere liegenden Forts und Batterien gegenüber. Die französischen Schiffe beschossen das Quarantänefort und überhaupt die Werke der Südseite, die englischen Schiffe die an der Nordseite des Meerbusens. Der Kampf dauerte 3—4 Stunden. Die Festungswerke erlitten bei dem furchtbaren, aus einer Entfernung von 1400—1500 Schritt eröffneten Bombardement wenig Schaden; das Mauerwerk hielt, nur ein paar Schießscharten wurden zertrümmert. Dagegen wurden die Flotten arg mitgenommen, die Masten, das Latelwerk, selbst die Rumpfe wurden nicht wenig beschädigt, zwei Linienschiffe lehrten als halbe Wracks aus dem Feuer zurück und mußten nach Konstantinopel gebracht werden; mehr als 500 Tode und Verwundete befanden sich Abends an Bord der verbündeten Schiffe.

Das war der erste Angriff auf Sebastopol, und er

hatte so gut als gar kein Resultat gehabt. Die Verluste der Besatzung an Menschen waren gering, die von den Britten zerstörten Werke wurden noch in der folgenden Nacht ausgebessert und stärker als vorher armirt. Am empfindlichsten war für die Belagerten der Tod des Admirals Kornilof. Er wurde während der Beschießung der Thurm bastion am Bein verwundet und mußte sich den Fuß abnehmen lassen, hielt aber die Folgen der Amputation nicht aus.

Die Besatzung Sebastopol's war in den letzten Wochen bedeutend verstärkt. Mentschikof hatte gleich nach der Alma Schlacht einen guten Theil seiner Armee dort gelassen und dann Kourier über Kourier an den Fürsten Michael Gortschakof nach Bessarabien geschickt, um Sultans zu erbitten. Am Pruth waren freilich auch keine überflüssigen Truppen, und der russische Oberfeldherr hatte keine Garantie, daß nicht Omer Pascha von der Dobrudscha aus zum Angriff überging, oder daß nicht die Desterreicher sich offen zu dem Feinde schlugen; aber er verkannte nicht, daß die dringendste Gefahr für den Augenblick in der Krim war. „Möge ich auch geschlagen werden,“ schrieb er an Mentschikof, „wenn Sie sich nur in Sebastopol halten,“ und er sandte sofort das Korps des Generals Dannenberg in Eilmärschen ab. Ende September stießen bereits Kosaken vom Don und vom Ural zur Krimarmee, am 16. Oktober trafen die ersten Abtheilungen des Dannenberg'schen Korps, das in außerordentlich kurzer Zeit mehr als hundert Meilen zurückgelegt hatte, ein. Wenige Tage später, nachdem der Rest des Korps angelangt war, sah sich Mentschikof, die Gar-

nison der Festung eingerechnet, an der Spitze von circa 90,000 Mann.

Glaubte sich der russische Obergeneral somit stark genug, die Offensive gegen die an Zahl weit schwächeren Allirten ergreifen zu dürfen, so hielt er sich auch durch die kleinen Vortheile, welche jene allmählig gewonnen hatten, dazu aufgefordert. Nachdem der Donner des Geschüßes in der Nacht vom 17./18. Oktober geschwiegen, begann am Morgen des 18. das Feuer von beiden Seiten von neuem und dauerte in den nächsten Tagen fort. Es gelang den Russen zwar, den Belagerern mehre empfindliche Verluste durch Ausfälle und durch Pulverexplosionen zuzufügen, aber namentlich die Franzosen drangen doch allmählig weiter vor und hatten sich der einen Bastion am 23. Oktober schon bis auf 1000 Schritt mit ihren Laufgräben und Batterien genähert. Beides — die Verstärkung seiner eignen Armee und die Fortschritte der Belagerer — mochten Mentischitof bestimmen, kurz, er entschloß sich, die Allirten im freien Felde anzugreifen.

Dies war nur auf einer Seite möglich, auf der Linie, die wir uns von der äußersten Spitze des Busens von Sebastopol — wo die Ruinen von Intermann liegen — bis zum Hafen von Balaklawa gezogen gedacht haben, und auf dieser Seite, auf dieser Linie nur an zwei Stellen, an den Endpunkten, entweder bei Intermann oder bei Balaklawa. Gelang es den Russen, des Hafens von Balaklawa sich zu bemächtigen, so waren die Engländer von ihrem Stützpunkte abgeschnitten und zugleich der dort lagernden Kriegs- und Mundvorräthe beraubt. Darnach traf Fürst Mentischitof, der seine Operationsarmee

nordöstlich von der Festung concentrirt hatte und allnächtlich seine Kosaken bis dicht an die feindlichen Vorposten relognoscirciren ließ, seine Dispositionen.

Gegenüber den Höhen, welche die Allirten von Internemann bis Balaklawa besetzt hatten, östlich davon, liegt das Thal der Tschernaja. Es daucht sich langsam ab, ist zum Theil fast eben; es streicht von Südost nach Nordwest und wird von der Straße, die von Simseropol nach Balaklawa führt, quer durchschnitten. So ist das Thal vortrefflich geeignet, einen Sammelpunkt für Truppenmassen abzugeben, welche Balaklawa angreifen sollen.

In der Nacht vom 24/25. Oktober concentrirten sich 10—12,000 Mann Infanterie, 3000 Pferde und 40 Stück Geschütz im Tschernajathal in der Gegend des Dorfes Tschorguna. Die Leitung des Ganzen hatte General Liprandi, das Kommando der Artillerie Fürst Peter Gortschakof. Es galt der Einnahme Balaklawa's, zunächst jedoch der Erstürmung der Batterien und Redouten, welche vor der Front desselben aufgeführt waren. Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens brachen die Russen auf, gegen 7 Uhr erreichte die Avantgarde die ersten beiden Redouten, welche je von einer Compagnie Türken und einigen britischen Artilleristen besetzt waren. Der Angriff geschah so rasch, daß die Kanoniere kaum Zeit hatten, zu feuern; die Türken, größtentheils Rekruten, warfen ihre Musteten hin und flohen den Hügel hinab, nach Balaklawa zu, ein Theil von ihnen ward von den Kosaken niedergefäbelt oder gefangen, 11 Kanonen gewonnen. In den drei andern Redouten verbreitete dieser Ueberfall solche Bestürzung, daß die dort lagernden Türken den Angriff gar

nicht erst abwarteten, sondern ihre Geschütze vernagelten und sich gleichfalls auf die Flucht machten.

Unter den im Hintergrunde lagernden Engländern war inzwischen Allarm geschlagen, und ein Regiment Hochländer stand bereits vor Balaklawa in Schlachtdrängung, hinter ihnen sammelten sich die flüchtigen Türken wieder, und neben ihnen links ordnete sich heransprengende brittische Reiterei, auch Lord Raglan erschien mit seinem Stabe.

General Liprandi ließ die Redouten besetzen und schickte zwischen denselben 14 Schwadronen Reiterei, unterstützt von 14 Geschützen vor, um die Hochschotten zu werfen und die ihnen jetzt zur Seite stehenden Türken. Die Letzteren geben, als die feindliche Kavallerie herankommt, Feuer auf 1200 Schritt, dann nehmen sie abermals Reißaus. Aber die Hochländer stehen kalt und ruhig; den fliehenden Türken senden sie eine Salve seitwärts nach, die Russen lassen sie dicht herankommen. Athemlos erwarteten Alles, Freund und Feind, auf den umliegenden Höhen den entscheidenden Moment. Nur noch hundert Schritt beträgt die Entfernung zwischen den Reitern und den Schotten: da knattert das Gewehrfeuer, die Reiterei stutzt, prallt zurück, Menschen und Pferde wälzen sich am Boden, die Reihen öffnen sich, schwenken und eilen in raschem Laufe zurück.

Gleich darauf versuchte weiter rechts die russische Reiterei einen Stoß gegen die englische Kavallerie. Sie bewegt sich langsam heran, aber die Britten warten nicht auf sie. Eine Brigade schwerer Reiterei, etwa 500 Pferde, die schottischen Grauen und die Ennistillings,

stürzt sich ihnen entgegen. Wie ein unwiderstehlicher Orkan wirft sie die erste Reihe der Russen vor sich nieder, durchbricht die zweite, und in fünf Minuten ist die ganze doppelt starke Masse des Feindes aufgelöst und eilt zurück in wilder Flucht. Die Artillerie der Engländer räumt unter den Fliehenden furchtbar auf.

Aber die Russen waren noch im Besiß der vier Redouten und der Geschütze, die darin befindlich gewesen. Lord Raglan schmeichelte sich, auch diese wieder nehmen zu können. Um 10 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens gab er einer Brigade leichter Reiterei unter Lord Cardigan und der Brigade schwerer Reiterei, die so eben den glänzenden choc ausgeführt hatte, Befehl, den Feind anzugreifen, und die braven Reiter sprengten davon, geradeswegs auf die russischen Kanonen. Die leichte Brigade kam in ihrer Kampfbegier der schweren voraus, so weit, daß sie auf die Unterstützung derselben im entscheidenden Augenblick nicht zählen konnte. Trotzdem stürmte sie auf den Feind ein. Es war eine ganze russische Armee, die in Position auf den Höhen den 650 Mann leichter Kavallerie gegenüberstand. Auf 800 Schritt kamen die dem Tode geweihten Reiter an die russischen Linien heran, dann rissen die Kugeln und Kartätschen von 24 Geschützen Lücken in ihre Glieder. Aber sie achteten das nicht und stugten kaum. Mit hochgeschwungenem Säbel stürmten sie zwischen die Batterien, und säbelten die Bedienung von 14 Kanonen zum großen Theil nieder. Auch die zur Deckung der Geschütze dastehende Infanterie ward von ihnen durchbrochen, und sie warfen sich todesmuthig auf eine ihnen entgegenreitende Masse Ublanen. Da jedoch

traf sie ein mörderisches Geschützfeuer in der rechten und in der linken Flanke. Das lichterthete furchtbar die Reihen des schon stark zusammengeschmolzenen Häufleins. Sie wandten sich, um aus dem Bereich der Kanonen zu kommen, als sie von russischer Reiterei plötzlich auch im Rücken angegriffen wurden. Von der ganzen Brigade wäre wol kaum ein Mann oder ein Ross davongekommen, wenn nicht zu rechter Zeit sechs Schwadronen afrikanischer Jäger herbeigeeilt wären. Sie warfen sich auf den rechten Flügel der Russen und machten dem Reste der Reiter Lust, so daß diese sich hinter die schwere Brigade zurückziehen konnten. Das Gefecht hatte damit für den Tag ein Ende, und beide Theile blieben in ihren Stellungen.

In der Festung Sebastopol war am Nachmittage des 25. Oktober großer Jubel. Ein Tebeum wurde in der Kathedrale gehalten, und die Soldaten bekamen eine Extraportion Branntwein. Unbedeutend war das Resultat des Gefechts bei Balaklawa in der That auch nicht. In der Flanke der Allirten, nahe bei dem Hasen von Balaklawa hatte ein russisches Korps von 15,000 Mann festen Fuß gefaßt und es damit in der Hand, den Rücken der Belagerer jeden Augenblick ernstlich zu bedrohen.

Das geschah auch gleich in den nächsten Tagen. Scharmüzel in der Umgegend von Balaklawa folgte auf Scharmüzel, Ausfälle aus Sebastopol hielten die Armeen der Verbündeten beständig in Athem, zumal die Britten waren durch die täglichen Gefechte und die nächtlichen Allarmirungen auf's äußerste erschöpft. Und am 5. November machte der russische Oberkommandant einen zweiten Massenangriff vom freien Felde aus.

Neuer Zuzug war von Odessa, von Kertsch und Raffia her gekommen. In dem südlichen, belagerten Theile Sebastopols lagen 34,000 Mann mit 240 Feldgeschützen; in den Nordforts 6500 Mann, im Ischernajathal und bei Balaklawa zusammen 66 Bataillone, 57 Schwadronen und 34 Sotnien Kosaken mit 244 Kanonen. Die sämtlichen russischen Streitkräfte beliefen sich auf 108,500 Mann mit 484 Feldgeschützen. In den Werken Sebastopols verfügte man, die Schiffskanonen eingerechnet, über 1500 Festungsgeschütze. Zwei Söhne des Kaisers, die beiden jüngsten, die Großfürsten Michael und Nikolaus waren im Feldlager eingetroffen. Ein ausdrücklicher Befehl des Zaren mahnte den Oberbefehlshaber, die Offensive zu ergreifen und die Armeen der Verbündeten in's Meer zu werfen. Das Heer war fanatisirt durch spirituelle und materielle Mittel; die Anwesenheit der Großfürsten, die Reden der Popen und der Branntwein hatten in ihm eine blinde Wuth erregt gegen die Feinde des heiligen Glaubens und des heiligen Rußland.

Die Dispositionen des Fürsten Menschikof waren danach getroffen, um den Erfolg möglichst zu sichern. Während ein Korps die Britten an ihrer schwächsten Stelle von Inkermann aus angriffe, sollte die Besatzung der Festung einen Ausfall gegen die Franzosen machen, sollte von der Vorstadt Karabelnaja aus der linke Flügel der Engländer bedrängt werden, und sollte General Gortschakof bei Balaklawa eine Kanonade gegen den Feind unterhalten. Das Geheimniß der Vorbereitungen war gut gewahrt; Niemand im Lager der Allirten dachte an einen Ueberfall.

In der Nacht vom 4. auf den 5. November regnete es unaufhörlich, und als der Morgen dämmerte, verhüllte ein dichter Nebel das Thal der Tschernaja und die anliegenden Hügel. Im englischen Lager schlief Alles nach einer an Strapazen reichen Nacht, und die durch-nächsten frierenden Vorposten mochten weniger aufmerksam sein als gewöhnlich. Aber bei den Russen war die ganze Nacht hindurch die regste Thätigkeit gewesen. Die Truppen nahmen die vorherbestimmten Positionen ein, schweres Geschütz ward aufgefahen bei den Ruinen von Intermann, ein Dampfer mit Mörsern und Kanonen vom schwersten Kaliber kam aus dem Hafen und legte sich im Winkel des Busens von Sebastopol vor Anker.

Gegen fünf Uhr Morgens — der 5. November war ein Sonntag — setzten sich die Russen in Marsch. General Soimonof führte 28 Bataillone und 7 Batterien aus Karabelnaja, General Pawlof 20 Bataillone und 5 Batterien von Intermann her gegen die englischen Linien. Diese Massen erklimmten die Höhen am Rande des Busens und an dem Thal der Tschernaja. Unbemerkelt gelangten sie bis an die feindlichen Vorposten. Sie schlichen in ihren grauen Röden wie Gespenster durch den Nebel, in dem man nur ein paar Schritte weit sehen konnte. Die Vorposten der Engländer leisteten trotz der Ueberraschung verzweifelten Widerstand: sie konnten die dichten Kolonnen nicht zurückwerfen, aber das Gewehrfeuer allarmirte das Lager, und der Widerstand gab den nächsten Regimentern Zeit, herbeizueilen.

Die Divisions- und Brigaden-Kommandanten riefen auf den ersten Allarm ihre Truppen zusammen und war-

fen an den Rand des Plateau's, was von Streitkräften zur Hand war. Wir können uns, da wir nicht speciell für Militärs schreiben, überhaupt nicht darauf einlassen, die Stellung der einzelnen Regimenter, Brigaden und Divisionen zu detailliren, aber in diesem Fall kommt auch noch viel weniger darauf an als sonst. Die Engländer warfen nach und nach ihre sämtlichen Truppen — die wenigen in den Laufgräben zurückgebliebenen ausgenommen — an den Rand des Plateau's, und auf demselben entspann sich ein Kampf, der in der Kriegsgeschichte seines Gleichen sucht.

Der am meisten gefährdete Punkt der brittischen Stellung war der Theil des Hügelrückens, welcher vom äußersten rechten Flügel besetzt war und Intermann gerade gegenüber lag. Das Plateau fiel hier allerdings ziemlich steil ab zum Tschernajathal, aber es wurde beherrscht von den jenseitigen Höhen. Die Engländer hatten es versäumt, diese Stelle rechtzeitig zu besetzen, wiewol der General de Lacy Evans mehr als einmal daran erinnert hatte, und die endlich aufgeworfene Schanze war noch nicht armirt. Die Russen aber hatten in der verflossenen Nacht die jenseitigen Höhen mit etwa 40 Geschützen des schwersten Kalibers besetzt, und richteten damit und mit den Kanonen des erwähnten Dampfers ein furchtbares Blutbad unter den Regimentern an, die den stürmenden Kolonnen auf dem Rücken und am Hange der Hügel entgegentraten.

Jedoch die Hauptwaffe dieser Schlacht bei Intermann war das Bajonett. In keiner Schlacht dieses Jahrhunderts ist es so viel gebraucht als in dieser. Die

Russen und die Britten griffen abwechselnd zu demselben, mit einer furchtbaren Wuth stürmten jene heran, mit einer bewundernswerthen Hartnädigkeit hielten diese Stand. Das Wetter blieb sich im Laufe des Morgens gleich, der Nebel gestattete keinen Ueberblick, nur aus dem Knattern der Musketen und Büchsen, aus dem Donner der unsichtbaren Kanonen waren die Positionen der Angreifer und Vertheidiger zu erschließen; die Kolonnen erblickten einander erst, wenn fast die Spitzen der Bajonnette sich berührten.

Es waren 8 oder 9000 Engländer, die hier einer erbitterten Masse von 40,000 Russen gegenüberstanden, und selten ist die altberühmte brittische Tapferkeit auf eine so harte Probe gestellt. Stundenlang wogte der Kampf an den Rändern des Plateau. Die Bomben der Russen plagten in den englischen Haufen, und die plagenden Eisenstücke schmetterten Tod in die hinteren Glieder dieser Braven, zerrissen im Hintergrund ihre Zelte, während die vorderen Reihen das Bajonnett mit den Segnern kreuzten oder mit den Kolben auf sie einschlugen. Bald drängten die Russen den Feind vom Rande des Plateau zurück, bald stießen die Britten jene den Hang hinab. Jeder einzelne Punkt der Wahlstatt war eine Scene von beispiellosem Heldenmuth, von Todesverachtung und von fürchterlichem Gemehel. Hier gab es keinen Pardon, es galt nur Sieg oder Tod. Die Russen ließen selbst an den Vermundeten noch ihre Wuth aus und durchstießen die am Boden liegenden mit dem Bajonnett.

Wir wollen nur ein paar Scenen aus diesem verworrenen, gräßlichen Bilde hervorheben. Inermann gegen-

über war es die Division des Generalleutenant Cathcart, die den Sturm und das Feuer der Russen mit Hingebung aushielt. Dieser tapfere Offizier schickte ein Regiment vor, das versuchen sollte, sich einen Weg in das Thal zu bahnen und einen Flankenangriff auf die jenseitigen Batterien auszuführen. Als er seine Leute am Abhange vor der Uebermacht in Verwirrung gerathen sah, ritt er selbst hinab, bis in die vordersten Reihen und ermutigte die Wankenden. Als man ihm zurief, es fehle an Patronen, erwiderte er: „Habt ihr eure Bajonnette nicht?“ Und er führte das Regiment von neuem dem Feinde entgegen. Aber ein dichter Kugelregen begrüßte die Anstürmenden, und der General selbst sank tödtlich getroffen vom Pferde. Das Regiment schloß sich dichter zusammen, um sich den Weg rückwärts zu bahnen. Es wurde umringt, von allen Seiten mit dem Bajonnett angegriffen und erreichte nur nach den verzweifeltsten Anstrengungen den Rand des Plateau; gegen 500 Mann waren auf dem Plage geblieben.

Besonders heiß war der Kampf an dem äußersten rechten Flügel der Britten, an der bezeichneten gefährdeten Stelle. Die englischen Gardes unter Führung des Herzogs von Cambridge waren hieher geeilt, sie litten furchtbar unter dem Kugelhagel der feindlichen Geschütze, erwarteten aber festen Fußes den im dichten Gebüsch des Abhanges herandringenden Feind. Sie hatten keine Reserve, sie verschossen ihre Patronen, dennoch wollten sie nicht weichen und vertheidigten sich mit dem Bajonnett. Da erschien eine russische Kolonne in ihrer Flanke und überschütete sie mit Musketen- und Kartätschenkugeln. Sie verloren

die Hälfte ihrer Mannschaft und 12 Offiziere und mußten die halbvollendete Schanze den Russen überlassen. Da kam ein Regiment von einer andern Division zu Hülfe und verstärkt davon ging die Garde wieder zum Angriff über und schlug die Russen aus der Schanze. Aber rasch kehrten diese in größerer Zahl zurück, bemächtigten sich des Erdwerks von neuem und drängten mit aller Macht auf die weichenden Britten.

Dieser Moment war ohne Zweifel der entscheidende Augenblick der Schlacht. Gelang es den Russen, sich wirklich auf den Höhen festzusetzen, die Reihen der Belagerer zu durchbrechen, so war die englische Armee verloren.

Da zeigte sich zur Rechten der Britten eine unerwartete aber erwünschte Hülfe, eine Kolonne französischen Fußvolks eilte im Sturmschritt heran. General Bosquet, der Kommandeur des französischen Observationskorps, hatte kaum den Kanonendonner am Morgen vernommen, als er seine Truppen unter die Waffen rief. Zwei Bataillone Linienoldaten, vier Compagnien Jäger und zwei Batterien reitender Artillerie, die ihm zunächst unter der Hand waren, raffte er rasch zusammen und eilte damit in der Richtung des Kanonendonners vor, indem er einigen andern Bataillonen Befehl gab, nachzukommen. Um 10¹/₂ Uhr Morgens langte er gerade zu rechter Zeit an, um die englische Garde und damit den Sieg zu retten. Als sich die algerischen Jäger unter dem Klange der Signalthörner den Russen in die Flanke stürzten, da griff auch die Garde mit Löwenmuth noch einmal von vorn an, und die Artillerie feuerte mit verdoppeltem

Eifer. Gegen 12 Uhr fingen die Russen an zu weichen und wurden dann in's Thal zurückgeworfen. Noch einmal stürmten sie heran, aber Bosquet's Franzosen wiesen sie unverrichteter Sache ab. Gegen zwei Uhr zogen sie sich auf allen Seiten zurück und auch das Kanonenfeuer verstummte.

Während es auf den Höhen bei Inermann so heiß berging, hatten auch die französischen Belagerungstruppen im Südwesten und Süden Sebastopol's ihre Arbeit gehabt. Um 9 Uhr Morgens war der General Timosejef mit 5000 Mann der Disposition des Fürsten Mentshikof gemäß aus der Festung aufgebrochen. Im Schutze des dichten Nebels gelang es ihm, die Franzosen in den Laufgräben zu überraschen, sie zu vertreiben und acht Geschütze zu vernageln. Die Besatzung der Laufgräben zog sich auf ihre Reserve zurück, aber auch diese vermochte den Stoß des Feindes nicht auszuhalten. Erst als bedeutendere Verstärkungen heraneilten, gelang es, das Geschlecht zum Stehen zu bringen und dann die Russen aus den Laufgräben und aus den Batterien mit einem Verlust von 700 Mann hinauszuworfen. Sie zogen sich auf die Festung zurück. Eine französische Brigade unter General de Lourmel folgte ihnen bis dicht unter die Wälle. Nun zog jedoch General Timosejef frische Truppen an sich und trieb mit diesen, unterstützt von der Artillerie der Erdwerke, die nachdringende Brigade zurück. De Lourmel selbst fiel, und seine Brigade erlitt schwere Verluste, bis der Feind endlich vor dem Feuer neuer französischer Kolonnen Halt machte und sich nach Sebastopol zurückzog.

Auf den Höhen von Balaklawa hatte Gortschatof sich zum Glück für die Allirten damit begnügt, dem Buchstaben seiner Ordre nachzukommen und eine Kanonade zu unterhalten.

Die Allirten hatten einen Sieg erfochten bei Intermann, die Russen hatten eine glänzende Probe ihrer Kriegstüchtigkeit abgelegt, aber — wie theuer war dieser Sieg erkauft und diese Probe bezahlt! Ein Schlachten war's gewesen, daß Lord Raglan, der in den spanischen Kämpfen zu Napoleon's Zeit und bei Waterloo gefochten, versicherte, er habe nie etwas Aehnliches gesehen. Um die mehrerwähnte Schanze, wo die englische Garde gestanden, lagen nach der Schlacht die Todten buchstäblich haufenweise; 1200 todte und sterbende Russen allein fand man dort. Der Gesamtverlust war im Verhältniß zur Zahl der Truppen, die in's Gefecht gekommen waren, ungeheuer: die Franzosen hatten 1726 Kampfunfähige, die Britten 2612, darunter 146 Offiziere; jene hatten den siebenten, diese den dritten Theil ihrer Truppen eingebüßt, die sie in den Kampf geführt. Den Verlust der Russen gab Fürst Mentschikof selbst auf 2969 Todte (darunter 42 Offiziere) und 5791 Verwundete (darunter 208 Offiziere) an; Lord Raglan schätzte die Einbuße der Russen auf 5000 Todte und 10,000 Verwundete.

Die Schlacht bei Intermann ist epochemachend in der Belagerungsgeschichte Sebastopols. Die Kräfte der Belagerer wie der Belagerten sind in ihr erschöpft, und beide Theile bedürfen einer längeren Ruhe, um zu neuen außerordentlichen Anstrengungen im Stande zu sein. Die Feindseligkeiten dauern freilich fort, aber werden gleich-

sam nur maschinenmäßig fortgesetzt, weil sie einmal begonnen sind: die streitenden Parteien haben einen schlimmeren gemeinsamen Feind: den Winter, die Noth und die Seuchen.

Am 6. November, Tags nach der Schlacht, ward von den Allirten ein Kriegsrath gehalten und darin die Möglichkeit und Rätlichkeit eines Sturms auf die Festung berathen. Es wurde wol von Einigen der große Verlust der Russen geltend gemacht, aber schließlich drang die Meinung durch, daß es für die eignen Heere unmöglich sei, einen zweiten solchen Kampf zu wagen. Man beschloß daher, mit der Belagerung vorläufig Halt zu machen, auch die Versuche, das Korps Liprandi aus der Gegend von Balaklawa zu vertreiben, einzustellen, und alle Kraft auf die Verstärkung und Dedung der eignen Positionen zu verwenden.

Die nächsten Monate, der November und December 1854, und der Januar 1855 waren für die Allirten auf der Krim eine fürchterliche Zeit. Nicht die Kugeln der Russen — aber der Unverstand und die Sorglosigkeit ihrer Beamten und Offiziere, das Klima und das Terrain decimirten die Armeen. Die Engländer litten am meisten: sie schmolzen herab auf ein kleines Häuflein; von 26,000 Mann, die an der Almaschlacht Theil nahmen, blieben nach der Schlacht bei Inkermann noch 14,000 übrig, im December waren ihrer noch 8000, im Februar 1855 noch 5000. *) Die Türken

*) Ruffel erzählt unterm 8. Januar: „Das 63. Regiment hatte gestern nur noch 7 Mann diensttichtig, das 46. nur noch

sanken von 12,000 Mann auf 5000 herab. Der Verlust der Franzosen war etwas geringer.

Schon am 14. November kam ein fürchterlicher Orkan, er zerriß die sämtlichen Zelte, gab die Truppen dem Regen und der Kälte preis und zertrümmerte eine Menge von Transportschiffen, *) unter ihnen den „Prince,“ auf welchem sich die Winterkleider für die englische Armee befanden. Bald fehlte es im Lager nicht nur an wärmender Kleidung, sondern auch an Lebensmitteln. Zu guter Jahreszeit war es versäumt, Straßen zu bauen; jetzt waren die Wege zwischen dem Lager und der Küste grundlos und fast ungangbar. Der Boden, im Sommer mit staubigem, verwittertem Gestein bedeckt, war nun eine zähe Schlammmasse. Die Pferde starben aus Mangel an Futter, die gesammte brittische Kavallerie z. B. war im Anfang Januar auf 50 Thiere reducirt, und diese 50 wurden auch als Lastthiere verwendet, — so mußten die Menschen die Lebensmittel, die Kugeln, die Zelte auf die Höhen schleppen. Natürlich war bei solchem Transportdienst an keine regelmäßige Verpflegung zu denken; bis an die Truppen in den Laufgräben kam oft der Mundvorrath nicht; ein Engländer schrieb: „wir haben unser tägliches Brot und auch das nur in halben Rationen.“ Aber auch in Balaklawa und Kamiesch riß Mangel ein. Bei dieser kärglichen Nahrung war der

30 Mann.“ „Die schottischen Gardesüßliere, die 1562 Mann zählten, stellen jetzt einschließlic der Offiziersbedienten und Korporale 210 Mann.“

*) Im Ganzen 12 Transportschiffe; außerdem ein französisches Linienschiff und eine türkische Fregatte.

Soldat den fürchterlichsten Mühen ausgesetzt. Zu dem Transportdienst kam das Wachestehn in den Laufgräben bei unzureichender Bekleidung. Die Witterung wechselte furchtbar schnell: heute lagen die Truppen unter den leichtesten Zelten im eigentlichen Sinne des Wortes in Wasser und Schlamm, morgen herrschte eine empfindliche Kälte, und der Sturm trieb den feinen Schnee durch die Zwischenräume der Leinwand. Das massenhafte Erkranken und Sterben mehrte natürlich die Mühe und Arbeit der Ueberlebenden. Die hunderte von Menschen, welche täglich erkrankten, mußten in die Hospitäler geschafft und versorgt werden, und die neu Ankommenden, welche die Lücken ausfüllen sollten, erlagen gewöhnlich den Strapazen und Einflüssen der Witterung am schnellsten.

In diesen Monaten war an entscheidende Unternehmungen auf dem Lande nicht zu denken. Aber auch die Flotte der Verbündeten operirte nicht gegen den Feind. Sie hatte hinlänglich zu thun, um der Armee auf der Krim neue Mannschaften, neues Belagerungsmaterial und Proviant herbeizuführen und sich mit den gefährlichen Wogen des Pontus herumzuschlagen.

Man muß sich auf den ersten Blick darüber wundern, daß diese trostlose Lage der Allirten vom Fürsten Mentshikof nicht benutzt wurde, um neue Anstrengungen zu machen, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten. War er doch noch immer weit überlegen, wenn er den Verlust der letzten Schlacht von den 104,000 Mann subtrahirte, die er Tags zuvor hatte! Aber in der That bezeugt die Unthätigkeit des Fürsten zunächst den furchtbaren Eindruck, den dies Blutbad bei Infermann gemacht. Waren

die Allirten zu schwach an Zahl, um unmittelbar nach der Schlacht einen Sturm wagen zu dürfen, so war im russischen Feldlager der moralische Muth gebrochen. In der Folgezeit aber trafen die Russen dieselben Leiden, sie hatten mit denselben Widerwärtigkeiten zu kämpfen wie ihre Gegner. Die Truppen aus Bessarabien waren freilich rasch genug im September und Oktober herangeeilt, aber sie waren aufgebrochen so wie sie gingen und standen, die Munition, die Bagage und der Mundvorrath war zurückgeblieben. Inzwischen trat die bitterste Noth in der Festung wie unter den Truppen im Lager ein. Die einzelnen Gefangenen, welche die Allirten in den gelegentlich gelieferten Scharmüßeln machten, gaben einen redenden Beweis davon durch ihre blassen Gesichter und ausgemergelten Gestalten; die Deserteure bestätigten das bei den Russen herrschende Elend durch ihre Erzählungen. Der Sturm des 14. November und der des 19. that den Russen mindestens eben so viel Schaden als den Allirten. Nicht nur im Lager, das Mentshikof an der Nordseite Sebastopol's hatte aufschlagen lassen, litt man direkt von der Wuth des Orkans, — die auf dem Marsche befindlichen Kolonnen und die Transporte von Munition und Proviant, welche unterwegs waren, kamen am schlimmsten weg. Die Schneestürme der pontischen Steppe und der Krim sind von Reisenden vielfach geschildert; es ist als bekannt voranzusetzen, daß sie Wälder entwurzeln, dicke Bäume wie Strohhalme zerbrechen, Häuser abdecken, Scheunen, Ställe und Kirchtürme umwerfen, ganze Herden verschütten und einzelne Thiere erfassen und weithin durch die Luft schleu-

den. In den Novemberstürmen des Jahres 1854 gingen den Russen 1400 Proviantwagen zu Grunde, auf dem Asowschen Meer scheiterten 30 Schiffe, die Stadt Verdiansk ward furchtbar verwüstet, ein Theil der Vorräthe, die bereits auf der Krim aufgehäuft waren, ging verloren. In Bessarabien erfroren zwei Compagnien Soldaten und die auf vierzig Wagen befindlichen Kranken in einer Decembernacht während des Marsches. Diese Verluste wirkten natürlich zurück auf die Verpflegung der Feldarmee und der Garnison der Festung: eine Zeitlang herrschte entsetzliche Noth, die sich auch dadurch nicht verstellen ließ, daß die Kosaken mitunter ein treffliches Weizenbrod an eine Stange nagelten, um den Feind glauben zu machen, sie schwelgten im Ueberfluß.

Hemmete die Noth die Operationen der russischen Armee, so waren auch noch andre Umstände da, welche die Ausführung des kaiserlichen Willens und Gebots, die Verbündeten in's Meer zu werfen, erschwerten. Die Tschernaja, im Sommer ein Gewässer von mäßiger Tiefe und Breite, schwoll unter der wechselnden und feuchten Natur des Winters, von dem häufigen Regen und dem rasch schmelzenden Schnee so gewaltig an, daß sie den Operationen der Armee Mentischitofs ein natürliches Ziel setzte. Der Rücken der Allirten war durch das überschwemmte Thal völlig gedeckt, ein zweiter Angriff von Inermann aus zunächst unmöglich. Dann aber drohte den Russen selbst von anderer Seite her Gefahr. Supatoria, bisher nur von wenigen tausend Mann besetzt, füllte sich nach und nach immer mehr mit feindlichen Truppen an; die Türken warfen ein Regiment nach dem andern da-

hin, Omer Pascha selbst langte dort an, und die Umgebung des Platzes wurde immer stärker verschanzt. Endlich war es die Landenge von Peretop, deren Lage den russischen Feldherren Besorgniß einflößen mußte; als der gewöhnliche Verbindungsweg zwischen Südrußland und der Krim hatte sie für eine auf der Halbinsel operirende Armee die größte Wichtigkeit, aber es war vorauszusetzen, daß auch der Feind diese Wichtigkeit am Ende begreifen und vermittelst der zahlreichen ihm zu Gebote stehenden Kriegsschiffe eine Landung dort versuchen werde.

Theils um diese bedrohten Punkte zu decken, theils um eine bessere Verpflegung zu realisiren, mußte Fürst Mentshikof sich entschließen seine Armee zu vertheilen. Ein Theil ward vor Eupatoria aufgestellt, ein Theil bei Peretop, andre Abtheilungen begaben sich nach Simferopol und Baktshifarai, der Rest blieb bei Sebastopol. Es ging den Russen wie den Allirten, sie mußten sich während der Wintermonate darauf beschränken, ihre Positionen zu besfestigen und neue Vertheidigungsmittel herzustellen.

In dieser Beziehung geschah allerdings außerordentlich viel. An den Werken der belagerten Seite von Sebastopol ward unablässig gearbeitet. Unter der umsichtigen Leitung des Artillerieoffiziers Tottleben *) wurde

*) Tottleben war, wie schon der Name andeutet, von deutscher Herkunft. Interessant ist es, daß im orientalischen Kriege es Deutsche waren, die sich um die Vertheidigung der beiden Festungen, Silistria und Sebastopol, die größten Verdienste erwarben. Denn auch Grach, der Vertheidiger Silistria's, war ein Deutscher.

eine ungeheure Anzahl Gräben, Verhaue, Redouten und Batterien angelegt. Ueber den Busen von Sebastopol führte man eine Schiffbrücke, um die beiden Hälften der Festung sichrer und bequemer zu verbinden; und auf der Nordseite selbst, wo bisher nur die beiden Forts Konstantin und die Küstenbatterien lagen, erstand förmlich eine neue Festung. Gleichzeitig ging man an die Arbeit, im Norden der Krim die Landenge von Arabat, zwischen dem Faulen und dem Ufowschen Meer, die eine Sumpfstrecke war, gangbar zu machen und sich so eine Kommunikation mit dem Kontinente neben der Landenge von Beretekop zu sichern.

Wenn man auf den Gang der Kriegereignisse, den wir geschildert haben, nun noch einmal zurückschaut, und die Resultate zusammenfaßt, so kann es bei flüchtiger Betrachtung scheinen, als habe der Kaiser Nikolaus am Schlusse des Jahres 1854 eben nicht Ursache gehabt, mit dem Verlaufe der Dinge unzufrieden zu sein.

Noch waren eigentlich keine Verluste an Terrain zu beklagen. So groß die Ausdehnung des russischen Reiches war, so weit sich die Küsten desselben erstreckten, — mit Ausnahme der Inselfestung Bomarsund war noch kein Stück Erde dem Zaren entrisen. Die Belagerer von Sebastopol wurden von der russischen Armee selbst wieder belagert und befanden sich in einer kläglichen Lage. Die Flotten der Allirten hatten die Ostsee verlassen wie das Weiße Meer, ohne nennenswerthe Erfolge

zu erringen; vor Odeffa und vor Petropaulowst*) waren sie mit blutigen Köpfen abgewiesen. Die Heere Rußlands hatten bis jetzt keine entscheidende Niederlage erlitten, auf der Krim vielmehr glänzende Proben ihrer Tapferkeit abgelegt und den besten Truppen der Welt den Sieg gar schwer gemacht. Die Kriegsschiffe des Zaren hatten sich allerdings nicht mit dem überlegenen Gegner zu messen gewagt, aber sie lagen zum großen Theil hinter uneinnehmbaren Forts und in sicheren Häfen.

Mit solchen Betrachtungen hätte sich ein andrer Monarch trösten mögen, — Nikolaus I. vermochte es freilich nicht. Seine Selbstüberschätzung war zu groß, die Gewohnheit, den Herrn und Meister zu spielen, zu tief gewurzelt, als daß er sich in die neue Rolle eines Herrschers hätte finden können, dessen Machtspruch nicht weiter reichte als die Kugeln seiner Kanonen. Alle Phantasiegebilde des Zaren waren in Nebel zerronnen. Seine Armee, die er fast ein Menschenalter lang auf Kosten seiner übrigen Unterthanen, mit Hintansetzung aller andern Interessen des Reichs und des Volks gehegt und gepflegt hatte, erwies sich zwar tapfer aber doch unfähig, den Truppen Englands und Frankreichs gegenüber das Feld zu halten, unfähig sogar, dem verachteten und bespöttel-

*) Am 30. Aug. 1854 war ein anglofranzösisches Geschwader des Großen Oceans vor Petropaulowst erschienen. Der englische Kontreadmiral Price erschloß sich, da er an einem Erfolge verzweifelte; am nächsten Tage schritt man zum Angriff, mußte jedoch nach einem Verluße von 100 Mann davon abstehen.

ten türkischen Heere Vortheile abzugewinnen. Seine Generale büßten ihre alten, im Kriege mit Halbbarbaren wohlfeil errungenen Lorbern ein: die Militärs von ganz Europa machten sich lustig über die Fehler eines Paskewitsch, Schilder, Gortschakof und Mentschikof. Seine Linienschiffe konnten keinen Zusammenstoß mit dem Feinde wagen, und ein Theil von ihnen hatte bei Sebastopol versenkt werden müssen. Sein der Türkei entrißenes Unterpfand mußte er herausgeben und Stück um Stück die Walachei und Moldau räumen. Seine Allirten und Klienten hatten ihn sammt und sonders verlassen.

Vielleicht hat das Letztere den anmaßenden Selbstherrscher am tiefsten verletzt, vielleicht fühlte er sich durch die Niederlagen, die er auf dem diplomatischen Gebiete erlitt, am meisten gekränkt. So muß man wenigstens schließen, wenn man das Maß oder vielmehr Uebermaß des kaiserlichen Zorns darüber in's Auge faßt.

Freilich bittere Demüthigungen waren es auch, welche der Politik des Zaren im Herbst 1854 widerfuhren. Alle Versuche, Freunde zu gewinnen oder die Gegner uneins zu machen, scheiterten. Der Berliner Hof und die dortige Junkerpartei bewahrten dem Zaren wol die alte Sympathie, aber diese Sympathie war ziemlich unfruchtbar,*) und die preußische Politik, so schwankend sie

*) Der werthvollste Beweis preussischer Sympathie war wol der, daß man den russischen General Suchozartef mit 10,000 Lütticher Miniébüchsen passiren ließ. Viel Aufsehens machten die Petersburger Zeitungen von einem Geschenk von 50 Rubeln, das ein preussischer Soldat dem russischen Kriegsministerium zu Weihnacht 1854 eingesandt haben sollte.

immer sein mochte, wurde unter dem drückenden Gewicht der Thatfachen sogar genöthigt, eine antirussische Färbung anzunehmen. Wie mußte es den Kaiser von Rußland nicht beleidigen, als Preußen dem Aprilvertrage mit Oesterreich im November 1854 noch eine weitere Ausdehnung gab und sich verpflichtete, Oesterreich nicht nur zu unterstützen, wenn es in seinem eignen Reiche, sondern auch, wenn es in den von ihm besetzten Donaufürstenthümern angegriffen würde! Und eine solche Drohung mußte der Zar ruhig hinnehmen, konnte nicht wie sonst an seinen Säbel schlagen und eine Besetzung Ostpreußens in Aussicht stellen, sich höchstens dadurch rächen, daß er von den Berliner Revolutionärs in Schlafrock und Pantoffeln murrte.

Vergeblich war es gewesen, an den kleineren und kleinsten Höfen Deutschlands zu intriguiren, um sie gegen Oesterreich und gegen den Aprilvertrag aufzuheßen. Umsonst reisten der Oberst Iffakof und der Staatsrath Kokebue umher zu dem Zweck. Das einzige Resultat war gewesen, daß Baiern und Sachsen und sechs mit ihnen verbündete Höfe die Gelegenheit benutzten, ihre Wichtigkeit zu zeigen und ihr Großmachtbewußtsein zu manifestiren. Sie verlangten, daß über den Aprilvertrag, nicht, wie Oesterreich und Preußen gewollt hatten, mit jeder einzelnen Regierung verhandelt, sondern daß derselbe dem Bundestage vorgelegt werde. Dem Verlangen ward gewillfahrt, und der Bundestag stimmte dem Vertrage zu mit allen Stimmen bis auf eine, die Stimme Mecklenburgs. Auch jener von Preußen gemachte Zusatz Betreffs eines Angriffs auf die Oesterreicher in den Donaufürstenthü-

mern wurde vom Bunde adoptirt. *) Die Erbittrung des Zaren über diese seltene deutsche Einigkeit spricht sich in der Thatfache aus, daß das dissentirende Mecklenburg ein huldvolles Belobungsschreiben erhielt wegen der „korrekten Sprache“ und „edlen Haltung“ seines Gesandten, eines Herrn von Derßen.

Am größten war und blieb aber in Petersburg die Erbittrung gegen Oesterreich. Hatte doch dies seit dem 21. August 1854 in den Donaufürstenthümern eine imponirende Stellung eingenommen, und war doch Wien der Sitz der konferirenden Diplomaten, die man seit langer Zeit im Winterpalast nur die Querulanten nannte. Das österreichische Kabinet war dem russischen am meisten verpflichtet, und nach der Auffassungsweise Nikolaus I. war es schon ein Undank und eine Aufsehnung, wenn der Hof zu Wien eine selbstständige Haltung einnahm. Mit dem größten Widerwillen aber ward es aufgenommen, daß Oesterreich fortwährend darauf drang, Rußland möge die vier Propositionen, welche von den Westmächten als Basis der Friedensunterhandlungen aufgestellt waren, annehmen. Der Kaiser gestattete seiner Diplomatie nur, auf diese dringlichen Vorstellungen des Wiener Kabinetts einzugehen, nachdem man ihm vorgestellt hatte, es werde dadurch eine kostbare Zeit gewonnen, die zur Ueberführung der russischen Armee nach der Krim benützt werden könne.

So widerwärtig wurden dem Zaren die diplomatischen Verhandlungen, daß er im Herbst 1854 Nichts

*) Mecklenburg enthielt sich der Abstimmung.

mehr davon hören mochte. Man erzählte sich, er habe die Vorträge der Minister über die auswärtigen Angelegenheiten nur flüchtig und ungeduldig angehört, und Niemand habe es mehr gewagt, ein Wort von Koncessionen fallen zu lassen. Ueberhaupt sprach sich die erbitterte Stimmung des Kaisers immer schärfer in seinem ganzen Auftreten aus. Der Ausdruck seiner Züge wurde noch herrischer als zuvor, und seine Stimme klang noch rauher und schneidender als sonst. Das stereotype, herablassende Lächeln verschwand von seinem Gesichte. Es wird gesagt, daß sich diese düstere Stimmung des Kaisers selbst im Verkehr mit seiner Familie geltend gemacht, und daß der Selbstherrscher nur noch zuweilen mit seinen Söhnen Konstantin und Michael, die von Kriegseifer brannten, ein freundliches Wort gewechselt habe.

Wo der Kaiser seinem Hass und Borne nur irgend Luft machen konnte, that er's. Früher, zu Anfang des Kriegs, als der Sieg bei Sinope und das glücklich abgelaufene Bombardement Odessa's ihn in gute Laune versetzten, suchte er mit seinen Gegnern in chevaleresker Behandlung der Gefangenen zu wettsiern. Die Mannschaft des bei Odessa am 12. Mai 1854 gestrandeten englischen Schiffes Tiger ward ausgezeichnet gut behandelt, und der Lieutenant Alfred Hoher in Petersburg dem Großfürsten Konstantin und dem Kaiser selbst vorgestellt und dann in Freiheit gesetzt. Aber nach den Unfällen des Sommers brach im Herbst der Zorn bei Nikolaus durch und machte sich in allerlei grausamen Verfügungen Luft. Aus jener Zeit stammt der Ukas, durch welchen die englischen Missionäre, die sich zur Bekehrung der Juden in

Polen aufhielten, ausgetrieben, und ihre Güter und Anstalten unter den Hammer gebracht wurden. Den Tataren in der Krim, welche den Britten Lebensmittel und Fourage verkauft hatten, diktirte der Zar barbarische Strafen. Die Ausfuhr von Weizen und fast allen andern Produkten, die bisher noch exportirt werden durften, ward verboten, gleichsam um dem Auslande zu zeigen, daß Rußland auch die letzte Verbindung mit ihm abbrechen wolle. Selbst Ukase, die sich lediglich auf innere Verhältnisse bezogen, trugen den Stempel einer selbst bei Nikolaus außergewöhnlichen Härte; wie z. B. verfügt ward, daß die Vagabunden gebrandmarkt werden sollten und zwar so oft wiederholt, als ein Individuum von seinem Heimathsorte entfernt aufgegriffen werde.

Auf die militärischen Dinge concentrirte der Kaiser alle seine Thätigkeit. Vielleicht hat er den Zorn auch damit übertäuben wollen. Er reiste in die benachbarten Provinzen, nach Polen, Finnland, an der Ostküste entlang, inspicierte die Rekruten, ließ die zum Ausbruch bereiten Regimenter die Revue passiren, feuerte sie zur Tapferkeit an, besuchte die Petersburger Kasernen, Zeughäuser und Artilleriewerkstätten, kurz — er bekümmerte sich um alle Details des Kriegswesens.*)

Die erfolglose Schlacht von Inermann und der darin von russischer Seite erlittene Verlust scheint einen tiefen Eindruck auf Nikolaus gemacht zu haben. Besorg-

*) Den tapfern Vertheidigern Sebastopol's sollte — nach einem Ukase vom 8. December — jeder Monat des dortigen Dienstes seit dem 25. September für ein volles Dienstjahr angerechnet werden.

niß um das Schicksal seiner Armee, die Befürchtung, daß Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln dem Feinde die Arbeit erleichterten, hat ihn wol geneigt gemacht, noch einmal die Maske der Nachgiebigkeit vorzunehmen, um die Westmächte und Oesterreich zu täuschen. Auch die Thränen und Bitten der Kaiserin sollen dazu beigetragen haben, daß Fürst Gortschakof, der Botschafter in Wien, Erlaubniß erhielt, unter dem 28. November dem österreichischen Cabinet zu erklären, daß der Zar die vier Propositionen annehme, um als Ausgangspunkt für Friedensunterhandlungen zu dienen.

Diese Annahme hemmte indeß den Lauf der Dinge nicht; namentlich hielt sie Oesterreich nicht ab, am 2. December ein förmliches Bündniß mit den Westmächten zu schließen, das man in Petersburg als den Vorboten einer Kriegserklärung und als einen neuen rebellionsakt gegen die russische Politik betrachtete.

Der Vertrag vom 2. December war allerdings nur ein Schutz- und Trugbündniß zwischen England, Frankreich und Oesterreich auf künftige, mögliche Fälle, aber er enthüllte doch die feindlichen Absichten des Wiener Cabinets. Die drei Mächte verpflichteten sich darin gegenseitig, auf keinerlei Arrangement mit dem kaiserlichen Hofe von Rußland einzugehn, ohne darüber vorher eine gemeinschaftliche Berathung gepflogen zu haben; Oesterreich versprach, die Donaufürstenthümer gegen jeden Angriff zu schützen, zugleich aber auch, die etwaigen Operationen der türkischen und anglo-französischen Truppen in denselben gegen die Truppen und das Gebiet Rußlands nicht zu hindern; dagegen sagten die Westmächte

dem Kaiser von Oesterreich ihre Hülfe zu, für den Fall, daß Feindseligkeiten zwischen ihm und Rußland ausbrechen sollten. Endlich wurde stipulirt, daß, wenn der Friede nicht im Laufe des Jahres — es war am 2. December — gesichert sei, ohne Säumniß über die rechten Mittel zur Erzielung des Friedens berathen werden solle.

Es ist, als ob Oesterreich sich die Haltung, welche Rußland zu Anfange des orientalischen Krieges einnahm, zum Vorbild genommen habe. Oesterreich spielte jetzt das Spiel mit dem Kriege, der doch kein Krieg sein sollte. Es hatte die Russen aus den Donaufürstenthümern hinausgedrängt, es schützte diese Gebiete zum Besten der Türkei, vertrat die Stelle, welche sonst türkische oder anglofranzösische Truppen hätten einnehmen müssen, es versprach, den Armeen der Pforte und der Westmächte die Operationsbasis zu decken — das sind die feindseligsten Maßregeln von der Welt, — wenn der Name „Krieg“ auch nicht ausgesprochen wird.

Niemand begriff das besser als Nikolaus I. Hatte er schon vorher Truppen über Truppen nach Polen geworfen, die Garden und mehre Infanteriedivisionen dorthin gesandt, die für den Winter gesicherte Ostseeküste größtentheils von Militär entblößt, um dasselbe nach dem Westen und Südwesten zu dirigiren, so wollte sein Zorn jetzt fürchtbar auf, er entschloß sich, alle Kräfte seines Reichs aufzubieten, um an Oesterreich Rache zu nehmen. Am 26. December, an demselben Tage, an welchem sein Gesandter Gortschakof*) ihm von Wien auf telegraphi-

*) Alexander Michailowitsch Gortschakof.

schem Wege meldete, daß der Kaiser von Oesterreich die preußische Bundeshülfe, die im Aprilvertrage stipulirt war, in Anspruch genommen habe, erließ der Zar eine Ansprache an sein Volk. Sie lautete:

Von Gottes Gnaden wir Nikolai der Erste, Kaiser und Selbstherrscher Aller Rußen u. s. w. u. s. w. thun kund Jedermann: die Ursachen des bis jetzt fortdauernden Krieges sind unserem geliebten Rußland vollständig bekannt. Es weiß, daß nicht Absichten des Ehrgeizes, nicht Wünsche neuer, nicht in unserem Recht begründeter Vortheile die Anregung zu unseren Handlungen und den Umständen waren, welche zur unerwarteten Folge den gegenwärtigen Kampf hatten. Wir suchten einzig die Erhaltung der feierlich anerkannten Vorrechte der rechtgläubigen Kirche und unserer Glaubensbrüder im Oriente; aber einige Regierungen, welche uns eigennützige, geheime Absichten, die unsern Gedanken sehr fern lagen, zuschrieben, hinderten den Erfolg dieser Angelegenheit und schlossen endlich ein gegen uns feindliches Bündniß. Nachdem sie verkündet haben, daß ihr Ziel die Rettung des türkischen Reiches ist, treten sie mit gewaffneter Hand nicht in der Türkei, sondern in den Grenzen unserer eigenen Reiche gegen Uns auf, indem sie ihre feindlichen Streiche gegen alle ihnen mehr oder weniger zugänglichen Punkte richten: im Baltischen, im Weißen und im Schwarzen Meere und selbst an den entferntesten Gestaden des Stillen Oceans. Dank dem Allerhöchsten, treffen sie überall, sowohl in unseren Heeren, als in den Einwohnern aller Stände kühne Gegner, die von dem Gefühl der Liebe zu uns und dem Vaterlande befeelt sind, und wir sehen zu

unserem Troste in den kummervollen Verhältnissen, in Mitte des von dem Kriege unzertrennlichen Glanzes, ununterbrochen glänzende Beweise und Zeugnisse dieses Gefühls und der von ihm eingefloßten Tapferkeit. Solches sind die, ungeachtet der großen Ungleichheit, wiederholten Niederlagen der feindlichen Heere jenseits des Kaukasus und ihre vollständige Zurückweisung gleichfalls durch ungleiche Kräfte, von den Ufern und Scheeren Finnlands, von den Mauern des Klosters Selewekti, von dem Hasen Petrowpamolowski in Kamtschatka: solches ist die vorzüglich heldenmüthige Vertheidigung von Sebastopol, bezeichnet durch so zahlreiche Thaten unerreichbaren Muthes und unermüdlcher, ununterbrochener Anstrengungen, welcher selbst unsere Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die sie mit Erstaunen erfüllt. Mit demüthiger Dankbarkeit gegen Gott auf die Beschwerden, die Unerjchrodenheit, die Selbstaufopferung unserer Land- und Seetruppen, auf den, allen Ständen im Reich gemeinschaftlichen, stürmischen Eifer sehend, wagen wir es, sie als ein Pfand und eine Weissagung des glücklichen Ausgangs in der Zukunft anzusehen. Nach Christenpflicht können wir eine Fortsetzung des Blutvergießens nicht wünschen und werden Friedensvorschläge und Bedingungen nicht abweisen, wenn sie mit der Würde unseres Reiches und dem Heil unserer geliebten Unterthanen übereinstimmen, aber eine andere, nicht weniger heilige Pflicht befiehlt uns, in diesem erbitterten Kampfe zu Anstrengungen und Opfern bereit zu sein, die den ungestümen Angriffen gegen uns gewachsen sind. Russen! Unsere treuen Söhne! Ihr seid gewohnt, nicht zu schonen, wenn die Vorsehung

Euch zu einer großen und heiligen Pflicht ruft, weder das durch lange Anstrengungen erworbene Erbe, noch das Leben und Blut von Euch und Euren Kindern. Die edle Gluth, welche seit dem Anfange des Kriegs in Euren Herzen flammt, erkaltet auch nicht in übler Lage, und Eure Gefühle sind gleichfalls die Gefühle Eures Herrschers. Wenn es sein muß, werden wir Alle, Czar und Unterthanen, die Worte des Kaisers Alexander wiederholend, die er in einer, der jetzigen ähnlichen Zeit der Prüfung aussprach: „Mit dem Eisen in den Händen, mit dem Kreuze im Herzen“ vor die Reihen der Feinde treten, zum Schutze des höchsten Gutes auf der Welt: der Sicherheit und Ehre des Vaterlandes. Gegeben in Gatschina, am 14. (26.) Tage des December, im Jahre der Geburt Christi 1854, Unserer Regierung im Dreißigsten.

Nikolai.

In diesem Manifest herrscht allerdings auch wieder die gewöhnliche Doppelzüngigkeit Nikolaus I. Neben der hohlen und lügenhaften Prahlerei, daß die Feinde überall geschlagen worden, wird von der christlichen Pflicht, die Beendigung des Blutvergießens zu wünschen, geredet. Aber der eigentliche Zweck des Manifestes sind doch die Schlusssätze desselben, die Aufforderung an die Russen, sich zum Vernichtungskampfe, zum Kriege auf Leben und Tod fertig zu machen. Wäre darüber ein Zweifel möglich, so löst sich derselbe durch die Auslegung, welche das Manifest fand. Alle Anstalten zu allgemeiner Volksbewaffnung wurden getroffen, die russischen Zeitungen, die Priester suchten den nationalen Enthusiasmus dafür

zu entflammen, am russischen Weihnachtsfest ward die Befreiung des Reichs im Jahre 1812 mit außerordentlicher Ostentation begangen. Die kaiserliche Familie selbst*) beschloß die Errichtung eines Schützenregiments aus Upanagebauern für die Dauer des Kriegs, um dem Adel ein Beispiel zur Nacheiferung zu geben. Und der Adel beeilte sich, vom Zaren demüthigt zu erbitten, was dieser wünschte; die Adelskorporationen von 18 Gouvernements forderten den Kaiser auf, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen; die Edelleute von Nischegorod baten um Erlaubniß, Corps auszurüsten und zu unterhalten nach dem Beispiel von 1812 oder einem andern dem Kaiser gefälligen Statut.

Man hätte erwarten dürfen, daß dem Manifeste nun eine Kriegserklärung gegen Oesterreich und ein Ueberstreiten der Grenze auf dem Fuße folgen werde. Oesterreich erwartete dies schon seit dem Abschlusse seines Vertrags mit den Westmächten (2. Dec.). Es drang seitdem in Preußen, die 200,000 Mann mobil zu machen, zu deren Aufstellung dieses sich durch den Aprilvertrag verpflichtet habe. „Rußland,“ schrieb der österreichische Minister Graf Buol dem Berliner Kabinet, „ist kampfbereit an seiner Ostgrenze und kann in kürzester Zeit seine bereits schlagfertige Streitmacht zu einem kräftigen Stoße gegen den Kaiserstaat vereinen.“ „Um an der obern

*) Die Lage der Dinge hatte die Anschauungen des Hofes in merkwürdiger Weise verändert. Zu Anfange des Kriegs waren vom Adel ähnliche Anerbietungen gemacht, aber man hatte sie zurückgewiesen als in Widerspruch stehend mit dem absoluten Regierungssystem.

Weichsel zu erscheinen, bedarf das russische Heer weit weniger Zeit, als zur Ausrüstung und Concentrirung einer preussischen Armee von 100,000 Mann erforderlich ist."

Gleichwol erfolgte keine Kriegserklärung und kein Angriff. Was war der Grund davon? Warum zögerte Nikolaus? Keinenfalls aus dem Grunde, den das preussische Kabinet vorschützte, um der Mobilmachung seiner Armee, der Erfüllung des Vertrags vom April zu entgegen, nämlich weil Rußland ernstlich zu Friedensverhandlungen geneigt sei und den „aufrichtigen Wunsch der Verständigung“ hege. Aber die Rücksicht auf die innern und äußern Verhältnisse seines Reichs fesselte die Hand des Baren, die bereits an den Griff des Degens gelegt war.

War es denn auch möglich, so mochte er sich fragen, und so hat ihm vielleicht der eine oder der andre seiner Minister in schüchterner Devotion vorgestellt, unter den obwaltenden Umständen den Krieg gegen Oesterreich sofort zu beginnen? Würde man Menschen genug haben, um nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu fechten? Vom Beginn des Krieges bis zum Schlusse des Jahres 1854 hatten die russischen Armeen einen Gesamtverlust von 111,132 Mann erlitten; im Laufe der achtzehn Kriegsmonate waren fünf Rekrutirungen angeordnet, die Halbinvaliden, die Leute, die das übliche Soldatenmaß nicht hatten, waren schon herangezogen, die Reservebataillone standen bereits in aktivem Dienst. Es galt, die Küsten zu decken, die Armee des Kaukasus und die auf der Krim mußte verstärkt werden, in Bessarabien ließ sich für den folgenden Frühling ein Angriff der Türken erwarten, —

woher die Streitkräfte nehmen zu einem erfolgreichen Kampfe gegen Oesterreich? Und wenn es an Menschen nicht gefehlt hätte, so fehlte es an Geld. Im Laufe des Jahres 1854 war die Staatsschuld um 150 Millionen Silberrubel gewachsen, betrug — mit Ausschluß Polens und Finnlands — 833 Mill. Thaler; die Unterhaltung der Militärmacht auf dem Kriegsfuß kostete allmonatlich 18—20 Millionen Thaler; die Versuche, neue Anleihen im Auslande zu machen, waren gescheitert; die Hülfquellen des Landes waren fast erschöpft, das Grundeigenthum sank rasch im Werth; namentlich in Polen wurden die Güter massenhaft zum Verkauf ausgedoten. Bei der Blokade der Küsten und dem gleichzeitigen Verbote der Ausfuhr fast aller russischen Produkte ruhte der Handel und Verkehr, die Speicher der Gutsbesitzer füllten sich mit Korn und Leinsamen, die der Kaufleute mit Hanf und Tauen, in Odessa kostete der Weizen nur noch 25 Sgr. der Berliner Scheffel; in Folge der übermäßigen Rekrutierungen mangelte es andererseits schon empfindlich an Arbeitern für Ackerbau und Gewerbe, — woher da die Geldmittel schaffen zu der neuen gewaltigen Kräftanstrengung? Kaum durfte man darauf rechnen, daß die auf den 1. Jan. 1855 erhöhte Tabaksteuer großen Ertrag liefere, und der einzige Rettungsanker blieb die Ausgabe neuen Papiergeldes. Es lag auch eine ganz besondere Gefahr darin, die Westgrenze des Landes zum Schauplatz eines Krieges zu machen. War nicht Polen noch immer ein vulkanischer Boden, ließ sich nicht mit Recht befürchten, daß die Bewohner dieser Provinzen mit dem Feinde gemeinsame Sache machen würden? Wol

kamen auch Ergebenheitsadressen von dort, und Polen versprachen so gut wie Russen ihr Gut und Blut der Vertheidigung des Vaterlandes zu opfern, aber war darauf irgend ein Werth zu legen? Es war in Petersburg keineswegs unbekannt, daß die polnische Emigration seit dem Ausbruche des orientalischen Krieges sich alle mögliche Mühe gab, Verbindungen mit der Heimath anzuknüpfen, daß Tausende von kampffähigen Flüchtlingen nur auf den Augenblick lauerten, wo das polnische Königreich zum Kriegsschauplatz gemacht werde, daß endlich selbst die russische Demokratie im Auslande die Soldaten der Armee des Zaren für eine polnische Erhebung günstig zu stimmen suchte. Die Flugblätter Herzen's fanden trotz Grenzsperrre und polizeilicher Wachsamkeit ihren Weg zur russischen Armee, und in flammenden Worten wurde der Soldat darin aufgefordert, die Waffen nicht gegen Polen zu erheben.

Aber viel düsterer umwölkt erschien noch der Horizont, wenn man die auswärtigen Verhältnisse Rußlands in Betracht zog. Nicht nur auf keinen Allirten konnte der Kaiser zählen, — das russenfreundliche Ministerium in Dänemark war im December 1854 gestürzt, die mit Ostentation ausposaunte Freundschaft mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika beschränkte sich darauf, daß Rußland von ihnen für gutes Geld eine Anzahl Dampfschiffe erhielt, die Griechen und die slawischen Bewohner der türkischen Provinzen konnten sich nicht rühren, ein paar Tausend Freiwillige aus Montenegro, Albanien und Griechenland, welche in Sebastopol verwandt wurden, war Alles, was Rußland aus diesen Ländern an Unterstützung

zu Theil ward, — auch die Zahl der Feinde mehrte sich und drohte sich täglich zu mehren. Sardinien stand im Begriff, einen Vertrag mit den Westmächten abzuschließen und rüstete sich, um ein Armeekorps nach der Krim zu senden; von Schweden ließ sich's nach der Volksstimmung erwarten, daß die Regierung in nächster Zeit zum Anschluß an die Westmächte gedrängt werde; in England wollte das zaubernde Ministerium Aberdeen, von dem sich eine energische Kriegsführung nicht hatte befürchten lassen, und die öffentliche Meinung dort forderte laut die Eroberung Sebastopol's und die Zerstörung der russischen Marine im Schwarzen Meer; in ganz Europa machte die Erbitterung gegen Rußland immer größere Fortschritte.

Wenn der Zar die Feindseligkeiten gegen Oesterreich begann, so war es fast mit Gewißheit anzunehmen, daß auch die bisher am Kriege unbetheiligten Staaten Europa's zum Schwert griffen. Dann ward auch Deutschland in den allgemeinen Kreuzzug gegen Rußland hineingerissen, dann konnte sich auch Preußen der Erfüllung des Aprilvertrags nicht mehr entziehen; dann ging die Entrüstung des preußischen Volks über die Anhänglichkeit Friedrich Wilhelm IV. an Nikolaus und an das Russenthum zur Tagesordnung über.

Schwer genug mag es dem Zaren geworden sein, seinem Grimme einen Zügel anlegen zu müssen, aber die Umstände waren zu zwingend, als daß er sich ihrem Druck hätte ganz entziehen können. Er machte wenigstens momentan Concessionen, doch auch diese mit sichtlichem Widerstreben.

Am 28. December fand in Wien eine Konferenz

Statt, bei welcher die Gesandten Frankreichs, Englands und Oesterreichs und Fürst Gortschakof anwesend waren. Der französische Gesandte gab dort eine Interpretation der vier Punkte, welche als Basis der künftigen Friedensunterhandlungen dienen sollten, und die wir in der Anmerkung vollständig mittheilen. *)

*) Das Aide-Mémoire der Konferenz vom 28. Dec. 1854 lautet: Zu dem Zwecke, den Sinn zu bestimmen, den ihre Regierungen einem jeden der Grundsätze beilegen, welche in den vier Artikeln enthalten sind, und im Uebrigen sich, wie sie dies immer gethan, die Ermächtigung vorbehaltend, solche besondere Bedingungen zu stellen, die ihnen über die vier Garantien hinaus durch das allgemeine Interesse Europa's gefordert zu sein scheinen, um die Wiederkehr der letzten Bewicklungen zu verhüten, erklären die Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs und Großbritanniens, daß:

1. Ihre Regierungen übereinstimmend der Meinung sind, daß es nothwendig sei, das ausschließende Protektorat aufzuheben, welches Rußland über die Moldau, Walachei und Serbien geübt hat, und die von den Sultanen diesen zu ihrem Reiche gehörenden Fürstenthümern zuerkannten Privilegien unter die gemeinschaftliche Garantie der fünf Mächte zu stellen; und daß sie (ihre Regierungen) daher dafür gehalten haben und dafür halten, daß keine der Feststellungen der alten Verträge Rußlands mit der Pforte, welche sich auf die genannten Provinzen beziehen, bei dem Friedensschlusse wieder in Kraft gesetzt werden kann, und daß die Anordnungen, welche in Bezug auf dieselben zu treffen sind, später in der Art kombinirt werden müssen, um den Rechten der souverainen Mächte, denen der drei Fürstenthümer und den allgemeinen Interessen Europa's vollkommene und gänzliche Genugthuung zu gewähren.

2. Um der Freiheit der Donauschiffahrt ihre ganze Entwicklung zu geben, deren sie fähig ist, wäre es wünschens-

Gortschakof erhob Einwendungen gegen den dritten Punkt, dessen Zweck dahin ging, der Herrschaft Rußlands

werth, daß der untere Lauf der Donau, von dem Punkte an, wo er den beiden Uferstaaten gemeinschaftlich wird, der in Kraft des Artikels III. des Friedens von Adrianopel bestehenden Territorialhoheit entzogen werde.

Jedenfalls würde die freie Donauschiffahrt nicht gesichert sein, wenn sie nicht unter die Aufsicht einer Syndikatbehörde gestellt wird, die mit der nöthigen Macht bekleidet ist, um die Hindernisse zu beseitigen, die an den Mündungen dieses Stromes vorhanden sind oder später daselbst sich bilden können.

3. Die Revision des Vertrages vom 13. Juli 1841 soll zum Zweck haben, die Existenz des osmanischen Reiches vollständig mit dem europäischen Gleichgewicht zu verknüpfen und dem Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meer ein Ende zu machen. Was die in dieser Beziehung zu ergreifenden Anordnungen betrifft, so hängen dieselben zu unmittelbar von den Kriegereignissen ab, als daß man schon jetzt die Grundlagen derselben feststellen könnte.

Es genügt, das Princip derselben anzudeuten.

4. Indem Rußland auf den Anspruch verzichtet, die christlichen Unterthanen des Sultans von orientalischem Ritus mit einem amtlichen Protektorat zu decken, verzichtet es gleichzeitig in naturgemäßer Folge darauf, irgend einen der Artikel seiner früheren Verträge und namentlich des Vertrages von Kutschuk-Kainardsche, dessen irrige Auslegung die Hauptursache des gegenwärtigen Krieges gewesen ist, wieder aufleben zu lassen. Indem die Regierungen einander ihre gegenseitige Unterstützung gewähren, um von dem freien Willen des osmanischen Gouvernements die Anerkennung und Beobachtung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied des Kultus zu erlangen, und indem sie gemeinschaftlich zu Gunsten der genannten Gemeinschaften die von Sr. Majestät dem Sultan gegen dieselben kundge-

im Schwarzen Meere ein Ende zu machen. Er versprach jedoch, neue Instruktionen von seiner Regierung einzuholen. Am 7. Januar waren diese Instruktionen von Petersburg eingetroffen, sie bestanden in einer Gegen-Interpretation *)

gebenen großmüthigen Absichten nutzbar machen, werden sie die größte Sorge darauf wenden, die Würde Sr. Hoheit und die Unabhängigkeit seiner Krone vor jeder Beeinträchtigung zu bewahren.

*) Die Erklärung und Interpretation Gortschakofs lautete:
 „1. Aufhebung des ausschließlichen Protektorats Rußlands in der Moldau und Walachei, indem die diesen Provinzen von dem Sultan zuerkannten Privilegien unter die Garantie der fünf Mächte gestellt sind.

2. Freiheit der Schiffahrt auf der Donau nach den durch die Akte des Wiener Kongresses hinsichtlich des Stromverkehrs festgestellten Grundsätzen. Kontrolle einer gemischten Kommission, welche mit den nöthigen Vollmachten bekleidet sein würde, um die Hindernisse, welche an der Mündung bestehen oder später sich daselbst bilden würden, zu zerstören.

3. Revision des Vertrages vom 13. Juli 1841, um die Existenz des osmanischen Reiches vollständiger an das europäische Gleichgewicht zu knüpfen. Ich verweigere nicht, mich in förmlichen Friedenskonferenzen über die Mittel zu verständigen, welche die drei Höfe vorschlagen würden, um dem ein Ende zu machen, was sie das Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meere nennen, unter der Bedingung, daß sich unter den gewählten Mitteln keines findet, welches die Souveränitätsrechte meines erhabenen Herrn in seinem Gebiete antaste.

4. Gesamtgarantie der fünf Mächte — an Stelle des ausschließlichen Schutzrechts, welches einige unter ihnen bisher besaßen — für die Sicherung und Beibehaltung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied des Bekenntnisses, unter der Bedingung, daß die Realisation der von den großen christlichen Mächten, Ange-

der vier Punkte, und die wesentlichste Abweichung von der Interpretation der Westmächte lag in dem Satze, daß sich der Gesandte auf Vorschläge zur Beseitigung dessen, was man das Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meere nenne, nur unter der Bedingung einlassen werde, „daß sich unter den gewählten Mitteln keines findet, welches die Souverainitätsrechte meines erhabenen Herrn in seinem Gebiete antastet.“ Indes diese Gegeninterpretation ward nicht angenommen, die Verhandlungen standen auf dem Punkt abgebrochen zu werden, als Nikolaus seinem Gesandten durch das lakonische „J'y adhère“ Vollmacht gab, der Interpretation der Verbündeten zuzustimmen.

Mit der Annahme dieser vier Punkte verzichtete der Zar freilich darauf, unmittelbar Rache an dem gehaßten Oesterreich zu nehmen. Die diplomatische Schlaueit trug in ihm den Sieg davon über den wilden Born. Aber gewonnen war damit auch viel. Die Gefahr, daß Rußland von Oesterreich angegriffen werde, war damit, wenn auch nicht beseitigt, so doch in weite Ferne gerückt. Nachdem Nikolaus I. seine Geneigtheit zum Frieden so unwiderleglich dokumentirt hatte, war nicht mehr daran zu denken, daß Preußen oder die Staaten des deutschen Bundes eine Offensive Oesterreichs billigen oder unterstützen würden. Andererseits aber war die Annahme der vier Garantiepunkte für Rußland noch himmelweit ver-

sichts der ganzen Welt gegebenen feierlichen Versprechungen ein ernsthaftes und gewissenhaftes Werk und der versprochene Schutz wirksam und nicht ein leeres Wort sei.“

schieden von der Unterzeichnung eines Friedensvertrags. Der Zar demüthigte sich, indem er durch sein „J'y adhère“ erklärte, daß er bereit sei zu unterhandeln, aber er war nicht so weit gedemüthigt, daß er auf den Inhalt der Friedenspräliminarien einzugehen gedachte. Die spätern Verhandlungen in Wien haben das hinlänglich gezeigt.

Das russische Kabinet that Nichts, um den Beginn der Unterhandlungen zu beschleunigen, vielmehr wandte der Kaiser seine ungetheilte Aufmerksamkeit nunmehr wieder der Vertheidigung von Sebastopol, der Krimarmee und den Kriegsrüstungen überhaupt zu. Die gereizte Stimmung gegen Oesterreich äußerte sich noch in nebensächlichen Dingen, z. B. darin, daß eine projektirte Eisenbahnlinie von Czestochau nach Oppeln so verlegt wurde, daß sie das österreichische Gebiet umging, aber die an der galizischen Grenze aufgehäuften Truppen erhielten Befehl, sich nach dem Süden und Osten des Reichs in Marsch zu setzen. Ein Ukas verfügte, daß und unter welchen Umständen die Familien der Stabsoffiziere das Heer oder die Festungen verlassen sollten. Die Großfürsten Michael und Nikolaus, bald nach der Schlacht bei Infermann, angeblich wegen des gefährlichen Gesundheitszustandes ihrer Mutter, der Kaiserin, aus der Krim zurückgeführt, mußten sich wieder dahin begeben.

Im Februar wurde auch der Plan ausgeführt, die schon angekündigte Bildung einer Reichsmiliz, einer Volksbewaffnung in Masse zu organisiren. Das zu diesem Behuf erlassene Manifest lautete folgendermaßen:

„Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Rußen ic., thun zu wissen:

Unsere getreuen und geliebten Unterthanen wissen, wie sehr wir wünschen, ohne Anwendung von Waffengewalt und ohne längeres Blutvergießen zu dem Ziele zu gelangen, welches wir stets erstrebt haben, die Rechte unserer Religionsgenossen und im Allgemeinen der ganzen Christenheit im Orient zu vertheidigen. Dieser unser Wunsch ist gleicherweise allen denen bekannt, welche dem Gange der Ereignisse, so wie der unwandelbaren Tendenz unserer Handlungen mit Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit gefolgt sind. Wir sind stets jedem andern Beweggrunde, jeder andern Absicht in Glaubens- und Gewissenssachen fremd geblieben und sind es auch noch. Noch jetzt haben wir den von uns angenommenen Grundsätzen gemäß in die Eröffnung von Unterhandlungen mit den Westmächten gewilligt, die mit der ottomanischen Pforte ein uns feindliches Bündniß gebildet haben. Wir glauben in dem Bewußtsein unserer Billigkeit von ihrer Seite die gleiche Aufrichtigkeit, die gleiche Uneigennützigkeit in den Absichten erwarten zu dürfen, und geben die Hoffnung nicht auf, zur Wiederherstellung eines so ersehnten und für die ganze Christenheit so werthvollen Friedens zu gelangen. Trotzdem sehen wir uns Angesichts der Streitkräfte, welche sie ansammeln, und der andern Rüstungen, welche sie veranstalten, um mit uns zu kämpfen, Rüstungen, die ungeachtet der begonnenen Unterhandlungen fortgesetzt werden und fast mit jedem Tage einen größern Maasstab annehmen, genöthigt, unsererseits sofort auf Vermehrung der Mittel zu sinnen, welche Gott uns verliehen hat, um das Vaterland zu vertheidigen, allen russenfeindlichen Bestrebungen und allen die Größe un-

Sicherheit Rußlands bedrohenden Planen einen festen und starken Damm entgegenzusetzen.

Die erste unserer Pflichten erfüllen wir, und indem wir den Beistand des Allerhöchsten anrufen, richten wir, mit vollem Glauben an seine Gnade, mit vollem Vertrauen auf die Liebe unserer Unterthanen, welche, wie wir, von demselben Gefühle für unseren Glauben, für die orthodoxe Kirche und für unser theures Vaterland beseelt sind, diesen neuen Aufruf an alle Klassen unserer Unterthanen, indem wir befehlen, daß zu der Bildung einer allgemeinen Reichsmiliz geschritten werden soll.

Die Bestimmungen in Betreff der Bildung dieser Miliz sind von uns geprüft und bestätigt worden, und finden sich ausführlich in einem besondern Reglement auseinander gesetzt. Sie werden überall mit Pünktlichkeit und Eifer in Vollzug gesetzt werden.

Mehr als einmal bereits haben schmerzliche und selbst grausame Prüfungen Rußland bedroht und heimgesucht, aber dasselbe hat stets sein Heil in seinem demüthigen Glauben an die Vorsehung, so wie in dem innigen und unauflösbaren Bande gefunden, das den Monarchen mit den Unterthanen, seinen ergebener Kindern, vereint. So sei es auch heute! Möge Gott, der in den Herzen liest und die reinen Absichten segnet, uns seinen Beistand verleihen.

Gegeben in St. Petersburg am 29. Januar (13. Februar) des Jahres 1855, des dreißigsten unserer Regierung.

Es ist nicht zu verkennen, daß in diesem Manifeste ein anderer Ton angeschlagen ist als in den früheren.

Sinden wir auch die alten Versicherungen darin wieder, daß es sich in dem Kriege nur um „die Vertheidigung der Rechte unsrer Religionsgenossen und der Christenheit im Orient“ handle, und daß der Kaiser nach Friede dürste, so fehlen doch darin die verächtlichen und bitteren Ausfälle gegen die Feinde. Ganz im Gegensatz zu dem trozigen Manifeste vom December ist das letzte Hülfsmittel eines russischen Monarchen, die Appellation an's Volk, in überaus milde Formen gekleidet, ja dieses faktische Aufgebot des Volks nicht einmal bei'm rechten Namen genannt, sondern durch den Ausdruck: „Bildung einer allgemeinen Miliz“, umschrieben. Damit in Einklang steht die Verordnung, die in einem gleichzeitigen Ukase beigelegt war, daß die sofortige Einstellung der Milizen vorläufig erst in sechs Gouvernements beginnen, in zwölf andern bis zum April und Mai verschoben werden solle; damit stimmt auch die Art und Weise, wie dem Auslande gegenüber das Manifest zunächst verheimlicht und dann gedeutet ward. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Aktenstück außerhalb des Reiches bekannt wurde, und man gab sich alle mögliche Mühe auseinanderzusetzen, daß die Bildung der Reichsmiliz lediglich einen defensiven Charakter habe. Gortschakof erklärte in Wien ausdrücklich, daß keine neue Drohung damit bezweckt werde, daß die Friedensverhandlungen deßhalb keine Störung erleiden sollten, und daß Rußland nur Angesichts der von allen Seiten auftauchenden Feinde auf größere Vertheidigungsmittel bedacht sein müsse.

In der That hat wohl nur die dringende Noth dem Kaiser Nikolaus diesen Aufruf entpreßt. Nur ein

Beispiel solcher Volksbewaffnung bot überhaupt die russische Geschichte: zu Alexander I. Zeit der französischen Invasion gegenüber war zu diesem Mittel gegriffen. Noch lebte in den Massen die Erinnerung daran, aber auch die Erinnerung an die unerfüllten Versprechungen, an die getäuschten Hoffnungen, die sich daran geknüpft hatten. Niemand konnte weniger geneigt sein als Nikolaus, in dem gedrückten und resignirten Bauern und Leibeigenen solche Erinnerungen wachzurufen. Nur die Noth, nur der Mangel an Rekruten konnte seine Zweifel beschwichtigen oder in den Hintergrund drängen. Je weniger er selbst an einen Erfolg der Verhandlungen in Wien glaubte, je weniger er an ein Nachgeben dachte, um so mehr mußte er Sorge tragen, die Lücken im Heere auszufüllen und durch die Massen der Streiter zu ersetzen, was seinen Truppen an militärischer, seinen Feldherren an strategischer Tüchtigkeit abging.

Unterm 17. Februar erging eine förmliche Kriegserklärung an Sardinien.

Auch im Kommando der Armee beschloß der Zar eine Aenderung vorzunehmen. Er war mit Mentshikof unzufrieden. Wie er mit Paskewitsch unzufrieden gewesen war, als dieser Silistria nicht eroberte, wie er ihn seine Ungnade empfinden ließ, so zürnte er dem Vertheidiger der Krim, der die Allirten nicht in's Meer warf. Alle Verdienste, die der Fürst sich durch seine unermüdlige Thätigkeit erworben hatte, waren vergessen, alle Unfälle ihm Schuld gegeben. Und die augendienersichen Höflinge wußten den Born ihres Herrn zu schüren; sie spotteten seiner als unglücklichen Generals jezt eben so

bitter, wie man in Westeuropa ihn als rücksichtslosen Gesandten verhöhnt hatte. Bei Nikolaus stand die Entlassung Mentschikof's bereits zu Anfang Februar fest. Gortschakof, der Kommandeur der bessarabischen Armee, sollte den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte des Südens erhalten, unter ihm General Lüders die bessarabischen Truppen, General Osten-Sacken die Armee der Krim kommandiren.

Ehe diese Anordnungen vollzogen waren, traf die Armee Mentschikof's oder vielmehr eine Abtheilung derselben noch ein schwerer Unfall.

Die Belagerung und Vertheidigung der Stadt Sebastopol hatte in den ersten beiden Monaten des Jahrs 1855 einen höchst einförmigen Verlauf. Die Belagerer verschanzten sich, bauten eine Eisenbahn von Balaklawa in's Lager, und bekamen Nachschub von Lebensmitteln, Munition und Mannschaft; die Belagerten arbeiteten an ihren Werken und warteten auf Zufuhren. Ernstliche Angriffe wurden von keiner Seite unternommen. Aber auf einen andern Punkt der Krim hatten die russischen Generale sowie der Kaiser selbst ihre Augen geworfen. Dies war Eupatoria, das durch die fortdauernden Schanzarbeiten der Türken eine immer bedrohlichere Stärke erhielt, und dessen Besatzung immer mehr anschwell. Ein russisches Corps von etwa 30,000 Mann erhielt Befehl, sich auf den Platz zu werfen und ihn zu nehmen.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar rückten die Russen unter der Führung Chrulef's in die Nähe der Festung, mit Tagesanbruch griffen sie an. Aber ihre Absicht, die Türken zu überrumpeln, mißlang von

vorüherein. Omer Pascha war bereits von flüchtigen Tarenten über den bevorstehenden Angriff unterrichtet, und erwartete den Feind unerschrockenen Muthes. Seine Vorposten außerhalb der Festung zogen sich in die Werke zurück; die russische Infanterie drang stürmend bis an die Schanzen und versuchte die Brüstungen zu erklimmen, aber weiter kam sie auch nicht. Unter den Weichenden und unter den neuen zum Sturm sich ordnenden Kolonnen richteten die Geschütze der türkischen Batterien wie die Kanonen von sechs im Hafen liegenden Kriegsschiffen eine so furchtbare Verwüstung an, daß es zu keinem erneuten Angriffe kam. Dagegen aber gingen die Türken nun von der Defensiv zur Offensiv über. Solyman Pascha machte mit ägyptischer Infanterie und einigen Schwadronen Kavallerie einen Ausfall und trieb die Russen vor sich her. Ihr Rückzug löste sich um 10 Uhr Morgens auf in eine ziemlich regellose Flucht, nur dem Mangel an Reiterei auf feindlicher Seite hatten sie es zu danken, daß sie nicht mehr als dreißig Gefangene und fünf Kanonen verloren; ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 2000 Mann, während die Türken nur 400 Mann einbüßten.

General Ehrulef gab den Plan, Supatoria zu nehmen, auf, er ließ in einiger Entfernung ein Observationskorps von 5000 Mann stehen und zog sich mit dem Reste seiner Mannschaft auf Simferopol zurück.

Dieser Kampf bei Supatoria hat an sich zwar keine größere Bedeutung, es waren weder die Hauptarmeen, die sich hier gegenüber standen, noch war die Niederlage

des russischen Korps eine entscheidende, aber Omer Pascha stellte damit die türkische Waffenehre, die bei Balaklava in den Augen Europa's so jämmerlich Schiffbruch gelitten hatte, wieder her, und — was das Wichtigste ist — die Niederlage bei Eupatoria wurde im eigentlichen Sinne des Worts der Nagel zu Nikolaus' Sarge.

Neuntes Kapitel.

Nikolaus auf dem Sterbebette. — Zur Charakteristik des Zaren.

Es ist im Verlauf unserer Erzählung schon öfter auf die krankhafte Reizbarkeit und die düstere Stimmung des Zaren hingewiesen worden. Erklärt sich dieselbe auch hinlänglich aus den Gemüthsbewegungen, welche der unerfreuliche Gang des orientalischen Krieges mit sich brachte, so war sie ohne Zweifel doch auch genährt und gesteigert durch das körperliche Befinden des Kaisers.

Die Ahnung Nikolaus I., daß die Grenze seines Lebens nicht mehr fern sei, — eine Ahnung, auf welche hin er den Konflikt mit der Türkei herbeiführte, — war wohlbegründet. Er litt schon seit langer Zeit an einer Krankheit, die seine von Natur überaus kräftige Gesundheit untergrub und seinen titanischen Körper langsam aber sicher zerstörte. Er war ein Tyrann auch gegen sich selbst. Durch ein maßloses Zusammenschnüren des Unterleibes, ein gewaltsames Einzwängen des Körpers in die Uniform hatte er sich ein chronisches Leberleiden zugezogen, und im Februar 1854 war von einem Arzte, Dr. Granville, über seinen Gesundheitszustand bereits die Bemerkung hingeworfen: „ein paar unglückvolle Nachrichten

können hinreichen, daß er eines raschen Todes stirbt, wie seine Brüder.“

Solcher unglückvollen Nachrichten hatte das Jahr 1854 mehr als eine gebracht, der Krieg nahm die Kräfte des Zaren stärker als sonst in Anspruch, und der Körper litt sichtlich darunter. Die Furchen des Gesichts gruben sich tiefer, die straffe, militärische Haltung kostete ihn augenscheinlich Mühe, sein Scheitel war ganz kahl, sein Haar fast weiß geworden, und mitunter entschlüpfte ihm sogar eine Klage, daß er das Alter mit raschen Schritten herannahen fühle.

Zu Ende Januar (1855) stellten sich die Spuren einer starken Erkältung ein, Husten und Fieber, und der Arzt rieth zur Vorsicht und Schonung. Nikolaus nahm keine Notiz davon. Er setzte vielmehr seine Revuen, Inspektionen u. s. w. in gewohnter Weise fort. Auch als die Erkältung den Charakter der damals in Petersburg grassirenden Grippe annahm, änderte er in seiner Lebensweise Nichts: er gönnte sich keine Ruhe, ging und fuhr fortwährend herum, vertauschte bei strenger Kälte seine Uniform nicht mit wärmerer Kleidung, behielt eigensinnig die reglementmäßige Temperatur von 14 Grad R. auf seinem Zimmer bei, und als die Fastenzeit eintrat, richtete er sich trotz der dringenden Gegenvorstellungen des Arztes mit seiner ganzen Familie nach der Fastenordnung. Der Selbstherrscher, der seine Unterthanen nur als Sklaven betrachtete und als Sklaven behandelte, sah in seinem Körper auch nur ein sflavisches, willkürlich zu behandelndes Werkzeug. Aber diese sonderbare Art des Despotismus blieb nicht ungestraft.

Der Arzt, welcher den Kaiser von Anfang der Krankheit an behandelte, war der Leibarzt der Kaiserin, Dr. Mandt, ein Homöopath und Preuße von Geburt. Am 19. Februar hielt dieser den Zustand des Zaren für so bedenklich, daß er wiederholte Einreden dagegen machte, daß jener das Zimmer verlasse.*) Um sechs Uhr Abends sagte der Kaiser etwas gereizt: „Ich erkläre Ihnen, morgen fahre ich aus, ich muß Truppen inspiciren, das ist meine Pflicht.“ — „Ich bin vom ärztlichen Standpunkte durchaus dagegen, Ew. Majestät!“ erwiderte der Arzt. Der Kaiser antwortete nicht, seine Mienen drückten jedoch Mißvergnügen aus, und der Dr. Mandt bat um die Erlaubniß, zwei andere Aerzte zuziehen zu dürfen. Die Herbeirufung des Dr. Carel wurde in der That gestattet. Aber auch den vereinten Anstrengungen der beiden Aerzte gelang es nicht, den Kaiser zu bewegen, daß er sich im Zimmer hielt. Am Morgen des 21. wollte er ausfahren, um in der Reitbahn die Truppen zu revidiren. In der Diskussion darüber zwischen ihm und den beiden Aerzten warf Dr. Carel die Bemerkung hin: „Kein Militärarzt der ganzen Armee würde einem Soldaten, der so krank wie Ew. Majestät, erlauben das Lazareth zu verlassen, denn er wäre sicher, daß der Patient nur kränker dahin zurückkommen würde.“ Aber auch das fruchtete nicht. „Meine Herren,“ sagte der störrische Patient, „Sie haben jetzt Ihre Pflicht gethan, ich danke Ihnen und thue die meinige.“ Dann setzte er sich in seinen

*) Man vergleiche den Bericht des Dr. Mandt, Augsb. Allg. Zeitung.

offenen Schlitten, und fuhr bei 20 Grad Kälte und scharfer trodener Luft nach dem Reithause, um dort eine Abtheilung Gardeinfanterie, die nach Litthauen abgehen sollte, an sich vorüberziehen zu lassen. Er war während der Inspektion sehr angegriffen, hustete viel, warf stark aus und sagte im Fortgehn zu seinen Adjutanten: „Ich bin wie gebadet.“ Vom Reithause fuhr er noch zu dem kranken Kriegsminister, dem Grafen Dolgorucki. Am folgenden Tage, dem 22., fuhr er abermals im offenen Schlitten aus, hielt am selben Orte eine Revision, machte einen Besuch bei der Großfürstin Helene, und brachte den Abend in den Gemächern der Kaiserin zu, obwol ein innerlicher Frost ihn schüttelte und er den Mantel nicht ablegen konnte.

Das war der letzte Ausgang gewesen. Am 23. früh konnte er sein Zimmer, ja sein Feldbett, das er mit keinem bequemeren und wärmeren hatte vertauschen wollen, nicht mehr verlassen. Es stellte sich den Aerzten heraus, daß zur Grippe eine gichtische Complication getreten und der eine Lungenflügel stark angegriffen war. Am 24. trug man den Kranken zu Bette, — soweit war sein Widerstand gebrochen.

Vielleicht hätte er sich bei vollkommener Ruhe nun noch einmal erholt, aber solcher vollkommenen Ruhe gab er sich nicht hin. Umsonst bestürmten ihn die Aerzte und seine Familie. Er konnte sich nicht überwinden, die Regierungsgeschäfte aus seinen Händen zu geben. Er verbot, irgend Etwas von seiner Krankheit laut werden zu lassen. Er ließ sich die einlaufenden Depeschen vorlesen und gab den Ministern vom Bette aus seine Be-

fehle. Vielleicht möchte er auch dabei genesen sein, wenn nur keine außerordentliche Aufregung gekommen wäre. Aber am 24. Februar traf die Nachricht von dem Siege der Türken bei Cupatoria ein. Ein Kourier brachte sie. Dieser wurde an's Bett des Zaren gerufen, und der sterbenskrante Mann in Petersburg erfuhr alle Details, wie seine Truppen von der Armee des „kranken Mannes“ in Konstantinopel geschlagen seien.

Eine blinde Wuth ergriff den an's Lager gesesselten Herrscher, und mit krankhafter Hast wollte er handeln. Er ließ den General Tettenborn vor sein Bett kommen und gab ihm mündliche und schriftliche Aufträge nach Sebastopol, zugleich vollzog er nun die bereits beschlossene Entlassung Mentchitof's.

Das war aber auch wol die letzte Regierungshandlung des Kaisers. Der gewaltigen Aufregung folgte eine ebenso große Abspannung. Die Kräfte waren erschöpft. Die Krankheit machte rasche Fortschritte, und die Ermattung wurde so groß, daß der Kranke endlich darin willigte, dem Großfürsten Thronfolger bis zu seiner Genesung die Regierung zu übertragen. Daß er am Rande des Grabes stand, daran dachte Nikolaus noch nicht. Er dachte daran auch noch nicht am 1. März, als sein Zustand von den Aerzten bereits für hoffnungslos gehalten wurde. Die Kaiserin forderte ihn auf, das Abendmahl zu nehmen. „Wie kann ich im Bette und ohne angekleidet zu sein,“ entgegnete er, „diese heilige Handlung vollziehen? es ist besser, wenn ich stark genug bin, es in geziemender Weise zu thun!“

Erst in der Nacht vom 1. auf den 2. März, als

die Aerzte — noch ein dritter ward zugezogen — ihn untersuchten, um sich zu vergewissern, ob die von ihnen befürchtete Lungenlähmung wirklich eingetreten sei, schien ihm ein Bewußtsein der Gefahr aufzugehen, worin er schwebte. Er fragte den Dr. Mandt, ob er sterben müsse, und fügte hinzu: „Sie wissen, ich habe Ihnen früher immer befohlen, mich davon in Kenntniß zu setzen, damit ich meine christliche Pflicht nicht versäume.“ Der Arzt verschwieg nicht, daß die Lunge in gefährlicher Weise afficirt sei. „Sie wollen sagen,“ antwortete der Kaiser, „daß ihr eine Lähmung bevorsteht.“ Dr. Mandt leugnete es nicht. Den Dr. Carel fragte der Zar noch auf russisch: „wann erstide ich wol?“

Um vier Uhr Morgens ward der Beichtvater herbeigeholt und reichte dem Sterbenden das Abendmahl. Dann ließ dieser die Kaiserin, den Thronfolger und die andern Mitglieder der Familie eintreten, segnete sie und nahm von ihnen Abschied. Auch die Vertrauten, die Grafen Orlof, Adlerberg und Dolgorudi wurden herbeigerufen, und der Zar dankte ihnen für ihre treuen Dienste. Er gab detaillirte Anordnungen, z. B. daß man durch den Telegraphen nach Moskau, Warschau und Kiew melden solle: „Der Kaiser stirbt,“ und über sein Begräbniß; er verfügte, in welchem Saale des Winterpalastes sein Sarg stehn und an welcher Stelle der Peter-Paulskirche sein Grab sein solle, er verordnete, daß ein kleines Muttergottesbild, ein Geschenk seiner Großmutter Katharina, neben seinem Sarge aufgestellt werde. Er segnete seine Dienerschaft und die Aerzte, endlich sank er ermattet zurück. Der Geistliche sprach die Todtengebete, der Zar

murmelte sie leise nach. Von Zeit zu Zeit richtete er noch einige Worte an seine Familie. Das Letzte, was er sprach, soll gewesen sein: „Dites à Fritz, de rester toujours le même pour la Russie, et de ne pas oublier les paroles de Papa.“*) Es war 12 Uhr 20 Minuten am 2. März, als Nikolaus I. den letzten Athemzug that.

* * *

Selten hat der Tod eines Monarchen einen so tiefen Eindruck auf die Mitwelt gemacht als der des Kaisers Nikolaus. Der Telegraph trug die Nachricht von seinem Ableben noch am selben Tage in alle großen Städte Europa's. Die Kunde kam völlig unerwartet, — Rußland sowol wie dem Auslande — denn erst seit dem 1. März waren einige inhaltlose Bülletins über die Erkrankung ausgegeben, und nur in wenigen Kreisen, etwa in Berlin, hatte man seit zwei Tagen eine Ahnung von dem lebensgefährlichen Zustande des Zaren. Das erste Gefühl war das der Ueberraschung, wie es immer wieder der Fall ist, wenn sich das „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ bewährt, und zumal wenn eine auf hervorragenden Platz gestellte Persönlichkeit fortgerissen wird

*) Das Testament Friedrich Wilhelm III.: „Hüte dich, mein theurer Friedrich, vor dieser Sucht nach Neuerungen, die so allgemein geworden ic. Sei, soweit es von Dir abhängt, in gutem Einvernehmen mit den europäischen Mächten; möchten besonders Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie trennen; ihre Einigung ist die Bürgschaft des europäischen Friedens.“

aus „dem vollen Leben.“ Die nächsten Aeußerungen waren ganz entgegengesetzter Art: Trauer und Anerkennung auf der einen Seite, ein Aufschrei der Erlösung auf der andern.

Rußland war im ersten Augenblicke wie betäubt und gelähmt. Von Feinden umringt, überall an seinen Grenzen und Küsten bedroht, so eben aufgefordert zur äußersten und krampfhafsten Anspannung all seiner Kräfte, fühlte es sich plötzlich wie verlassen und verwaist. Es war der ganzen ungeheuren Maschinerie des russischen Reiches plötzlich die bewegende Kraft ausgegangen, und doch fühlte Jedermann, daß eine solche bewegende Kraft niemals nöthiger gewesen sei als unter den obwaltenden Umständen. Das russische Volk hatte den gestorbenen Kaiser nicht geliebt, Viele hatten ihn gehaßt, Alle ihn gefürchtet, aber es hatte sich an ihn gewöhnt, seinen Absolutismus wie ein unvermeidliches Schicksal zu betrachten gelernt, seine auswärtige Politik bewundert, und die Machtstellung Rußlands dem übrigen Europa gegenüber dem Zaren als besonderes Verdienst zugerechnet. Im Verlaufe des orientalischen Krieges war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Volke sogar besser geworden als irgend jemals vorher. Die von außen drohende Gefahr näherte beide einander. Nikolaus hatte von Anfang an den Kampf dargestellt als einen Krieg für die Ehre und für den Glauben des Landes; warum hätte diese Nation, deren einzige Quellen der Erkenntniß officiële Zeitungen und die Predigten der Popen waren, das nicht glauben sollen, zumal da es sich am Ende, wenn auch nicht am Anfange, wirklich um die Integrität des Reiches handelte.

Alle sahen in dem Kaiser nur noch den Vertheidiger, den unermüdlchen und unerschütterlichen Vertheidiger des Vaterlandes, den Mann auf den Alles ankam, von dem Alles abhing, den Mann der Hoffnung und der Rettung. Sie mochten die Opfer beklagen, die der Krieg ihnen auflegte, aber sie brachten dieselben im Ganzen ohne Murren, sie stürzten sich zum Theil mit religiösem Fanatismus in die Schlachten, sie gaben die Rekruten williger als sonst, und sogar der Landsturm, die Reichsmiliz trug nicht ohne Freudigkeit das gelbe Kreuz an der grauen Mühe.

Und nun war der Führer dahin! — Was Wunder, daß die Besorgniß um die Zukunft die Gestalt der Trauer um den Todten annahm? und daß bei den officiellen Leichenehren manch wirklich betrübtes und sorgenvolles Gesicht erschien?

Die Höfe Europa's wetteiferten darin, dem hingschiedenen Selbstherrscher den üblichen Tribut der Todtenfeste und mehr als diesen üblichen Tribut zu erweisen. Der Berliner Hof trug in dem Wetteifer den Kranz davon. Außer der Hoftrauer und der dreitägigen Schließung der Theater ward für die Armee und Marine eine vierwöchentliche Trauer angeordnet; ein Regiment erhielt für ewige Zeiten den Namen des Kaisers, und die königliche Familie, den König an der Spitze, wohnte dem Todtenamte bei, das ein russischer Priester in der russischen Gesandtschaftstapelle abhielt. Fast alle deutschen Regierungen schickten besondere Gesandtschaften nach Petersburg, die dem Leichenbegehänge beiwohnen sollten. Von Wien ging trotz des gespannten Verhältnisses, in

welchem Oesterreich zu Rußland stand, der Erzherzog Wilhelm zu diesem Zwecke ab. Die Organe der Regierungen, selbst der in den Krieg verwickelten, konnten kaum Worte finden, die persönlichen Eigenschaften des Zaren zu preisen; sie stellten ihn dar als einen Halbgott, dem Rußland und dem Europa unendlich Viel zu danken habe.

Die unabhängige Presse dagegen, die englische, — denn der deutschen und der französischen war es nicht gestattet, ihre Herzensmeinung zu sagen, — konnte bei allem Bemühen, an dem offenen Grabe des Zaren eine Leichenbittermiene anzunehmen, ihren Jubelruf kaum verbergen und ihr Verdammungsurtheil nicht zurückhalten. Man glaubte mit dem Tode des Friedensstörers den Frieden nahe, und sah seinen Tod an als eine Strafe. Sogar die „Times“ schrieb: „Das Mene Tekel Belshazars, der Untergang Sanherib's war nicht schrecklicher. Dieser Schlag hat nicht bloß die Armeen, die Politik und die Allianzen Rußlands getroffen, sondern ganz insbesondere den großen Urheber des Kriegs, welcher mit dem Verluste seines Ansehens in Europa und nun mit seinem Leben selbst, den russischen Frevel an den Rechten anderer Staaten und am Frieden Europa's gebüßt hat.“

Man hat vielfach gesagt, bei diesen widersprechenden Urtheilen über den Kaiser Nikolaus werde und müsse es bleiben; auch die Nachwelt werde nur nach ihrer Parteilichkeit urtheilen, die Einen würden ihn segnen, die Andern ihn verdammen.

Wir glauben das nicht, wir sind der Meinung, daß die ganze gebildete Welt in ihrem Urtheil über den Za-

ren einst übereinstimmen wird und heute größtentheils schon übereinstimmt.

Jene Gefühle und Urtheile, die Angesichts des offenen Grabes ausgesprochen wurden, haben allerdings ihren Werth, — jedoch mehr Werth für die Beurtheilung der Mitwelt als für die Beurtheilung des Zaren. Die Klage der Russen und die Todtenämter in den Residenzen Deutschlands, das Steigen der Kurse an den Börsen und die bitteren Artikel der englischen Zeitungen legen sammt und sonders Zeugniß davon ab, welche Bedeutung die Zeitgenossen aller Parteien dem Tode des Kaisers beimaßen, welche politische Machtstellung Freunde wie Gegner ihm vindicirten, aber damit ist der Werth dieser Aeußerungen auch erschöpft. Für die Charakteristik des Verstorbenen haben sie so wenig Gewicht wie der Gesang von Klageweibern oder der Leichensermone eines Predigers. Jene Urtheile und Stimmungen waren durchaus einseitig und parteiisch; sie waren entstanden unter dem unmittelbaren Eindruck der überraschenden Todeskunde, und sie stützten sich lediglich auf die Situation, in welcher der Kaiser aus dem Leben schied.

Nikolaus ist in einem Moment und unter Umständen aus dem Leben geschieden, die ihn in so günstigem Lichte als möglich erscheinen ließen. Er starb mitten in einem Kampfe, der mit wenig Glück aber nicht ohne Heldenmuth geführt wurde, in einem Stadium des Kampfes, wo es sich um Herd und Altar der russischen Nation zu handeln schien. Er starb zur rechten Zeit, um seinen starren Sinn nicht beugen und dem Auslande wie dem eignen Volke keine Concessionen machen zu müssen.

So erscheint sein Leben und Streben wie aus einem Guß, einem Zwecke gewidmet, er selbst konsequent, treu und ausdauernd in der Rolle, die er einmal übernommen hat. Er tritt vom Schauplatz ab als eine jener seltenen, imponirenden Persönlichkeiten, die sich nicht beugen lassen, sondern nur zusammenbrechen können, die den Kampf mit einer Welt aufnehmen und fortsetzen, wenn die Aussicht auf den Sieg so gut als erloschen ist.

Noch mehr — der Zar verließ das Leben in einem Moment, wo die stereotypen Anklagen gegen ihn ein gut Theil von ihrer Schärfe verlieren mußten, wo der Haß Europa's, der seit einem Menschenalter auf ihm ruhte, sich gemildert hatte, weil die Anklagen und der Haß ihn nicht mehr allein trafen. Der Unterdrücker Polens erschien den Zeitgenossen in einem milderen Lichte, seit Italien und Ungarn einem ebenso grausamen Schicksal erlegen waren als das ehemalige polnische Königreich; der unerbittliche Gegner aller freiheitlichen Regungen war in den Hintergrund gedrängt, seit der Belagerungszustand in den Hauptstädten Europa's die Runde gemacht hatte, und seit der Mann des zweiten December mit ihm rivalisirte. Und hatte der Beginn des orientalischen Krieges auch noch einmal den Haß und die Antipathie wachgerufen und eine Art von Enthusiasmus für den Krieg gegen Rußland erzeugt, so hatte der Verlauf des Feldzugs bereits herausgestellt, daß das Gerede der Westmächte von einem im Interesse der Freiheit und der Civilisation unternommenen Kampfe nur Lug und Trug sei, und daß die unterdrückten Nationalitäten wie

der Liberalismus überhaupt von den Gegnern Nikolaus I. so wenig zu hoffen hätten wie von ihm selbst.

Man muß das Portrait des Zaren aus dieser Beleuchtung momentaner Umstände und Stimmungen hinwegnehmen, wenn man biographische Studien an demselben machen und sein Wesen und seinen Charakter mit Gerechtigkeit würdigen will.

Die eine Anerkennung wird Nikolaus von Niemandem versagt werden dürfen, daß er mit mehr als gewöhnlicher Konsequenz und Energie seine Regierung geführt habe. Es war in dem Manne ein bedeutendes Maß von Kraft, ein starker, eiserner Wille, eine unbeugsame Entschiedenheit; es war in ihm Etwas von dem Troß, der die Kräfte schwellt gegenüber sich aufthürmenden Hindernissen; es war in ihm jene zähe Beharrlichkeit, die einen einmal gefaßten Plan wol vertagt, aber so leicht nicht aufgibt. In jeder Handlung des Kaisers manifestiren sich diese Eigenschaften. Diese Energie und Konsequenz haben die Rebellen des December kennen gelernt und die Polen, diese Beharrlichkeit hat eine russische Flotte, starke Festungen und Kriegshäfen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit geschaffen und das russische Reich von aller Berührung mit dem westlichen Europa abgesperrt, diese Entschiedenheit hat den Zaren zum gefürchtetsten Repräsentanten der konservativen Ideen und damit zum einflußreichsten Monarchen Europa's gemacht, dieser Troß hat die freiheitsbegeisterte Jugend, die Dichter und Denker aller Nationen herausgefordert und endlich die regulären Regimenter und die Linienschiffe Englands und Frankreichs gegen ihn in den Kampf geführt.

Solche Eigenschaften sind freilich Bedingungen echter historischer Größe, aber sie sind nicht diese Größe selbst. Das ist nicht zu verwechseln. Konsequenz und Energie sind schöne Gaben der Natur oder edle Früchte der Erziehung, wo sie gepfropft sind auf einen edlen Stamm, auf einen reichen und humanen Geist, aber sie sind die gefährlichste Mitgift für die Einfältigen oder die Bösen. Die neueste Geschichte liefert uns zwei eklatante Beispiele, welche politischen Erfolge die Konsequenz und die Energie erringen können. Das eine Beispiel ist Napoleon III., das andre Nikolaus. In dem Ersteren sehen wir einen Mann von klarem Verstande, von scharfer Urtheilskraft, von kluger Berechnung, einen Mann von Einsicht und Umsicht, ohne Vorurtheil aber auch ohne Gewissen, ohne Bedenken aber auch ohne Humanität unverrückt und planmäßig seine egoistischen Zwecke verfolgen; Nikolaus besaß eine ähnliche Energie, eine ähnliche Ausdauer und Konsequenz, aber diese Eigenschaften waren gepfropft auf einen armen Geist, einen beschränkten Verstand, eine engherzige Auffassung der Menschen und Dinge. Und beide Männer sind — trotz ihrer Erfolge — keine Sterne, sondern dunkle Flecken am Himmel der Geschichte.

Nikolaus war ein Despot, aber ein anderer Despot als die früheren Zaren Rußlands; er war nicht ein intelligenter und revolutionärer Despot wie sein Ahnherr Peter, nicht ein halbverrückter Despot wie sein Vater Paul, sondern ein Despot nach Art eines bornirten, pedantischen Schulmonarchen. Er duldete nicht die leiseste Opposition, er war rachsüchtig und boshaft, eifersüchtig darauf, daß man ihm den gehörigen Respekt erwies, er

verzieh niemals. Er hatte ein bis zum Lächerlichen sich versteigendes Bewußtsein von seiner Herrscherwürde. Seine Russen galten ihm nur als das Material für seine Regierungskunst, Rußland als das Piedestal seiner Größe. Seine ganze Regierungskunst bestand in einer äußerlichen uniformen Dressur, in der Negation alles selbstständigen und originalen Lebens. Der Begriff des „Untertanen“ drückte ihm das Höchste aus: den Herzog von Leuchtenberg nannte er in dem Manifeste, worin er dessen Tod anzeigte, seinen lieben Sohn und „Untertan.“ Wenn wir den Vergleich zwischen Nikolaus und Napoleon III. noch einmal wieder aufnehmen, so trägt der Letztere den Thatfachen Rechnung, berücksichtigt mit schlauer Umsicht die Natur der Menschen und Dinge, — Nikolaus bot beiden Trotz, wollte sie gewaltsam ändern. Er zwängte seinen leichtblütigen Russen eine steife, militärische und bureaukratische Dressur auf, die ihrem ganzen Naturell widersprach, er wollte die Landratten des Innern gewaltsam zu Seeleuten machen, Rußland mit einem salto mortale in einen Fabrikstaat verwandeln, er verlangte von den tödtlich beleidigten Polen Loyalität, und sucht alle Sektirer und Nichtorthodoxen durch barbarische Mittel in Bekenner der Staatskirche umzuschmieden. Napoleon vernutzt mit bewundernswerther Pfliffigkeit die Ideen der Neuzeit zu seinen absolutistischen Zwecken, er macht sich sogar den Demokratismus und Socialismus in gewissem Sinne dienstbar, — Nikolaus führte gegen diese Ideen einen unversöhnlichen Kampf auf Leben und Tod. Napoleon nimmt jede beliebige Maske vor, die zu den Verhältnissen paßt, — Nikolaus erschien immer in demsel-

grauen russischen Kapotmantel. Mit der Wissenschaft und mit der Kunst wußte er Nichts anzufangen, er duldet sie nur, sofern sie seiner Eitelkeit schmeichelte oder rein militärischen Zwecken förderlich war, die Kreise der Universitäten und Lehranstalten zog er von Jahr zu Jahr enger. Die materiellen Kräfte seines Landes verstand er nicht flüchtig zu machen, nicht einmal sparsam damit umzugehen, er verzehrte das Huhn mit dem Ei, erschöpfte die Steuerkraft des Reiches und forderte Rekruten auf Rekruten.

Nur wenn wir es fest im Auge behalten, daß Nikolaus ein Mensch von geringen Gaben war, daß er als der spätgeborene dritte Sohn Paul's, der keine Aussicht auf den Thron hatte, eine dürstige und einseitig soldatische Erziehung erhielt, nur dann werden wir es uns erklären können, daß er bei all seinem barbarischen Despotismus gewissermaßen in gutem Glauben handelte. Seine Willkür, seine unmenschliche Strenge, seine Grausamkeit war ihm eine Doktrin; er betrachtete sie als sein Recht und seine Pflicht. Er besaß nicht den frivolen Muth der Herrscher, welche die Weltgeschichte für alle Zeiten als Tyrannen gebrandmarkt hat, sich über Moral und Grundsätze völlig hinwegzusetzen, darum schuf er sich seine eigne Moral nach seinem Hausbedarf. Er sprach immer von seinen Rechten und seinen Pflichten; es ist fast kein offizielles Aktenstück, worin er nicht darauf hindeutet. Wollten wir seine Moral als gemeingültig anerkennen, so hätte es keinen pflichttreueren und rechtliebenderen Monarchen gegeben als gerade ihn. Vielleicht ist dieser ewige Refers auf das Recht und auf die Pflicht zu An-

fang nur die Regung des menschlichen Gewissens gewesen, daß ja Niemanden ganz fehlt; später lebte er sich völlig ein in seine aparten Grundsätze, und das, was der gesunde Menschenverstand „Gewissen“ nennt, kam ihm völlig abhanden. Er log und betrog — im Großen und im Kleinen, — er beschwor die polnische Verfassung und brach sie gleich hintennach, er that wie ein Friedfertiger und sann im Stillen auf Krieg, er rühmte sich seiner Uneigennützigkeit und bereicherte sich mit großen Länderstrecken, er spielte den strengen Sittenrichter und den ehrbaren, musterhaften Gatten, und genoß heimlich die Gunst fremder Frauen. Er verschärfte die Strafen, die von den Gerichten erkannt waren, anstatt sie zu mildern. Er trat für die Glaubensfreiheit auf der Türkei gegenüber, und benahm sich wie ein harter Inquisitionsrichter gegen die Ketzer und Heterodoxen im eigenen Lande. Er setzte, um seine Rachsucht zu befriedigen, Ausnahmegerichte ein und konfiscirte Privateigenthum massenweise. Er schickte Tausende auf bloßen Verdacht hin nach Sibirien. Er unterdrückte jeden freien Gedanken. Das Alles erschien ihm als sein Recht oder als seine Pflicht. Nach dieser Abstraktion von Recht und Pflicht bemaß er in einem widerwärtigen Tugendstolz all sein Handeln, — seine Arbeiten im Kabinet, seine Theilnahme an den Hoffesten, seine Anwesenheit auf den Paraden und beim Gottesdienst, seine Gänge in die Kasernen. Dieser Doktrin fiel er zum Opfer, als er todtkrank bei starker Kälte zur Inspektion der Garde in die Reitbahn fuhr, und in dem Glauben, seine Pflicht erfüllt zu haben, schied er aus dem Leben. „Alle meine Sorgfalt, alle meine Anstrengungen

waren auf Rußlands Wohl gerichtet," soll er auf dem Sterbebette in seinen letzten lichten Momenten zu seinem Sohne und Nachfolger gesagt haben.

Wenn der weittragende Einfluß, den Nikolaus in Westeuropa bejaß, zum großen Theil daher rührt, daß ihm die Kraftlosigkeit und Erbärmlichkeit gegenüberstand, so rührt er andertheils eben daher, daß der Zar mit Vertrauen auf sich selbst und auf seine Sache austrat. Dieser Glaube an sich selbst täuscht oft, reißt meistens die Schwachen und die Schwankenden fort, und imponirt immer. Vielleicht ist Nikolaus der letzte Monarch gewesen, der in der vollen Ueberzeugung von seinem absoluten Herrscherrechte gestorben ist.

Hat übrigens irgend Jemand eine vernichtende Kritik des verstorbenen Zaren geübt, so ist es sein Sohn, Alexander II. Die bisherige Regierungsweise desselben ist eine entschiedene Verurtheilung des System's, das Nikolaus I. befolgte, und diese Kritik ist um so bitterer, als sie sich auf ein abweichendes Handeln beschränkt und sich in ein pietätvolles Schweigen über den Verstorbenen hüllt. Alexander II. hat die Opfer des rachsüchtigen Absolutismus seines Vaters begnadigt, den sogenannten politischen Verbrechern die Kerker geöffnet, die Verbannten aus Sibirien zurückgerufen, und sogar die Rebellen des 26. Dec. 1825 und der Warschauer Erhebung von 1830 den Thron wiedergegeben. Er hat die berüchtigsten Handlanger des Nikolaus aus ihren Aemtern entfernt. Er hat den Millionen Leibeigenen, welche Nikolaus ein Menschenalter lang vergeblich auf Erleichterung ihrer gedrückten, elenden Lage hoffen ließ, die Aussicht auf eine mensch-

liche Existenz eröffnet. Er hat die Grenzperre gemildert und läßt die Censur nach liberalen Grundsätzen handhaben. Er hat Handelsverträge geschlossen, läßt Eisenbahnen bauen nach allen Richtungen hin und hat den Anfang gemacht, das Reich aus den Fesseln der bisherigen Militärherrschaft zu erlösen.

In der auswärtigen Politik allerdings ist der Wechsel nicht so schroff. Die auswärtige Politik der Zaren ist durch die frühere Geschichte des Reiches bedingt und angezeigt, und kein Kaiser kann diesem Zuge so leicht widerstehen. Was Alexander II. in seinem Thronbesteigungsmanifeste aussprach, „daß sich durch ihn erfüllen möchten die unablässigen Wünsche und Absichten seiner erhabensten Vorfahren, Peter's, Katharina's, Alexander's des Geseigneten und seines unvergeßlichen Vaters,“ — das ist keine bloße Redensart. Die ganze Stellung der russischen Herrscher bringt es mit sich, daß sie nach Vergrößerung der Macht und des Länderbesizes streben; ein so ungeheurer Staatenkomplex, zusammengehalten durch den Absolutismus, trägt die Nothwendigkeit in sich, sich immer mehr auszu dehnen; hier ist der Trieb des Erhaltens hingewiesen auf das Erobern.

Der neue Kaiser fand den Krieg mit den Westmächten als eine Hinterlassenschaft seines Vaters vor, die ihn in Verlegenheit setzen mußte, die er aber nicht ablehnen konnte. Der nationale Eifer der Russen war einmal erregt, die nationale Ehre gefährdet, die tapfere Vertheidigung Sebastopol's hatte den nationalen Stolz auf's höchste entflammt. So mußte Alexander II. eintreten in diesen Kampf, der auf keinen Gewinn hoffen ließ, aber unge-

heure Verluste mit sich brachte. Nachdem alle Kräfte an Menschen und an Kriegsmaterial, die Rußland besaß, auf die taurische Halbinsel geworfen waren, wurde die Stadt Sebastopol, die Südseite der Festung, nach einer Belagerung, die 349 Tage gedauert hatte, am 8. September 1855 von den Allirten mit Sturm genommen. Auch die ganze Flotte des Schwarzen Meeres ging dabei verloren. — Früher schon waren in Jenikale, in Kertsch und einigen Küstenplätzen des Asow'schen Meeres große Vorräthe der Russen zerstört, im Oktober erzwangen die Allirten den Eingang in den Liman des Dnepr, nahmen die Festung Kinburn ein und setzten sich dort fest. Diesen Verlusten und Niederlagen gegenüber war das Glück der russischen Waffen in Asien und der Fall der Festung Kars ein geringer Trost. Nachdem auch das benachbarte Schweden eine Defensivallianz mit England und Frankreich gegen Rußland abgeschlossen hatte, mußte das letztere sich endlich bequemen, aus den bisher geführten Friedensverhandlungen ohne friedliche Absicht Ernst zu machen. Am 25. Februar 1856 begannen die Konferenzen zu Paris, am 30. März ward der Friede daselbst geschlossen.

Man kann diesen Frieden demüthigend nennen, wenn man ihn mit den Ansprüchen vergleicht, die Nikolaus I. erhoben und mit den Waffen in der Hand vertheidigt hatte. Rußland mußte einen Theil seines Gebiets — wenn auch nur einen kleinen von 205 Quadratmeilen — an der untern Donau abtreten und verlor damit seine Suprematie über die Mündung dieses Stroms, es verzichtete auf das Protektorat über die Donaufürstenthümer, es ließ sich das

Verbot auflegen, seine Flotte im Schwarzen Meer nicht wieder zu bauen, und keine militärisch-maritimen Arsenalen am Pontus wiederherzustellen; es mußte sich's endlich gefallen lassen, daß sein Anspruch auf das Protektorat über die Christen in der Türkei von den übrigen Großmächten kassirt wurde. Aber die thatsächliche Machtstellung Rußlands ward durch den Frieden doch wenig verändert, es war augenblicklich geschwächt aber nicht gründlich und nicht auf die Dauer, und es wurden ihm keine erheblichen Hindernisse in den Weg gelegt, daß es nicht zu gelegenerer Stunde auf seine alten Pläne mit mehr Aussicht auf Erfolg zurückkommen könnte.

Daß Alexander II. in der auswärtigen Politik überhaupt nicht die alten Bahnen der Zarenpolitik verlassen hat, dafür sprechen ganz bestimmte anderweitige Thatfachen. Zunächst schon die Versuche des Petersburger Kabinetts, den Pariser Friedensvertrag sophistisch zu seinen Gunsten auszulegen. Es bemühte sich, die Schlanginsel, der Donaumündung gegenüber, an sich zu reißen, es beeiferte sich, die Unkenntniß der bessarabischen Grenzlinie, welche im Kongreß herrschte, für sich auszunutzen; es versuchte in den Verhandlungen über die Räumung der Donaufürstenthümer und über die politische Gestaltung dieser Länder Zwietracht zwischen den Allirten zu säen. Namentlich aber ward die Eroberungspolitik Rußlands in Asien unter Alexander II. fortgesetzt. Mit Nachdruck wurde der Krieg gegen die Bergvölker des Kaukasus weitergeführt, sobald der Frieden mit den Westmächten es erlaubte. In Centralasien rückten die russischen Vorposten immer weiter nach Süden. Nikolaus I. hatte

es noch erlebt, daß die unglückliche Expedition gegen Khiva*) geführt wurde. Im Jahre 1854 war es demselben Perowski, der jene Expedition befehligte, gelungen, mit 17,000 Mann nach Khiva vorzudringen. Der Khan hatte sich unterworfen, den „allmächtigen Zaren als seinen Oberherrn anerkannt, ihm das Recht über Krieg und Frieden, das Gesetz über Leben und Tod und die Bestimmung der Handelswege und Handelszölle auf ewige Zeiten“ eingeräumt. Unter Alexander II. setzten sich die Russen in Khiva vollends fest, und streckten ihre Arme nach den Khanaten von Khokan und von Bokhara aus. Gesandtschaften von dort erschienen huldigend in Petersburg, gegen Tursan ward eine militärische Expedition vorbereitet und eine „wissenschaftliche“ Expedition erforschte die Grenzgebiete Afghanistan's. Die wichtigste, folgenreichste Erwerbung ward gemacht im Osten Asiens, an der sibirischen Grenze. Von Petropaulowst und Ochotsk aus ward ein großer Streif chinesisches Gebiets okkupirt, im Jahre 1856 schätzte man die Ausdehnung dieses Areals auf 400 Meilen Länge von Osten nach Westen und auf 200 Meilen Breite von Norden nach Süden. Die Mündung des Amur und der Lauf dieses wichtigen Stromes kam dadurch in russische Gewalt; und daß die Petersburger Regierung von diesen Ländern dauernd Besitz ergreifen wollte, bewies die Anlage einer starken Hafensfestung Nikolajew. Erwähnt mag endlich noch werden das vielverbreitete, schwerlich aller Begründung entbehrende Gerücht, daß an dem Auslande der Ostindier

*) Vergl. Russ. Hof Bd. VIII. S. 105.

gegen die Britten und an dem Kriege der Chinesen gegen dieselben russische Agenten einen mehr oder minder großen Antheil hätten.

Aber bei alledem ist doch auch die Wandlung in der auswärtigen Politik Alexander II., so weit sie sich auf die europäischen Verhältnisse bezieht, nicht zu verkennen, — die Suprematie in Europa wird wol der Hintergedanke des Kaisers Alexander wie der des Nikolaus, der Katharina und des ersten Peter sein, dieser Hintergedanke aber drückt sich in der Politik des Sohnes in andern Formen aus wie in der des Vaters; die stereotype Protektion aller konservativen und reaktionären Elemente Europa's von Seiten des russischen Hofes hat aufgehört, und an die Stelle der Politik, welche Nikolaus meist wirklich befolgte, immer erheuchelte — ist eine vorurtheilslosere Politik der russischen Interessen getreten.

Diese herbe Kritik, welche die Regierung Alexanders gegen die Regierung Nikolaus I., mithin gegen diesen selbst übt, hat auch dem stummen Volke Rußlands den Mund geöffnet. Bis zum Tode des Kaisers verschloß die Furcht, der Schrecken vor dem Autokraten die Lippen, bei den Meisten war eine dumpfe Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal die Frucht einer dreißigjährigen Gewohnheit, und bei Vielen hatte der orientalische Krieg sogar eine Art von Verklärung ausgegossen über diese äußerlich so brillante, in Wirklichkeit so alle geistige, materielle und moralische Kraft tödtende Regierung. Nur die Geächteten, ein Solowin und vor Allem Herzen, vermochten ihre Stimme gegen den Zaren zu erheben, und der Mitwelt aus dem Nimbus, womit eine Partei sie

umgeben, die nackten Züge des herz- und geistlosen Despoten herauszuschälen. Als Alexander II. die Vertrauten seines Vaters aus den hervorragendsten Aemtern entließ, da fiel es wie ein Alp von der Brust der russischen Nation. Die Entlassung des fürchterlichen Kleinmichel war für Rußland ein Ostertag, ein Auferstehungsmorgen, und von da war es nicht mehr weit zu der Erkenntniß, daß Kleinmichel nur der Gesell, das Werkzeug gewesen, daß der Meister, der verantwortliche Urheber alles Unglücks aber der Mann sei, den man vor Kurzem mit kaiserlichen Ehren in die Gruft getragen.

* * *

Mit dem Regierungsantritt Alexander II. ist eine neue Epoche der russischen Geschichte angebrochen. Aber diese Epoche ist nur angebrochen, die neue Bahn ist erst eben betreten, es sind Anfänge da, Verheißungen gemacht, Pläne entworfen, aber es ist wenig ausgeführt und verwirklicht. Der Umschwung liegt bis jetzt zum Theil noch mehr im Geiste als in den Thatfachen. Ueberall drängt sich die Frage vor: wie wird das werden? Nirgends sind die Dinge reif, um ein Urtheil zu fällen. Alexander II. und seine Regierung zu zeichnen ist eine Aufgabe des Publicisten, nicht des Geschichtschreibers. Wir halten darum unsre Arbeit, die Historie des russischen Hofes zum Ende zu führen, hiermit für erledigt.





110741	
	1